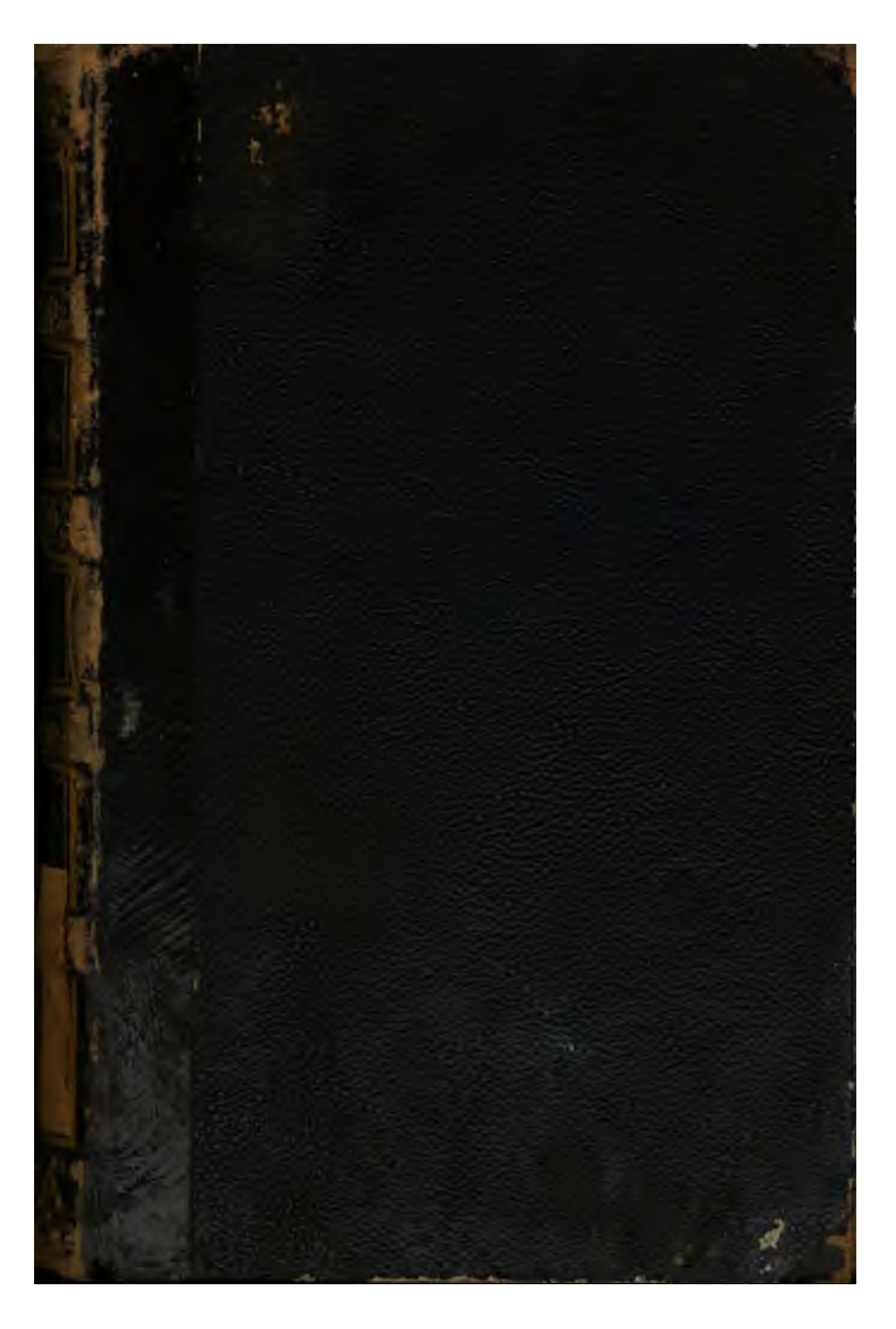
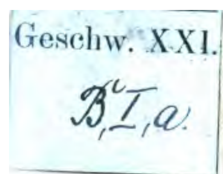
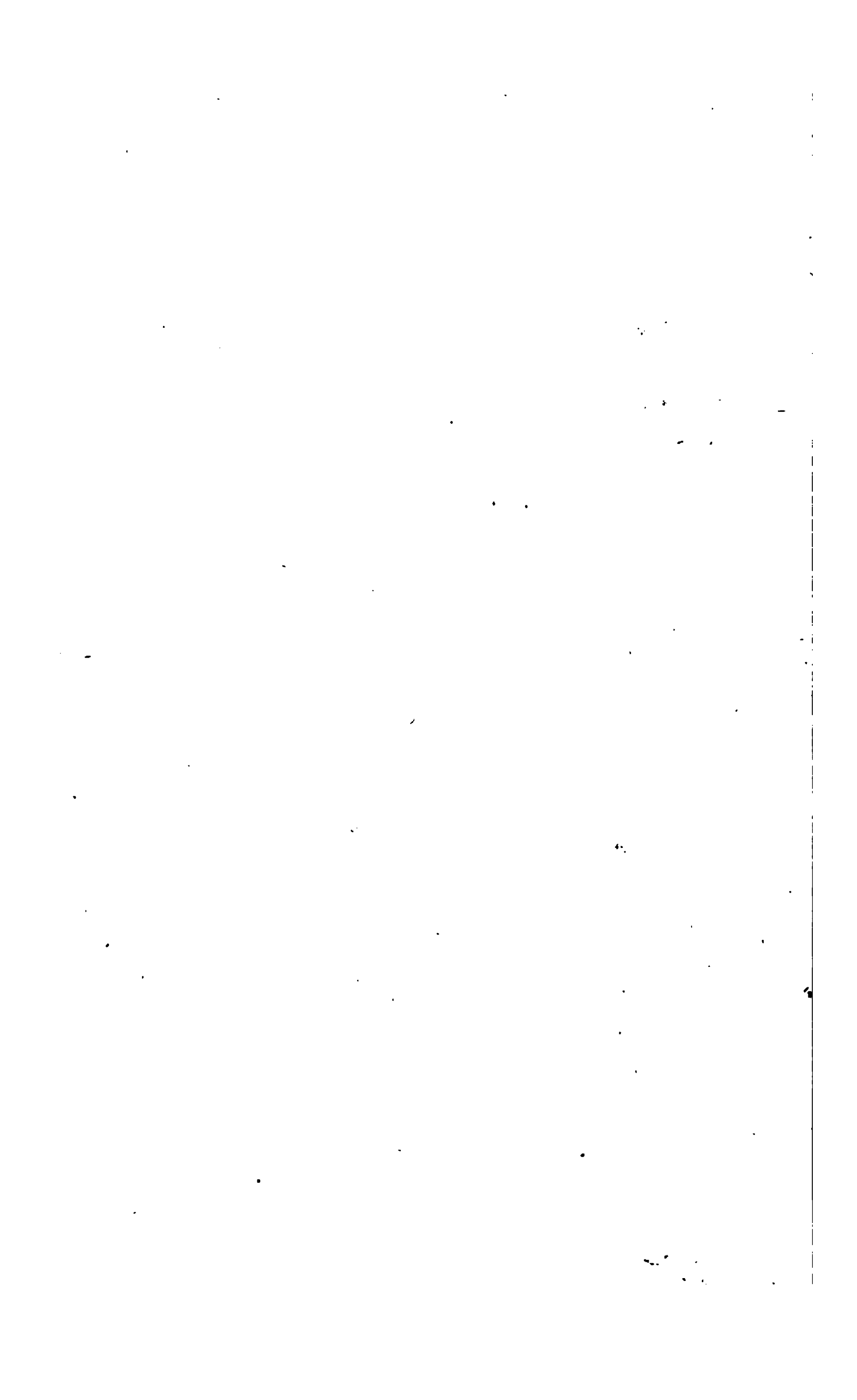










# Reisebriefe.

Von

## Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Erster Band.




Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.

1841.

## An meine Schwester.

Zwei Dinge standen mir frei: entweder diese Briefe nach meiner Heimkehr zu einem Buch umzuschmelzen, oder sie frischweg herauszugeben wie sie geschrieben worden sind. Da Ihr meint, daß sie sich nicht übel lesen lassen, und der Verleger auch: so mögen sie denn immerhin gedruckt werden, obgleich sie keinen andern Vorzug haben als den, daß sie von einem gar merkwürdigen Lande erzählen, das Niemand kennt, und für das sich Alle interessiren. Wer sich sehr zu diesen Briefen freut — das bin ich. Wenn ich im Herbst heim komme,

werde ich sie lesen, und dann erst recht erfahren, was ich eigentlich gesehen habe; denn jetzt, versichre ich Dir, schwirren mir die bunten wechselnden Bilder dermaßen durch den Kopf, daß ich's nicht genau weiß.

Perpignan, 24. Junius 1841.

# Inhalt des ersten Bandes.

# Erster Reisebrief.

Nizza, im Oktober 1840.

Nun bin ich im Winterquartier ganz bequem eingenistet, mein herzliebes Clärchen, und nun will ich Dir auch den verheißenen Reisebrief schreiben. Ich habe gewiß eine der schönsten Reisen in Europa gemacht, und gerade so, wie ich sie mir in Tharant ausgedacht hatte, wo ich, wenn ich mich ein klein wenig besser befand, sogleich mit Plänen für die Zukunft die trostlose Gegenwart erheiterte. O, der Mensch ist ein Kind der Zukunft! die Gegenwart in Leid und Freude erfüllt ihn nie ganz und gar; und darum ist er auch Kind der Unsterblichkeit. Eines muß ich Dir zuerst und ein für alle Mal sagen: die Welt liegt gerade so schön vor einem Auge als vor zweien da, deshalb betrübet Euch nicht mehr um mich, denn ich selbst thue es nicht.

Freilich — wenn ich daran denke, daß ich ein so kostbares Organ verloren habe und so entstellt bin — und zwar durch die fahrlässige ärztliche Behandlung in der nach der Operation nothwendigen Nachkur; nicht aber, wie nach allen vier Winden hin ausgesprengt worden, weil ich es durch Lesen und Schreiben selbst verschuldet — ja, dann betrübe ich mich, und weine wohl gar. Aber ich habe nicht Zeit daran zu denken. Ich denke an meine Freunde, an meine Arbeiten, an meine Reisen; ich denke, daß, wenn Gott will, daß ich den Weg meines Lebens mit einem Auge suchen soll, so werd' ich ihn auch damit finden; ich denke, daß Schicksale nie umsonst über den Menschen kommen, daß er sie braucht wie Hammerschläge, die das Ebenbild Gottes aus der groben Hülle von Erde herausarbeiten. Bei dem Einen ist dies Ebenbild von Wachs: das wird freilich nur mit dem Finger geformt; bei dem Andern von Stein und Erz; da sind eben Hammer und Meißel nothwendig; aber darf man jammern, weil man von Erz ist? Ueber sein Schicksal jammern, innerlich oder äußerlich; wähnen, daß alle Schaalen des Zornes oder der Bitterkeit über einen ausgegossen werden, wie sonst über keinen; das darf der Mensch überhaupt nicht. Er hält sich dann für einen Auserwählten, und wird leicht entweder

erbittert oder hochmüthig. Es ist ihm nur zu verzeihen, wenn er im Jammer mitten drin ist, und die Wellen der Aengste und Schmerzen ihm die Seele umdrängen und überbrausen. Legen sie sich, so kann er nach Luft schnappen, sich besinnen, und sein Schicksal erkennen; thut er das nicht, so bleibt er unter demselben. Wer mag das? ich gewiß nicht! Gott denkt an mich, in Sanftheit oder Strenge, einerlei! er denkt an mich. Gut! so will ich denn auch an ihn denken. Ich bin nicht eben sanft, nicht resignirt, ich verstehe gar nicht mir durch Geduld zu helfen; aber ich helfe mir durch den Gedanken an Gott. Ich wage nicht zu sagen, daß ich deshalb fromm sei, ach nein! doch will es mir zuweilen nicht aus dem Sinn: an Gott denken, sei Frömmigkeit; und wenn man das der Welt einleuchtend machen könnte und keinen entstellenden Aufputz von Aeußerlichkeiten drum herum machen könnte: so würde die Welt glücklich und gut werden; denn ich bin ja beides, sobald ich es thue. Du siehst, liebes Clärchen, daß ich wirklich gar keine Zeit zu Lamentationen habe.

Aus Prag schrieb ich dir flüchtig ein Bülletin über mein Befinden. Auch jetzt sag' ich nichts über diese königliche Stadt; ich hab' es schon anderswo gethan. Doch königlich ist sie wie keine in Deutschland, und das kommt daher, weil sie aus Zeiten

stammt, wo das Königthum noch eine unangetastete Würde und gar keine Aehnlichkeit mit dem Zwitterzustand eines modernen Bürger-Königthums hatte. Alle Zwittergeschlechter sind der Fortpflanzung unfähig, das beruhigt mich ein wenig. In Prag liegt ganz oben auf dem Hradschin die königliche Burg, wie eine Krone, daneben der Dom und der Palast des Erzbischofs. Die stolzen Häuser des böhmischen Adels lagern sich umher bis zur Moldau herab. Jenseit des Flusses liegt der größte Theil der Stadt. Alles ist überragt und bewacht durch die Königswohnung und den Dom. Ist das nicht prächtig? ich möchte allen Königen eine solche Residenz bauen. Es war ein großes Lager bei Prag; schöne Regimenter hatten Parade. Werden die von Kugel und Schwert vernichtet werden, weil sich ein Pascha gegen einen Sultan empört hat? — Alle Leute sehen geputzt aus; daraus geht hervor, daß es keine vornehme Leute waren. Die sehen nie geputzt, sondern im Goldstoff- oder im Leinwandkleide immer ganz gleich, und das heißt vornehm, aus. Davon haben aber die Geputzten keine Ahnung! Die Kammerjungfer zieht das Atlaskleid ihrer Gebieterin an, und schmeichelt sich auf ein Haar wie eine Gräfin auszusehen. Ach guter Himmel! die endimanchirte Zofe guckt aus dem Gang, aus den

Ellbogen, aus der Nasenspitze hervor. Die Elegance, dies Surrogat der Vornehmheit, bildet eine dritte Classe, und es ist sehr unterhaltend alle drei in großen Städten zu beobachten. Aber wie gesagt, Prag bot nur die eine; es war noch nicht die Saison der Gesellschaft.

Während der zweitägigen Fahrt nach Linz sündflutete es. Das trug nicht dazu bei das einförmige Land zu verschönern. Böhmen ist wie eine gute Hausfrau, hat große Verdienste, aber keine Anmuth. Es baut Wein, Früchte und Getreide, es hat Bergwerke, köstliche Heilquellen, edle Steine, den zarten Amethyst, den feurigen Granat: doch die Natur ist von melancholischer Monotonie, eine hügelige Hochebene mit unbegränzter Fernsicht und gar keiner Ansicht. Das war mir schon früher bei der Fahrt über Znaym nach Wien aufgefallen. Alles concentrirt sich in diesem Lande nach innen: seine Schönheit in Prag, das in der Mitte liegt wie ein Herz; und seine Tüchtigkeit in dem Boden. Der Character des Menschen widerspricht dem nicht. Böhmen war der Heerd, auf dem das Licht des Glaubens und die Flamme des Fanatismus sich entzündeten, die in dem edlen Huss und dem wilden Ziska ihre Repräsentanten stellten. Und als kaum die rasenden Hussitenkriege erloschen waren,

begann wiederum in diesem Lande der dreißigjährige Krieg. An den alten fabelhaften Mägdekrieg glaub' ich nicht recht; doch sei es auch nur eine Sage, so ist sie gewiß von einem wilden Volke erfunden. Um so trotzige Weiber zu bändigen, bedarf es gewaltiger Männer. Die Hauptunterhaltung dieser zwei Tage bestand für mich darin, daß ich mich mit meinem neuen Wagen befreundete. Das Neue, sogar wenn's besser als das Alte, ist zuerst immer unbehaglich. Ein eigner Wagen wird jetzt, wo Eisenbahnen die Erde in ihr Netz einfangen, bald kein Bedürfniß mehr sein; aber ich bin doch sehr dafür. Ist es sauvagerie oder Hochmuth, genug, die Gemeinschaft mit aller Welt im engen Raum ist mir durch und durch zuwider. Als Spazierfahrt von Berlin nach Potsdam, als Curiosität lass' ich's gelten; eine wirkliche Reise so zu machen find' ich ganz unanständig für einen Menschen. Er setzt sich dadurch zu einem Waarenballen herab, und begiebt sich seiner Sinne, seines Willens, seiner Unabhängigkeit. Menschliche Rücksichten werden auf einen Waarenballen nicht genommen, man hat sich nur verpflichtet ihn fortzuschaffen; also: lass' ich meine Börse aus dem Wagen fallen, so komm' ich um mein Geld; werd' ich todtkrank im Wagen, so komm' ich um mein Leben. Angehalten wird nicht für mich, höchstens

um mich herauszuwerfen. Findest Du das sehr angenehm? — Man hebt die Dampfwagen-Erfindung bis in den Himmel. Ja ja! in den modernen Kram paßt sie! sie nivellirt und centralisirt und das sind die beiden fixen Ideen derjenigen, welche sich Liberale nennen. Als ob die Centralisation nicht die abschreckendste Tyrannei übte! als ob eine Centralisation, wie sie in London und Paris stattfindet, weniger despotisch ihre Länder beherrschte, als ein Kaiser von China das seine! Nivellirt werden dann auch alle Schranken, Stände, Genüsse, Bedürfnisse. Für ein Geringes rutscht Greis und Kind, vornehm und gering, reich und arm, Mensch und Vieh auf Dampfwagen umher. Die Fernen verschwinden! ruft man. Freilich! doch was zwischen den fernen großen Punkten liegt, geht unter. Erinnerst Du dich Meissens, der freundlichen Stadt, die einen so guten Gasthof hatte? Jetzt ist kein guter Gasthof mehr da, man braucht keinen auf der dreistündigen Fahrt von Dresden nach Leipzig. Auf solchen Straßen gehen auch großentheils die Posthaltereien ein. Die Leute, die von ihrem kleinen Verkehr bequem lebten, verarmen; die, welche Eisenbahn-Aktien haben, werden reich. Man spricht von dem ungeheuren Vortheil, den die Industrie mit sich führe; für wen denn? nimmt denn irgendwo die Armuth der

Armen ab? nimmt sie nicht überall zu? macht, daß die Armen nicht hungern, Ihr Industriellen! dann habt Ihr ein Recht Euer Jahrhundert ein großes zu nennen. Solche kleine Abschweifungen mußt Du geduldig hinnehmen, liebes Clärchen, und sie überhüpfen, wenn sie Dich zu sehr langweilen. Es ist mir nun einmal unmöglich einen ächten Reisebericht, so eine Beobachtung von Land und Leuten, zu liefern. Ich glaube, ich habe kein eigentlich beobachtendes Auge, sondern Wahrnehmungen; das verhält sich zu einander wie Tageslicht und Blitz, und ich komme dabei sehr zu kurz, ohne es ändern zu können. Uebrigens, wenn jemand zu mir spräche: „ich will dir alles erzählen, was ich gesehen habe;" so würd' ich geschwind antworten: „erzähle mir lieber, was du dabei gedacht hast! wie sich die äußere Welt in deiner Seele abspiegelt, das interessirt mich, denn ich weiß ja ohnehin, daß du grünes Gras und blauen Himmel gesehen hast."

Blauen Himmel sah ich denn auch endlich wieder in Linz, und eine herrlich reiche Ebene, ganz von der Donau durchwunden und begrenzt von den Alpen. Von Linz bis zum Comersee bin ich fortwährend in den norischen und rhätischen Alpen gewesen, und hier find' ich ihre letzten Ramificationen in den Meeralpen wieder, die Nizza gegen

Norden umschirmen. Linz ist seiner schönen Weiber wegen berühmt, und verdient es. Regelmäßige feine Züge, und ganz besonders gerade unverschnörkelte Nasen sieht man allgemein. In Norddeutschland sind, nicht blos die Volksnasen, von verzweiflungsvoller Plattheit oder Verkrümmung. Es war aber ein Unglück, daß ich wenig jungen Frauen begegnete, und daß die drei, die wirklich sehr hübsch und jung waren, einen ungemein widerwärtigen Ausdruck durch herabgezogene Mundwinkel hatten. In diesem Zug sitzt alle Gemeinheit! Der Neid, die Bosheit, der Geiz, der Grimm, bodenlose Sprechwuth — die Ungrazien der Seele, wie denn ihre Grazien sich auch um den Mund festsetzen. Ein Bildhauer sagte mir einmal, der Mund spreche bestimmter den Character aus als das Auge, und ich glaube darin liegt mehr, als das Vorurtheil eines Bildhauers, dem das Auge nur hinsichtlich der Form zugänglich ist. Geistige Fähigkeiten bewohnen es vorzugsweise, Verstand, List, Scharfsinn; die bleiben immer dieselben; Schmerz, Sorgen, Kummer zerstören sie nicht; sie herrschen fort im Auge — indessen Mund und Stirn das Nest und der Thron unsrer innerlichsten Seelenstimmung werden. Denn irgendwo flüchtet sich der Ausdruck hin, und wenn die Leute behaupten, eine Engelseele könne

aussehen wie ein Spitzbube, so behaupte ich, daß sie nie unbefangen einen Menschen angeblickt haben, sondern zuerst sein Kleid, seinen Namen, seine Verhältnisse, seinen Stand, und was weiß ich! und zu allerletzt, als sie schon ganz konfus waren, ihn. — Ein Kutscher, der uns zur schönen Aussicht auf den Pöstlinberg fuhr, war selbst so hübsch wie eine Frau. Um es den Pferden leichter zu machen, ging er neben dem Wagen her, und erzählte viel von den Vergnügungen, die man in Linz haben könne. Dringend rieth er zu einer Fahrt im Schinakel nach einem benachbarten Dorf, um da Krebse zu essen. Würdest Du es diesem possierlichen Wort anhören, daß es ein Kahn ist? Das österreichische Volk hat den außerordentlichen Vorzug, daß seine Sprache gutmüthig und komisch klingt, nicht roh. Unser Plattdeutsch ist gar zu breit und schläfrig, das Süd-Deutsche so polternd und rauh, der Berliner Accent so zänkisch und frech, daß es unangenehm ist mit dem Volk zu reden. In Oesterreich gar nicht! ein gewisses Wohlbehagen ohne Uebermuth spricht sich drollig aus. Indessen setzte ich voraus, ein Linzer Schinakel habe wenig Aehnlichkeit mit einer Venetianischen Gondel, und die Wasserfahrt unterblieb. Weshalb Linz mir ganz besonders lieblich im Gedächtniß geblieben, ist, — weil ich dort ein Lied

schrieb! ein kleines, ganz gewöhnliches Liedchen, das für Andre nichts sein wird! allein für mich war es unsäglich viel. O Clärchen! wenn man durch sechs Monat der vernichtendsten Aengste gegangen ist, wenn man wie im Gefängniß gelebt hat, ohne Licht und Luft, unfrei, unthätig, abhängig, schmerzgequält — wenn jede geistige Regung, jeder keimende Gedanke erstickt worden ist durch das grauenvolle Schreckbild gänzlicher Blindheit — wenn man sich zerbrochen fühlt an Leib und Seele — und man kommt nun endlich heraus, an die Sonne, in die himmlische Freiheit, und findet Erde und Himmel, Liebe und Poesie, Alles was schön und Alles was gut ist wieder, und findet auch sich selbst dazwischen wieder als die Alte, mit der beweglichen, offnen, freudedurstigen Seele — muß man da nicht glücklich sein? —

Nun wurde auch das Wetter besser, ich konnte die Kalesche zurückschlagen lassen, und leicht und luftig sitzen wie bei einer Spazierfahrt. Je näher den Bergen, desto reicher die Landschaft; das ist überall so, auch im Salzkammergut. Diese große Abwechselung und Fülle der Natur stimmte zur Heiterkeit. Ich kenne nichts Melancholischeres, als so eine weite, unübersehliche Ebene, in der uns nichts frappirt, nichts den Blick fesselt, die Fantasie

anregt. Ich werde darin von einer zernagenden Sehnsucht gepackt, nicht nach diesem oder jenem, sondern nur nach irgend etwas, um diese schauerliche Monotonie zu unterbrechen. Zuweilen hat das Leben einen solchen Anstrich; das ist dann der Moment, in dem man gewöhnlich einen dummen Streich macht. Nur Heilige konnten in der Thebais aushalten. — Die Traun mit ihrem reißenden, zur Hälfte schiffbar gemachten Wasserfall, war der erste Gebirgsfluß, der mir begegnete; denn die Donau, so lang und breit sie auch ist, hat keine Gletscher-Quelle. Die grünen Gletscherflüsse sind gleichsam Vollblut, sind feurig, unermüdlich, unbezwinglich, gelenksam, stark und nervig wie ein arabisches Pferd; das können ihnen die anderen nicht nachmachen. Bei Gmunden fließt die Traun aus dem Traun-See heraus, und der ernsthafte Traunstein steht daneben wie eine Festung und spiegelt seinen dunkeln Fels in dem klaren Wasser. Da sahen wir wieder viele hübsche Weiber, und noch dazu Abends am Brunnen, was ihrer Schönheit weit vortheilhafter ist, als wenn man sie auf dem Markt sieht, wo sie handeln und feilschen und sich zanken. Abends am Brunnen ist die schwere Arbeit für den Tag abgethan; sie ruhen sich aus beim Wasserschöpfen, und plaudern von ihren Liebsten; das steht Allen

gut. — Jenseit des Sees liegt Ischl. Davon gilt, was von allen Badeorten: wer da eine unterhaltende Saison zugebracht, findet es wunderschön, wer durchreist, mittelmäßig. Ich hatte es mit Interlachen vergleichen hören. Gott behüte! keine Ahnung davon! wo ist ein Aequivalent für die Krone von Interlachen, für die Jungfrau? Der Bergkessel, in welchem Ischl mitten drin liegt, ist zwar von äußerst wilder, malerischer Formation, aber so eine weiße Schneelilie sieht doch anders aus. Indessen ist die Natur doch immer grandios genug, um die Gentilessen verschwinden zu machen, welche die Menschen hinzugethan, die Tempelchen, Parasols rc. auf den hübschesten Aussichtspunkten erbaut haben; und das ist dann auch recht gut. Aber die Inschrift auf dem Badehause kann sie freilich nicht verschwinden machen! die sagt auf lateinisch: Alles besteht aus Salz und Sonne; — und die pointe dieses Axioms ist dabei der Gleichklang und der Gegensatz von Sale und Sole. Ich weiß nicht, ob die Chemie diese Behauptung durchführen kann; aber ich weiß, daß die Wissenschaft gräßlich ist, wenn sie pikant sein will. Der Weg nach Salzburg, immer am Fuß des schroffen Gebirgs und an lieblichen blauen Seen vorüber, macht eine herrliche halbe Tagreise aus, und Salzburg selbst ist

von einer Anmuth, die gar nicht mehr deutsch ist; ein italienisches Element spielt hinein. Worin dies besteht, weiß ich aber wirklich nicht! der Himmel ist es nicht, er soll 300 Tage im Jahr regnen; die Vegetation ist es auch nicht, denn die ganze Ebene ist die schönste Wiese von Alleen durchschnitten, mit Gärten bestreut; vielleicht die Stadt selbst mit ihren flachen Dächern, Kuppeln, Kirchen und Fontänen; und dann der Kontrast in der Landschaft; denn aus dieser grünen lachenden Wiese steigt urplötzlich der Untersberg mit seinen Marmorbrüchen wie ein Riesengrab empor — recht finster, aber doch so wenig verfinsternd wie Todesgedanken in der Jugend. Hinter ihr gruppirt sich allmälig steigend das Hochgebirg, das aber dick umwölkt war. Wie kommt es, daß gewisse geschichtliche Personen durch die Jahrhunderte nicht aus der Erinnerung des Volks verwischt, sondern vielmehr wie Erzstatuen hineingegossen werden? wie kommt es, daß sie in Sang und Sage fortdauern, und ihre Existenz halb fabelhaft, halb unsterblich wird? Nicht ihre Größe ist's, nicht ihre Thaten sind s; ihr Tod macht es. Kaiser Friedrich Barbarossa ist eine solche Gestalt für das Volk, das an ihn seine goldne Vergangenheit und eine goldne Zukunft knüpft. Er wäre es vielleicht nicht geworden, wenn er nicht im Kaly-

kadnus ertrunken wäre. Wie er dort unten im Thüringschen Kyffhäuser einen langen Schlaf thun soll, so hier im Untersberg, und sein großer glänzender Hofstaat, Ritter und Reisige und Sänger mit ihm. Die kommen bisweilen Mitternachts zur Messe in den Dom; er aber nicht, er schläft fort, er schläft so lange, bis sein Bart dreimal um den Steintisch herumgewachsen ist, auf den er sein müdes Haupt stützt. Dann ist der Zauber gelöst, der Fels springt auf, er erwacht, die Seinen mit ihm, und eine neue goldene Aera bricht an. Möge sie kommen! einen Friedrich Barbarossa wird sie aber nicht bringen! Zu einem Kaiser von Deutschland, wie er es war, gehört die volle Großartigkeit des Feudalismus. Den haßt man heutzutag, ohne zu bedenken, daß ohne ihn der Autokratie und dem Bürger-Königthum Thür und Thor geöffnet sind.

Salzburg hat aber noch andere klang- und sangreiche Erinnerungen: es ist Mozarts Wiege und Haydns Grab. Das sind vielleicht die beiden melodieenreichsten Seelen, die je auf der Erde gewohnt! Mozart gewiß! drei Takte aus dem Don Juan sind melodisch reicher, als Rossini's vollständiger Opern-Carrillon. Ich verstehe von allen Künsten gar nichts als das, was die Seele des Künstlers hineingelegt hat; darum mag ich wohl nicht würdig

sein, über Kunstwerke, wie z. B. Haydns Schöpfung und Jahreszeiten, zu reden, aber ich muß Dir bekennen, daß sie mich trotz ihrer Melodieen so gleichgültig lassen wie Gessners Idyllen. Seine Menschen sind gar zu vergnügt! der Spinnstube und den Schnittern ist das am Ende noch zu gönnen, aber aus dem Paradiese möchte ich gern etwas anderes hören, als daß die Blumen duften und die Vögel singen, und ich begreife nicht, wie Adam und Eva sich so lange vom Wetter unterhalten können. Poetisch wird das Paradies überhaupt erst nach dem Apfelbiß; da kommt der Mensch in sein Element, d. h. in den Kampf. Da wird er elend, da wird er groß, da wird er schlecht, da will er sich trösten für seine Größe, da will er sich versöhnen für seine Sünde — genug, da wird er. Und Werden heißt Mensch sein. Und der Drang aus diesen Kämpfen heraus und in die Region des Friedens zu kommen, ist Poesie; aber nicht das Verweilen darin. Mozart steht meiner Seele deshalb näher, weil er uns das Paradies nach dem Apfelbiß zeigt. Durch die Verzweiflungen und Entzückungen des Don Juan hörst Du die Sphärenmusik klingen, gerade so wie durch Beethovens Symphonien. Denn ohne Erinnerung an das Paradies und ohne Sehnsucht nach ihm, giebt es auch keine Poesie.

Du stellst Dir nicht vor, was ich für Ruhetage auf Reisen habe! sie bestehen darin, daß ich fünf bis sechs Stunden herumgehe und mich bis zum Umsinken ermüde. Das ist nun einmal mein Vergnügen! Mama meint gewiß, dies Vergnügen habe die größte Aehnlichkeit mit Galeerenarbeit. Wirklich besteht der Hauptunterschied auch nur darin, daß ich es freiwillig thue. In Salzburg war es besonders groß. Weißt Du, wonach man sich richten muß, um den schönsten Aussichtpunkt einer Gegend zu finden? man muß dreist dahin gehen, wo ein Kloster oder ein Wallfahrtsort errichtet sind. Die katholische Kirche hat das Wunderschöne an sich, daß sie die Natur zu Hülfe ruft, um die Seele durch deren Erhabenheit und Ruhe zu stärken und zu beschwichtigen, und daß sie die Schönheit der Schöpfung gleichsam dem Schöpfer dedizirt. Du darfst Dich darauf verlassen: wo im freien Felde etwa ein schöner Baum steht, da steht auch gewiß ein Gnadenbild oder ein Kruzifix darunter, damit der Mensch daran erinnert werde, daß Gott seine kühlen Schatten über alle Kreuzträger in der Wüste des Lebens ausgieße. Und wenn hoch oben auf der Spitze des Berges etwa ein weißes Gebäude schimmert, so ist es gewiß ein Kapellchen, welches den Menschen herauflockt, da-

mit er einmal von dort oben herab Lust und Leid der Erde betrachte. Christus selbst hat solche Gedanken gehabt, als er mit der Bergpredigt das Volk um sich versammelte. Das muß andern Effekt machen, als eine Kanzelpredigt, wie man sie bei uns allsonntaglich hinter verschlossenen Kirchenthüren hält! Wie mich überhaupt die verschlossenen protestantischen Kirchen betrüben, vermag ich nicht zu beschreiben! Es ist eine Barbarei ohne Gleichen in der Einrichtung, erstens: Barbarei als Grausamkeit genommen, zweitens: als Institution würdig der Barbaren. Die Kirchen werden ja Gotteshäuser genannt, so müssen sie auch offen stehen und dem Bedürfniß der Andacht entgegenkommen, und Jedem zu jeder Stunde den Zutritt gönnen. Gott ist keiner von den Herrn, die zu gewissen Stunden nur zu sprechen sind. Es kommt mir immer wie eine Verfügung der Polizei vor, daß die Kirchen am bestimmten Tage, zu bestimmter Stunde sich öffnen und schließen, und es ist doch wirklich gräßlich die Andacht unter polizeiliche Aufsicht gestellt zu sehen. — Hast Du Montaigne gelesen, liebes Clärchen? er sagt: „je n'enseigne pas, je raconte;" so sage ich: „je n'écris pas, je raconte"; bei ihm sowol als bei mir soll es eine Entschuldigung für unsere ewigen Abschweifungen sein. Uebrigens mag

der Himmel wissen, ob ich mit meinen Ansichten und meiner Liebe für die Natur nicht in des Teufels Netzen liege! „Natur ist Sünde, Geist ist Teufel!“ spricht der Kanzler im Faust so prächtig bedachtsam, und viele, viele Menschen sprechen eben so. Hat doch Jemand ganz ernsthaft gesagt: Astralion sei pantheistisch, eine Vergöttlichung der blinden Naturkräfte. Und ein Anderer eben so ernsthaft: Astralion sei doch ein wenig gotteslästerlich, weil darin vom Weltgeist die Rede. Astralion gotteslästerlich! Astralion, den ich geschrieben habe, wie ich bete, mit der Seele auf den Knieen! Wenn ich dergleichen höre, befällt mich eine unmäßige Traurigkeit und ich sage zu mir selbst: „Laß es doch gut sein! verschwende doch nicht dein Herzblut an dieses Leben nach innen hinein, von dem du einzelne Bruchstücke abschreibst und in die Welt verstreust! es wird nicht verstanden oder mißverstanden, was du meinst, und du drückst es auch gar zu miserabel aus!“ — Aber ich erhole mich doch bald von meiner Niedergeschlagenheit und dann heißt es: „Aber was gehen mich die Leute an, die nichts verstehen? ich schreibe für die, welche verstehen, und deren giebt es doch auch, Gottlob! und du mußt dir nur Mühe geben, es immer schöner und schöner zu machen, dann hilfst du wohl gar

den Andern auch zum Verständniß.“ — Dieser letzte Gedanke ist vermuthlich eine Stupidität, von der jeder Autor befallen ist; denn wenn es möglich wäre, die Welt durch Bücher glücklich und weise zu machen, so müßte sie es ja längst überschwenglich sein. Ich springe nach Salzburg zurück! Auch Festungsberge sind gute Aussichtspunkte. In Salzburg findet man beide Sorten. Nirgends übersieht man das ganze Panorama der Gegend besser als auf dem Schloßberg, den die Festung krönt. Ich fand das dermaßen, daß — nachdem wir am Morgen oben auf dem sogenannten Trompeterthurm gewesen waren, und darauf den Mönchberg, den Nonnberg, das Lustschloß Mirabel, die Kirchen und die ganze Stadt besucht hatten — Abends noch eine Promenade auf den Schloßberg gemacht wurde. Von allen Tageszeiten ist mir die des Sonnenunterganges die liebste; der Moment, wo das Festliche und das Melancholische der Natur in einander schmilzt, Purpurglanz des Tages und bläuliche Schatten der Nacht, Pomp des Lebens und Ahnung des Todes. Im Grunde müssen alle Gegenstände in dieser Doppelbeleuchtung betrachtet werden; die Erde vor allem! — Man übersieht von da oben prächtig Stadt und Land und Gebirg. Salzburg war früher der Sitz eines Erzbischofs, der Fürst

des deutschen Reichs, und mächtig an Land und Leuten war. Aus vormittelalterlicher Zeit stammt bereits die Gründung des Erzbisthums; die der Stadt aus römischer. Als Napoleon Deutschland mit seinem Finger von Erz berührte, zerplatzte es wie eine Seifenblase. Es gab keine Reichsfürsten mehr. Das weltliche Regiment der geistlichen Herrn ging an Kaiser und Könige über, und so ist denn Salzburg nach verschiedenem Wechsel endlich an Oesterreich gekommen. Die Stadt sieht aus wie alle Städte, die früher glänzendere Tage gehabt: menschenleer, grasbewachsen, unnütz weitläuftig, die großen Häuser schlechtgehalten, hingegen die kleinen besser. Eins von jenen fiel mir besonders auf mit seinen schwarzen Jalousien, als ob es in Trauer wäre. Es hat einen Namen, wie das in alter Zeit wohl üblich war, und heißt der Chiemsee-Hof. In den letzten Jahren haben da die Mitglieder der vertriebenen spanischen Königsfamilie gewohnt. Aus dem Pomp des Eskurials in solche Ruine!.... Wie sie mich erbarmen, diese vom Thron oder von seinen Stufen ins Exil gejagten Greise, Frauen und Kinder, die buchstäblich nicht wissen, wo sie ihr Haupt niederlegen sollen, und wie gejagtes Wild in der Welt umherirren. Wer mag fremdes Elend bei sich aufnehmen? ist es nicht unbequem? kann es nicht

exigeant werden? verpflichtet es nicht zu Mitleid und Hülfe? Und nun vollends das Elend eines Königs!.... denn da kann man mir sagen was man wolle von Gleichheit und dergleichen schönen Phrasen, es ist ein fürchterlicher Unterschied, ob ein König oder ein Privatmann exilirt wird! Jenen umgeben immerfort die Millionen von Rücksichten und Anforderungen und Ansprüchen, die er in seiner früheren hohen Stellung ertragen oder befriedigen konnte, die aber in einem stillen, unvermögenden Alltagsleben tödtlich lästig sind. Ueber einem König sind stets die Augen der Welt wach; es drückt ihn aber weniger, wenn diese Augen seinem Hofe und seinem Volk — als wenn sie einer fremden kleinen Provinzialstadt und ausgestreuten Spionen gehören. Und soll denn die Verschiedenheit seiner Verhältnisse zwischen dem Sonst und dem Jetzt für gar nichts gerechnet werden? — —

Am andern Morgen ging es weiter nach Inspruck, abermals während einer Sündflut, die mich verhinderte, die wilde Felsengegend von Reichenhall bis zum Paß Strab, dem Eingang ins Tyrol, zu sehen. Der Regen hing den ganzen Tag wie ein grauer Flor um den Wagen herum, und in dem Nachtquartier von St. Johann hatte es gar geschneit und war bitterlich kalt. Die Kellnerin wollte

mir recht etwas zu gute thun, und mein Bett mit drei Feder-Kopfkissen ausstatten. Ihr Mitleid war noch größer als ihr Erstaunen, als ich sie alle drei wegnehmen ließ. Daß ein Mensch freiwillig so schlafen könne, so erbärmlich, auf der kahlen harten Matratze, wollte ihr gar nicht einleuchten. — Die nächste Sonne vertrieb den Regen; alle Berge waren frisch beschneit, alle Thäler wogten und dampften von den sich zusammenballenden und dann wie Luftballons verschwebenden Nebelmassen, alle Bäche waren kleine Ströme. Der Inn schoß uns wie eine grüne Schlange entgegen. Hier beginnen die Rhätischen Alpen, die dadurch eine ganz eigene Physiognomie haben, daß sie mit zahllosen Ruinen alter Schlösser geschmückt sind. Durch ganz Deutsch- und Welschtyrol, durch Graubündten, bis zu ihrem letzten Hügel am südlichen Ufer des Comersees, von Rattenberg bis zum Castel Pravello bei Como, verlieren sie nicht einen Augenblick ihren Charakter. All diese Schlösser, die früher Festungen waren, stammen daher, daß diese Länder stets Gränzländer waren, zuerst von verschollenen Völkern gegen die Römer; dann von den Römern gegen die deutschen Völker, endlich von den deutschen Kaisern gegen Italien. Hier waren die bequemsten Alpenpässe, hier mußten sie geschirmt werden. Zum Schutz

dieser, wie überhaupt all ihrer Gränzen, setzten die deutschen Kaiser Grafen ein, die allmälig in das Lehnverhältniß zu ihren Herrschern traten; so entstanden auch die Grafen, später Herzoge von Tyrol, die mit Meinhard, dem unmündigen Sohne der Margareta Maultasch ausstarben, worauf denn diese Fürstin ihr Land an die Erzherzoge von Oesterreich abtrat — wenn ich nicht irre, 1363. Diese neuen Fürsten machten Inspruck zur Hauptstadt von Tyrol; unter den alten war es Meran gewesen.

Ebenso ernsthaft wie seit ein Paar hundert Jahren, steht das Grabmal von Kaiser Maximilian I. in der Schloßkirche zu Inspruck — das wunderbarste Grabmal, das ich je gesehen. Nie wird diese Stätte des Friedens anders geschmückt als mit Engeln und Heiligen und allegorischen Tugenden, und den Thaten des Verblichenen. Letztere sind freilich auch hier in Marmorbasreliefs an den Seiten des Monumentes, auf welchem Kaiser Max im vollen Ornat obenauf sitzt; jedoch der eigentliche Pomp besteht in den großen Bronzestatuen, die ganz geschwärzt von der Zeit in zwei langen dunkeln Reihen daneben stehen, und theils Personen seiner Familie sind, theils geschichtliche, die ihm besonders lieb, und das sind ihrer vier: der große Theoderich,

Clodwig, der erste christliche Frankenkönig, Alfred von England und Gottfried von Bouillon. Das sind doch gewiß edle Lieblinge! sie haben sich mir auch am besten eingeprägt, besonders Theoderich mit seinem schönen melancholischen Kopf, und Gottfried mit einer Dornenkrone auf seinem langen schlichten Haar, im schönen Kontrast zu seiner kriegerischen Rüstung. Unter den Familienstatuen bemerkte ich Maximilian's Vater, Friedrich III. mit der großen schlaffen Unterlippe, seinen Schwieger-Vater Carl den Kühnen, seinen schönen Sohn Philipp, der in jungen Jahren sterben mußte, dessen Gemalin, die arme Johanna von Spanien, die über diesen Tod den Verstand verlor; Rudolf von Habsburg; doch sind es noch weit mehr Männer und Frauen, in stolzen schleppenden, theilweise prächtig ciselirten Gewändern, mit Krone oder Schwert und Gebetbuch. Unwillkürlich benimmt man sich ganz ruhig in dieser feierlichen vornehmen Gesellschaft. Seitwärts von ihr, mit Blick und Stellung ihr zugekehrt, die Fahne Tyrols in der Hand, steht von weißem Marmor Andreas Hofer in derselben Kirche. Ein armer Mann, ein Gastwirth für Säumer und Landvolk, führt vierzig Jahre lang ein unscheinbares, mühsames, vielleicht sorgenvolles Leben; da kommt ein einziges kurzes Jahr, macht ihn zum Helden

und zum Märtyrer, gräbt seinen Namen unvergänglich in die Geschichte seines Landes, und stellt seine Statue zu Kaisern und Königen, und zwar zu solchen, bei denen man mit Ehren stehen darf. Was das für ein Glück ist, wenn das Leben des Menschen mit einem solchen Jahr begnadet wird! Nicht blos in der Schloßkirche zu Inspruck, o nein, auf der ganzen Fahrt durchs Tyrol hat Hofers edle schlichte Gestalt vor meinen Augen gestanden, als ob er der Genius dieses Landes sei. Und wie ich mich freue, daß er mein Zeitgenoß war! ich meine, daß in unserer Zeit ein Mann der That gelebt hat, bei dem man an einem Genius denken mag! Ach Gott, damals als er lebte, wußte ich nichts von ihm, obgleich ich doch eine Erinnerung aus meiner Kindheit an Andreas Hofer habe, die ganz eines Kindes würdig ist: seine Statuette, Fuß hoch, im vollständigen Tyroleranzug, der das kurze Tabackspfeifchen nicht fehlte. Nach dem Essen wurde sie täglich in das Eßzimmer gebracht, eine angezündete wohlriechende Pastille hineingelegt, und dann zog der Duft aus dem Pfeifchen heraus. Mama erinnert sich vielleicht noch dieser Statuette, von der ich nicht weiß, ob sie Holz oder Porzellan oder was sonst war. Hofer muß schon damals ganz ein Mann des Volks gewesen sein, um als solch

Püppchen zu figuriren — eine ganz eigene Art von Verherrlichung, die aber Manchem fehlt, dem man ein großes Denkmal errichtet, und die auch seinem Todfeinde, demjenigen, der ihn zum Helden und Märtyrer machte, zu Theil worden ist. Hofers Portrait und Scenen aus seinem Kriegerleben findet man in allen Gasthöfen und Schenken — ich hoffe auch in Privathäusern — oder auch auf denselben als Wahrzeichen, wie in der Schweiz Wilhelm Tell mit den Seinen. Zuweilen ist er wol gar ohne weitere Absicht als die das Haus zu schmücken al fresco auf der äußern Mauer gemalt. Dergleichen Malereien liebt man ungemein im Tyrol in Dörfern und kleinen Städten. Eine Mutter Gottes mit dem Kinde über der Hausthür fehlt nirgends, gehört so wesentlich zum Hause selbst wie das Dach. Die übrigen Malereien sind willkürlich. Ein Kupferschmidt z. B. läßt sein ganzes Haus mit Kesseln, Kannen, Pfannen und zahllosem Geschirr, arabeskenartig an einander gereiht, bemalen; ein Anderer mit seinem Lieblingsheiligen oder Schutzpatron; dieser läßt die Schicksale seines Hauses darstellen, es brennt z. B. und ein Heiliger löscht die Flammen ganz einfach mit einem Eimer Wasser, oder der Sturm bedroht es und die heilige Jungfrau breitet ihren Mantel darüber aus; Jener

läßt große Momente verewigen, z. B. den Andreas Hofer, oder, wie der Gastwirth in Brixen, den Einzug des ersten Elephanten, der vor dreihundert Jahren in diese Stadt gekommen ist. Diese Fresken sind natürlich nicht so gemalt wie die Loggien des Vatikans, sondern mitunter recht gräßlich — die Madonnen ausgenommen, die fast immer einen Hauch von italienischer Anmuth haben; dennoch find' ich diese originellen Dekorationen viel lustiger, als ein von oben bis unten gelb oder weiß angestrichenes Haus, und da diese Leute gar nicht die Prätention der Originalität haben, so kann man sie ihnen wohl zu gut halten.

Brixen liegt bereits jenseit des Brenners in Welschtyrol. Einen so gelinden Alpenpaß wie den konnt' ich mir gar nicht vorstellen. Ich glaubte die eigentliche Montée beginne, als ich bereits oben war. Aber Du weißt wol gar nicht recht genau, was das ist: ein Alpenpaß? — Um ihn zu machen, führt der Ingenieur seine Chaussee immer den Lauf der Flüsse nach, die aus dem Hochgebirg kommen, ohne jedoch die Richtung nach einem Sattel, Joch, Col desselben zu verlieren. Bei der Gotthard- und Splügenstraße hat er es bequem: er cotoyirt dort die Reuß, hier den Rhein. Vom Brenner kommt kein großer Fluß, er muß also längs den Bächen

gehen, die sich einer in den andern ergießen. Dadurch wird die Chaussee unregelmäßig, bald sehr steil, bald ganz flach, wie nun gerade der Bach fällt. Ist sie regelrecht gebaut, so steigt sie bis zum Culminationspunkt ganz gleichmäßig in jedem Klafter eine bestimmte Zahl von Zollen. So gelangt der Ingenieur an den Fuß des Sattels, z. B. nach dem Hospital auf der Gotthardstraße; da ist die Wasserscheide; die Reuß kann nicht mehr verfolgt werden; sie würde nur zu ihrem Quell, dem Gletscher der Furka führen; also beginnen die Auffahrten im Zickzack an der Felswand des Sattels bis zum Culminationspunkt, wo sie ebenso wieder bergab gehen. Diese letzte Felswand fehlt dem Brenner. — Hast Du verstanden? dann bewundere ich Dich aufrichtig, liebes Clärchen! ich meinestheils verstehe nur das, was ich sehe oder erfinde.

In Botzen war ich vollends auf der Schwelle von Italien, hörte bereits hie und da italienisch, und wäre, mit der Etsch ununterbrochen bergab rollend in anderthalb Tagen über Trident nach Verona gekommen. Statt dessen macht' ich in Botzen rechts um, und fuhr das Etschthal aufwärts nach Meran. Wie diese Strecke von vier Meilen voll Ruinen und Weinbau ist, das ist ungeheuer, und wirklich merkwürdiger, als schön, denn nirgends ist ein Punkt

so grandios oder so frappant, daß er das Auge festhielte. Es wird zerstreut, nicht gefesselt. Das Thal liegt zwischen zwei Bergreihen und ist sehr breit und steigt wenig. Dadurch hat die Etsch keinen starken Fall, sondern Muße durch das ganze Thal in Schlangenwegen zu schweifen und es an ihren Ufern morastig zu machen. Bäume, die solchen Boden lieben, Weiden u. dergl. wuchern da, aber als Gestrüpp, und so sieht man den Fluß wenig. Ueber die unabsehbaren Rebgelände streift das Auge nur so hin, ich freue mich wol über die Fruchtbarkeit und das gute Clima, aber mehr kann ich nicht dafür thun. So bleibt denn nichts Malerisches als die Ruinen auf den Bergabhängen rechts und links. Zuerst ins Thal hineinfahrend, rief ich auch ganz überrascht: „Ach, der stolze alte Thurm!... O, da ist noch einer!... Aber jenes Schloß sieht ganz wohl erhalten aus!... Aber diese Ruine ist mit dem Felsen zu verwechseln!“ — Und mein Kopf flog wie eine Wetterfahne hin und her. Daraus kannst Du die Unmenge der Ruinen ermessen, denn ich habe gar nicht übertrieben. Eine derselben ist die Maultasch, von welcher, wie Einige meinen, jene Margareta ihren Beinamen bekommen, weil sie der Lieblingsaufenthalt der Fürstin gewesen. Andere sagen, ihr dicker Mund habe ihr diese famöse Bezeichnung zugezogen. Trotz der abschrek-

kenden Häßlichkeit, die aus solcher Unform entsprungen sein muß, soll sie mehr Liebesabenteuer gehabt haben als Cunizza „die Tochter der Schönheit“. Und war sie ihrer Liebhaber überdrüssig, so erwürgte sie sie mit eignen Händen. Wie gefällt Dir die Dame? mir besser als die Männer, die sich von solcher Tigerin lieben und erwürgen ließen.

Ueber Meran, einem unbedeutenden Städtchen am Einfluß der Passeyr in die Etsch, liegt Schloß Tirol, die eigentliche Residenz der alten Fürsten, von dem das Land seinen Namen erhalten, und das zu Römerzeiten Tiriolis geheißen hat. Halb Schutthaufen, halb Wohnhaus beherrscht es durchaus nicht die Gegend; andere Schlösser liegen nah umher, die imposanter aussehen. „Welches ist denn Schloß Tirol?“ fragten wir zuletzt, des Umherrathens müde, auf der Passeyrbrücke einen Landmann, und er zeigte es. Hätte ich mir je vorstellen können, daß Schloß Tirol ein brennendrothes Ziegeldach habe? — Uebrigens war es äußerst schwierig, eine genügende Antwort zu bekommen. Der erste, den wir fragten, entgegnete unbefangen: er verstehe kein Deutsch. Eine Frau hatte mir erwiedert: sie verstehe kein Englisch. Es war recht seltsam mit dem Deutsch nicht mehr verstanden zu werden, ohne doch eine fremde Sprache zu

Hülfe rufen zu können — es hätte eben Tyrolisch sein müssen, dies schwere rauhe Idiom, das mehr mit der Kehle als mit den Lippen gesprochen wird. Kaum hatten wir diese Nachricht eingezogen, und die Orangenbäume betrachtet, die in freier Erde auf einer Terrasse standen, als es zu regnen anfing, und diesen halben und den folgenden ganzen Tag dermaßen regnete, daß es unmöglich war, einen Fuß auf die Straße zu stellen. Ich bin gar keine ächte Reisende, ich ängstige mich, wenn der Weg sehr schlecht oder der Postillon sehr unvorsichtig ist; ich habe einen tiefen Widerwillen gegen Unsauberkeit; ich kann manche Speisen nicht genießen, z. B. nicht den Cichorienkaffee von Meran; ich verliere die Geduld, werde melancholisch und bedaure, nicht daheim geblieben zu sein, wenn ein Regentag in dem Moment eintritt, wo ich etwas Interessantes sehen will; dennoch ertrage ich lieber Alles, als die Reiseliebhaberei aufzugeben. Wahrlich! der Mensch erträgt für seine Liebhabereien, was ihm als Strafe seiner Sünden unerträglich sein würde! So war ich denn den 24. und 25. September in einem solchen Abgrund von Langeweile, wie man sie nur auf der Reise in einem Gasthofe kennen lernen kann. Du meinst vielleicht, ich hätte ja schreiben können. Mein liebes Clärchen! zum Schreiben gehört bei mir nicht

Zeit, Papier und Feder, sondern Lust, Lust und Lust. Ohne sie kann ich so wenig schreiben, als ohne Hunger essen. Und ich hatte nun einmal keine Lust! ich wollte ins Passeyrthal nach Andreas Hofers Sandhof; ich wollte auf Schloß Tirol! Statt dessen stand ich im Fenster, observirte Wolken und Wetterfahnen, und betrachtete ganz stupid die zahllosen Ochsenkarren, die mit Trauben gefüllt, von schmutzigen Männern gelenkt, schwerfällig vorüberzogen. Es war Weinlese, und der ekelhafte, säuerliche Geruch der gequetschten Trauben zog in die Häuser hinein. Abends hatte ich eine luminöse Idee — ungefähr wie Monsieur Jabot, der das Fenster aufmacht, wenn's im Zimmer raucht — ich ließ mir das Fremdenbuch bringen. Es begann mit 1833; ich hatte also herrlich viel zu durchblättern, suchte und fand Namen von Bekannten, und freute mich so darüber, als ob ich die Personen gefunden. Das machte mir eine angenehme Gesellschaft. Der nächste Tag ging so grau auf, als der verflossene unter. Es regnete und nebelte dermaßen, daß keine Spur der Berge zu sehen war. Nachdem ich mich davon überzeugt, fing ich an, mein Zimmer so genau zu betrachten, wie der Gefangene seinen Kerker. Sechs Kupferstiche schmückten die weißen Wände; Du erräthst gewiß nicht, was sie

darstellten — — Atala's und Chactus melancholische Liebesschicksale! unter jedem Bilde stand die Erklärung desselben. Es waren die fürchterlichsten Caricaturen, die je ein Zeichner geliefert. — Auf meinem Bette lag eine rothseidene, durchgenähte Decke, und darüber eine Prunkdecke von weißem Musselin, über und über besäet mit phantastischen steifen Vögeln und Blumen, die mit der Tambourir-Nadel darauf gestickt waren — mühselig und geschmacklos wie Nonnenarbeit. Ein Lichtschirm von weißem Tafft, worauf mit grauer und schwarzer Seide eine Art von Landschaft gestickt war, machte mir denselben Eindruck. Sie haben so etwas Hölzernes, Lebloses, die Nonnenarbeiten, so einen Mangel an Eigenthümlichkeit und Frische, und so eine vollkommene Gedankenlosigkeit, daß sie aussehen, als hätten unvollkommene Maschinen sie angefertigt. Der Lichtschirm und die Bettdecke sind ganz gewiß drüben im Kloster der englischen Fräulein gearbeitet worden, wo eine große Pension und Mädchenschule ist. Zweimal im Tag zog die weibliche Jugend von Meran — großentheils aus kleinen Barfüßerinnen bestehend — dahin und daher. Gegen Mittag bekam ich zu meiner unsäglichen Freude ein Buch über Tyrol von einem ungenannten Autor. Nun war ich geborgen! Das Unglück

wollte aber, daß dieses Buch von der höchsten statistischen und topographischen Pünktlichkeit und von übernatürlicher Trockenheit sein mußte. Indessen — wer nichts zu essen hat, schlingt in der Noth steinhartes Brot herunter, und damit verging der Tag. Es mag wol ziemlich indezent für einen mit fünf Sinnen begabten Menschen sein, sich auf so unerhörte Weise zu langweilen, und es ist ein großes Unglück für mich, daß ich mich zuweilen so außerordentlich gut amüsire; es verwöhnt mich. Und ich brauche doch im Grunde sehr wenig zu meinem Amüsement! Feder und Papier, oder einen Spaziergang, oder ein Gespräch, oder gar nur einen stillen Gedanken. Das sollte man doch wol zu jeder Zeit haben können! Aber die Seele ist mitunter unzugänglich, wie die Schnecke in ihrem Hause, ballt sich zusammen, kommt nicht der Zerstreuung entgegen, will sich nur durch etwas Extraordinäres herausnöthigen lassen, und ist halb erstaunt, halb geärgert, wenn das nicht erscheint. Hat die Seele dazu ein Recht, oder ist es nur eine Unart — frag' ich mich oft. Ach, die Menschen, mit denen wir leben, unsere tägliche Umgebung, wird gewiß tausendmal öfter verletzt als erfreut durch so schroffe Uebergänge, und nur derjenige ist zugleich wahrhaft liebenswürdig und tüchtig, der sich eine gleichmäßige

Seelentemperatur angeeignet hat. In der gemäßigten Zone lebt sich am angenehmsten. Ach, Alles was ich nicht bin, erscheint mir so sehr bewundernswerth!

Am dritten Tage hörte endlich der Regen auf, doch war nicht anders als auf einem Fußweg über die Berge ins Passeyrthal zu gelangen. Der eigentliche Weg war schon durch einen frühern Wolkenbruch unzugänglich gemacht und noch nicht hergestellt. Ich gab auch ohne große Betrübniß die Partie auf. Ich hätte den Sandhof gewiß nicht so gefunden, wie ich ihn der Erinnerung Hofers würdig halte, d. h. ganz so einfach, so durch und durch anspruchlos, wie er zu seiner Zeit war. Sein Schwiegersohn hält den Gasthof; da ist ein wenig Ostentation und Koketterie fast unvermeidlich. Die Angehörigen eines großen Mannes müssen eben so groß sein, wie er selbst, um sich durch seinen Ruhm nicht ein wenig den Kopf verdrehen zu lassen. Gott behüte mich vor den Kindern großer Menschen! sie vertiefen sich dermaßen in die Tüchtigkeit ihrer Väter, daß sie die eigene darüber vernachlässigen und ganz so ordinäre Leute werden, wie unser eins. Drappiren sie sich nun gar mit des Vaters abgelegtem Mantel, so werden sie lächerlich. Das sollte doch jeder Abkömmling eines großen Mannes ver-

meiden! es wirft in der That einen tiefen Schatten auf die Menschenseele, daß solch eine große Erinnerung ihr die nichtswürdigste Eitelkeit, und nicht ein Fünkchen von edlem Stolz einhaucht. Hofers Frau und Töchter sind todt; Sohn und Enkel leben in Wien. Letzterer, ein kleiner Knabe, ist vor zwei Jahren vom Kaiser, der den Sandhof gekauft, auf Schloß Tirol mit demselben belehnt worden; er wird also bei den Hofers bleiben, die übrigens Herren von geworden sind. Ich bilde mir ein, Andreas Hofer hätte das nicht angenommen, hätte nicht wegen seines neuen Standes zu dem Adel von Tyrol sich rechnen mögen, da dieser ganze Adel während des ganzen Freiheitskrieges nicht den kleinen Finger gerührt hat. Der Bauer that, was der Edelmann hätte thun sollen. Durch seine That war er dem Adel voraus gegangen, wie konnte es ihn ehren, demselben einverleibt zu werden? — Droben auf Schloß Tirol ließ ich mir viel von Hofer erzählen, denn zwei seiner Waffenbrüder sind dort Hauptmann und Kastellan. Dieser gefiel mir ganz besonders mit seiner großen gebeugten Gestalt, seinem schneeweißen Haar, seinen wunderfreundlichen blauen Augen. Blaue Augen, wenn der Himmel sie nicht mit einem besondern Zauber von Melancholie oder Seelenreinheit ausgestattet hat, mag ich

nicht leiden, weil sie gewöhnlich dümmlich oder schneidend klug aussehen, und alsdann kalt und hart wie Eisschollen im Gesicht herumschwimmen. Diese zwei alten Augen waren klar und gut wie die eines Kindes, und ich werde nicht ihren Ausdruck vergessen, als ich sagte: „O Gott! das war eine traurige Geschichte.“ — Man übersieht von oben den vollen Reichthum des Etschthales, die fernen Berge waren umwölkt, auch die Ortles-Spitze, der höchste Punkt der rhätischen Alpen, ein Rival des Montblanc. Als wir gingen, begleitete uns der Kastellan bis zum letzten Thor. Auf einmal rief er: „Ich hätt' ein so wunderschönes Nelkl droben!“ lief wieder herauf und brachte mir eine Prachtnelke, kirschroth, groß wie ein Glas, die er mit der zärtlichsten Sorgfalt gepflegt haben mogte. Ich nahm dankbar meine schöne Lieblingsblume an, und ganz gegen meine Gewohnheit liegt sie getrocknet in einem Buche zum Andenken an den guten alten Kastellan, der mir so gern eine Freude machen wollte. Auf dem Heimweg begegneten wir vielen Winzern, und der eine bat mich dringend, ihm „den Busch“ zu schenken; er nannte die Nelke so; wahrscheinlich fand er sie passender in den Händen seiner Liebsten, als in den meinen. Solche Fata hat man in Tyrol! — Streifereien um und durch

das Städtchen, wo ein schönes, reingothisches Kirchlein, die Spitalkirche, mich sehr erfreute, und der unendliche Schmutz der Weinlese mich sehr anwiderte — füllten den Tag. Der Schmutz scheint mir überhaupt etwas stark mit Tyrol verwebt zu sein. In der Schweiz darf man dreist in das erste beste Bauerhaus gehen, sich setzen, Wasser oder Milch begehren: man findet die höchste Sauberkeit; in Tyrol würde ich nicht diesen Muth haben. Die Kleidung der Weiber dieser Gegend bildet das gründlichste Staub-Reservoir von der Welt. Schwarzwollne Röcke so unmäßig weit, als wären sie nach der letzten Mode gemacht, und weiße oder schwarze zuckerhutförmige Mützen von einem dicken Wollen-Filz. Wenn dergleichen Stoffe nicht mit der höchsten Reinlichkeit gehalten werden, was nehmen sie dann nicht auf und an! — Die Männer sehen besser aus: rothe Weste, grüne Tragbänder darüber, lange braune Jacke, kurze braune Beinkleider, großer flacher schwarzer Hut, Strümpfe, die nur bis zum Knöchel gehen, Schuh; in diesem Anzug stand ein Dutzend Elegants von Meran um den Wagen, als wir am Sonntag fortfuhren. Man sieht große kräftige Gestalten, dunkeläugig, mit dunkelm Haar, die Züge haben oft Regelmäßigkeit, allein es liegt ich weiß nicht was für ein herber Ausdruck darin,

der mich ungemein frappirte. Wird ihnen die Existenz so schwer? giebt das Leben in den Bergen solche Schroffheit? Andre Thäler mögen von anderm Character sein; das Etschthal und seine Verlängerung, das Vintschgau, trugen dies herbe Gepräge.

Und so fuhr ich wieder in das Hochgebirge hinein, erst durch die Rebgelände und Kastanienwälder — dann durch die grünen Viehweiden des Vintschgau's, an der Etsch; und darauf, diese verlassend, längs dem Bach, der aus dem Ortlesgletscher kommt, auf das Wormser Joch oder den Stelvio zu. Das Nachtquartier war in Trafoi, das bereits in der ganzen öden Unwirthbarkeit des Gebirges, an der Schlucht dieses Baches, am Fuß des Gletschers liegt, ohne Baum und Strauch, ohne Garten und Wiese, kalt und starr, angeweht von dem beständigen Zugwind, der mit dem Bach eisig aus dem Gletscher strömt. Ein sehr unbehaglicher Ort! Dies Gefühl verminderte sich nicht bei der Malzeit, die man uns vorsetzte; sie war mit so problematischen Ingredienzien zubereitet, daß es fast eben so unmöglich war, dieselben zu errathen als zu genießen. Zu meinem Glück erinnerte ich mich eines Ueberbleibsels von Brioche, die ich in Inspruck gekauft, und die in einer abgelegenen Wagentasche das hohe Alter von sechs Tagen erreicht. Diese Urahnin aller

Briochen stillte meinen Appetit, und mehr in der Absicht mich zu erwärmen als zu schlafen, ging ich um 7 Uhr zu Bett. Gewiß hab ich manche üble Gewohnheit aus der Kindheit beibehalten, aber auch eine ganz vortreffliche, nämlich die: einzuschlafen, sobald ich zu Bett gegangen. Im Schlaf empfindet man weder Kälte noch Hunger, und er stärkt weit mehr als ein Abendessen. Am andern Morgen um 5 Uhr saßen wir im Wagen, und die eigentliche Auffahrt begann. Ich sage die eigentliche, weil wir bereits seit Meran beständig aufwärts und zwei Stationen gar mit Vorspann gefahren waren. Das Wetter war sehr günstig; bedeckter Himmel, daher kein Frost und kein scharfer Wind — jedoch freilich die Möglichkeit, daß es schneien könne. Fünf und eine halbe Stunde dauerte diese merkwürdige, schauerliche und doch so sichre Fahrt, auf der menschliche Geschicklichkeit die Natur insofern überwunden hat, daß sie wenigstens dienen muß, wenn sie auch längst nicht mehr nützen will. Zuerst ist noch ein Abhang mit Nadelholz bedeckt, und Ziegen mögen im Sommer ihre kärgliche Nahrung zwischen dem Gestein finden. Dann hört die Vegetation völlig auf; die Natur zeigt sich in ihrer schroffen einsamen Wildheit; seit ihrem Schöpfungstage hat sie in dieser majestätischen Schroffheit dagestanden, die der

Kultur nicht einen Grashalm erlaubt, und Jahrtausende sind spurlos über die Felsmassen dahin gerollt. Von dieser melancholischen Erhabenheit macht sich Niemand einen Begriff, der ihr nicht Aug' in Auge gesehen! er kann sich nicht vorstellen, wie das Herz davon gepackt und durch und durch erschüttert wird! man wagt nicht zu reden, nicht zu athmen, um nicht die ewige Stille vorlaut zu stören, und doch mögte man reden und einen tiefen Athemzug thun, um sich zu überzeugen, daß man in dieser Welt von Stein nicht auch Stein worden ist. Man ist wie unter dem Bannspruch eines allgewaltigen Zaubers: das Leben concentrirt sich im eignen Pulsschlag, im eigenen Herzen; aber das kleine Herz zittert stumm vor überwältigender Ehrfurcht. Der Mohamedaner spricht: „Gott ist groß!" und damit beruhigt er sich über Alles, fürchtet nichts, bedauert nichts, bewundert nichts. Gegen die beiden ersten Empfindungen würd' ich auch recht gern sagen: „Gott ist groß!" gegen die letzte gewiß nicht. Eine solche schweigende anbetende Bewunderung ist ein Moment der Erquickung, den die Seele nie vergißt. — Nun geht man über aus der Region des ewigen Steins in die des ewigen Schnees. Der Gletscher, der erst über uns lag, liegt nun mit seinen blaugrünen Eiswellen neben uns, endlich un-

ter uns. Der Bach, der aus ihm herausströmt, sieht nur noch aus wie ein grauer Faden. Hölzerne Gallerien beschirmen den Weg; theils damit er nicht verschneit werde, theils damit die Lawinen über die schrägen an die Felswand gelehnten Dächer herabschießen können, ohne den Reisenden zu treffen und die Chaussee zu verwüsten. Die höchsten Bergspitzen gruppiren sich wie weiße Kegel umher; die Ortlesspitze scheint vor allen andern so nah, daß man sie erklettern mögte; wie auf der Wengernalp von der Jungfrau, ist man nur durch eine Schlucht von ihr geschieden, aber der Fuß gleitet ab von dieser Eispyramide und nie hat man versucht sie zu ersteigen. — Schnee und Schnee, vor uns, neben und über uns! ganz weiß Alles, ganz still, ganz fest! Auf einmal flog eine Krähe mit schwerem Flügelschlag und eintönigem rauhem Gekrächz um eine Bergspitze. Sie kam mir gespenstisch vor, nicht lebendig. Plötzlich hält man an einer Säule. Sie bezeichnet den Culminationspunkt des Stelvio, und die Grenze zwischen Tyrol und dem Lombardischen Königreich. Wir waren oben. Montags den 28. September um halb elf Uhr Morgens, hielt mein Wagen ganz einsam auf dem höchsten fahrbaren Punkt der Erde, und ich dachte an Euch Alle, meine durch die Welt verstreuten Meinen, um Euch in

Gedanken diesem wunderbaren Eindruck zu assoziiren. Abwärts ging es ebenso, nur schnell. Erst in Rampen und durch Gallerien, dann an die Adda, die wie der Wein aus einem Faß, aus einem ganz runden Loch im Felsen herausspringt, und mit ihr abwärts, abwärts, durch das Val Teline — das gleichsam eine italienische Uebersetzung des Vintschgaues ist — und am Morgen des nächsten Tages an die heitern Gestade des Comersees. Der ist als ob man einen Blick ins Eden thäte! Auf einem uralten, verbrauchten, wackelnden Dampfschiff, das einen Kahn mit hundert Ochsen ins Schlepptau nahm, überschifften wir ihn. Ich mag niemand ins Schlepptau nehmen, aber nun gar dumme Ochsen! das ist immer eine klägliche Geschichte! sie war denn auch wirklich so kläglich, daß wir statt um sechs, um acht Uhr, also bei völliger Finsterniß in Como anlangten, und die letzte liebliche Partie des Sees gar nicht sahen. Aber auf Cadenabbia und die Kotalpen der Villa Sommariva konnt' ich einen Blick der Liebe und Sehnsucht werfen, wie die Peri auf die Pforte des Paradieses.

Ich hatte als Kind einen Guckkasten, der die schönsten Gegenden Deutschland's, Gott weiß wie! darstellte. Die Villa des Plinius hatte sich wie Contrebande dazwischen eingeschlichen. „Pliniana

am Comersee — stand darunter. Aus meinen sauern geographischen Studien wußt' ich denn doch so viel, daß der Comersee nicht in Deutschland liegt. Vielleicht gefiel mir das Bild darum so außerordentlich. Weder das Heidelberger Schloß, noch die Dresdner Brücke, noch Ehrenbreitstein machten den Eindruck auf mich, als wenn ich las: „Pliniana am Comersee.“ Denn ich las diese Worte mit ebenso großem Vergnügen, als ich das Bild ansah; ich hörte gern den weichen vollen Klang, ohne ch, ohne st, und wenn ich es aussprach, war mir lieblich zu Muth. Wie kommt ein Kind zu solcher Vorliebe? nämlich ein ganz gewöhnliches dummes Kind, wie ich war; denn darüber wundre ich mich gar nicht, daß der zweijährige Mozart lieber Terzen als Quinten gehört hat. Ob ein so ganz unentwickeltes Geschöpf den Instinkt seiner Zukunft hat, und sich unwillkürlich, wie die Knospe zum Lichte, nach dem Punkt wendet, der einst in seine Seele wie ein Lichtstral fallen soll? Und ganz wie Ahnungen sind, verschleiert, zur Hälfte wahr, ist dies Gefühl gewesen, denn die feuchte, verödete Pliniana gefällt mir am wenigsten am ganzen Comersee, aber ihr Name hat für mich den vollen Reiz meiner Kindheit behalten.

Italien! — — Der Eine nennt es das Land der Kunst; der Andre das Land der Schönheit; der

Dritte das Land der Schmerzen; Einer hat es gar genannt das Land der Flöhe; und das, so albern es klingen möge, hat dennoch eine gewisse Wahrheit, und viele andre Benennungen haben es ebenfalls. Darum nenne ich Italien das Land der Contraste; diese Bezeichnung umfaßt alle übrigen. In Deutschland genießt man überall ungefähr denselben Grad von subordinirter Gemächlichkeit. Man bezahlt mäßig und wird mäßig gut bedient — durchgehends, so weit ich es kenne! Davon keine Spur in Italien! bezahlen muß man immer viel, das ist nun einmal so eingeführt; dafür wird man zuweilen bedient, als sei man der Mittelpunkt des Universums, und zuweilen gar nicht. Heute liegt man auf der Folter, morgen auf der Chaise longue. Jetzt befindet man sich wohl bis zum Uebermuth; in der nächsten Stunde so miserabel, daß es einen Hund erbarmen mögte. Derselbe Contrast geht durch die Natur: Wüsten und Paradiese; durch die Geschichte: die größte Würde, die tiefste Erbärmlichkeit; durch die Gesellschaft: der goldenste Glanz und das krasseste Elend; durch die Kunst: die Vollendung und der Verfall. Bald betreffen uns diese Kontraste persönlich, bald Dinge und Erscheinungen außer uns; aber immer, bei jedem Schritt und Tritt, werden wir von ihnen gleichsam überrum-

pelt. Italien faßt uns an wie ein großes Schicksal, macht keine Uebergänge, führt uns nicht Stufe um Stufe. Sind wir oben, so müssen wir herunter springen; sind wir unten, wieder hinauf voltigiren. Es gehört Genie dazu, um sich darin zu finden, um zu vergessen, was eben gewesen, um gegenwärtig zu haben, was grade nöthig ist. Das kann ermüden. Der Körper erträgt nicht den beständigen Choc des Wellenschlages, der Geist nicht den der Contraste; beide werden davon müde. Man muß sich ordentlich einüben, dann kann man es doch länger aushalten! Vollends der, der ein Fünkchen von Talent oder Poesie empfing, und der instinktmäßig die starken Emotionen liebt, weil sie seine Kräfte wecken, entzünden und verbrauchen! Ich war selig wieder den Boden Italiens zu betreten. Ach, zum ersten Mal dahin zu kommen, athemlos vor Erwartung, Ungeduld und Sehnsucht, das ist wirklich ein wenig wie der Eintritt in das Leben. Man meint nicht: dies und das — sondern: wenigstens Alles wird unermeßlich schön sein. O Enttäuschungen! O Erkenntniß! O unvermeidliche gräßliche Ermüdung! .... Um sich zu rächen nimmt man etwas das Leben und Italien en grippe. Indessen gleicht sich die Sache allmälig so weit aus, daß schwerlich Einer ist, der nicht das Leben oder

Italien ein klein wenig lieb hätte. Kommt man zum zweiten Mal, so ist man etwas verständiger worden; man sucht nicht Alles auf, sondern das Ansprechendste; man bewundert nicht Alles, sondern das Herrlichste. Man hat seine Lieblinge, man findet alte Freunde wieder, man hört alte süße Stimmen wieder — und ohne sich außer Fassung bringen zu lassen, sieht man doch Schatten, und Schmerz und Grab da, wo sie sind — nämlich überall.

Ja, mein Clärchen! für die nichtsthuerischen Menschen, zu denen ich gehöre, die immer die Hände im Schooß und den Kopf voll Gedanken haben, für die ist Italien geschaffen! Es bietet bei jedem Schritt einen Stab dar, um den die Phantasie ihre Rebgewinde schlingt. Ohne diesen Stab kriechen sie an der Erde hin, werden grau und bestaubt, und bilden gar nicht die freundlichen Lauben, unter denen auch Andere gern lustwandeln mögen. Ich muß durchaus Etwas gesehen oder gelebt haben — dann kann ich ein Lied davon singen. Das ist Dichterart. Dadurch daß der Dichter des sinnlichen Eindrucks bedarf und aus einem fliegenden Sommerfädchen seine Schöpfungen webt, unterscheidet er sich vom Philosophen; denn dieser — hab ich mir sagen lassen — abstrahirt bei den seinen vom sinnlichen Eindruck. Er denkt von innen in

die Welt hinaus, der Dichter denkt die Welt in sich hinein, und giebt sie dann wieder. Blos copiren mit dem Aug' und der Feder läßt sie sich nicht; dann würde sie aussehen schwarz auf weiß wie ein Buch, und sie ist so bunt! so bunt! Mich in mein Zimmer setzen und mir vorstellen, wie bunt! — das kann ich nicht; ich muß heraus und die Farben sehen. Dann verdichten sie sich allmälig in meinem Kopf zu allerlei Bildern. Ich hole sie heraus und stelle sie vor mich hin, und da sind es denn am Ende kleine Bücher. Denn in der Feder steckt mein Talent, wie es bei Andern im Pinsel oder in der Stimme steckt. Das Talent sitzt immer im Werkzeug, das Genie in der Seele des Werkmeisters Wer recht klare kluge Augen hat, sieht alle Farben an und läßt sich von keiner abstoßen, blenden oder verblüffen. Ich hab arme schwache Augen, denen dergleichen oft begegnet! seh ich z. B. das Feuerroth der Jacobinermützen, so dreh' ich mich um; oder den Purpur, den alle großen Menschen tragen, so bin ich gefesselt. Darum sagt' ich vorhin: ich muß Etwas gesehen haben. Alles ist nicht für mich, ich kann es nicht erkennen, mein kleiner Blick umfaßt es nicht. Für manche Punkte wär' es auch überflüssig; wer den Nordpol gesehen, begreift den Südpol. Wer aber nicht in Italien war, hat keine

Vorstellung von der beständigen Unterhaltung, die es bietet.

Como ist keine große Stadt, aber sie hat ihren Marmordom und darin wunderschöne Gemälde von Bernardin Luini. Dieser Dom hat die Façade der Kirchen aus der Longobardenzeit; denn er stammt daher, so wie auch der von Monza. Die Longobarden wurden Christen so gut wie alle Barbaren, die im fünften Jahrhundert das Römerreich zertrümmerten, theilten und neue Reiche daraus bildeten; das Unglück wollte aber, daß sie alle dem Arianismus zugethan waren zur höchsten Verzweiflung der katholischen Geistlichkeit. Bereits hundert Jahr früher hatte Arius gelehrt: Gott und Christus seyen nicht ein und dieselbe Person; und das Concil zu Nicäa verdammte ihn für diese Ketzerei. Dennoch pflanzte sich seine Lehre so eifrig fort, daß, wie gesagt, das westgothische, das burgundische, das ostgothische und longobardische Königreich ihr anhingen. Um desto eifriger wurde sie von der katholischen Geistlichkeit verfolgt. Es war, als ob in der ganzen christlichen Religion keine andere Lehre enthalten sei, als das Mysterium der Dreieinigkeit. Was die katholische Geistlichkeit gewollt, hat sie auch immer durchgesetzt; darauf kann man sich verlassen. Die burgundische Fürstin Clotilde ward katholisch, und

ihr heidnischer Gemal, Clovis der Frankenkönig, ward es auch. Die bojoarische Fürstin Theodolinde war katholisch und ihr arianischer Gemal — das war viel ärger als ein Heide! — Autharis der Longobardenkönig war es auch. Ob der Westgothe Reccared I. ebenfalls durch eine Frau bekehrt ward, weiß ich nicht; genug, unter ihm wich der Arianismus eben so aus Spanien, wie er aus Gallien und Italien gewichen war. Du kannst Dir vorstellen, wie hoch die Frauen, welche dergleichen bewirkten, von den Priestern geehrt wurden. Irre ich nicht, so ist Clotilde heilig gesprochen. Papst Gregor der Große schenkte Theodolinden die herrlichsten Reliquien, die im Dom von Monza aufbewahrt werden, darunter einen Nagel aus dem Kreuz Christi. Sie ließ ihn zum Reif biegen. Mit dieser demüthigen Krone sollten sich die Longobardenkönige krönen lassen. Das geschieht bis auf den heutigen Tag; nur sind Goldplatten darüber gelegt. Theodolinde baute den Dom von Monza, der mir aber nicht so gefällt, wie der von Como. Vier breite perpendikuläre Guirlanden, aus lauter kleinen Statuen von Heiligen bestehend, schmücken von oben bis unten seine Façade, und zwischen ihnen befinden sich die herrlichen Portale, deren mittleres von einer Pracht-Rosace gekrönt ist. Die ganze Façade sieht

aus, als wäre sie in Marmor gestickt, so sauber, so ausgearbeitet, so graziös, und der Marmor selbst hat eine sanfte bräunliche Färbung, ungefähr wie Milchkaffee, angenommen, wodurch er sammetweich fürs Auge wird. O Clärchen! das sieht anders aus, als die nordischen Lehmhütten! Uebrigens hat der Dom edle gothische Spitzbogen, eine italienische Kuppel, und ganz moderne kürzlich vollendete Dekkenverzierungen. Auf solchen Mischmasch muß man hier immer gefaßt sein! aber man darf sich darauf verlassen: das Schöne in einem solchen Bau, nämlich die reinsten Proportionen, die treuste Bearbeitung, die innigste Darstellung, gehört stets dem Mittelalter an. Stehe ich vor solcher Blüte des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, vor solcher sublimen Hieroglyphe der Andacht, so fällt mir immer ein, daß jetzt so viele Menschen im Mittelalter nichts sehen wollen, als heuchlerische Klerisei und Raubritter und völlige Knechtschaft des Geistes. Tyrannen haben die Kirchen bauen lassen, und Sclaven haben sie gebaut; — so sprechen sie ganz ernsthaft. Aber wer hat sie erdacht, frage ich; haben das auch unwissende stupide Sclaven gethan? Welch ein Schwung, welch eine Imagination zu solcher Conception gehören — davon ist mit diesen Leuten nicht zu reden, denn sie haben weder den einen noch die

andre; allein die Studien und die Fertigkeit sollte sie doch deshalb bei diesen Werken in Erstaunen setzen, weil unsre an Studien und Fertigkeit überreiche Zeit kaum die jämmerlichsten Nachahmungen liefern kann. Die Ruine des Cölner Doms wird sorgsam aufbewahrt, wie die Medizäische Venus! — Die arme Architektur! ist sie in Mißcredit gekommen, weil die alten ägyptischen Könige ihr Volk zum Bau der Pyramiden verbrauchten, oder weil sie bei uns grade Kirchen verherrlicht? Aber steht sie denn einsam da? Haben sich nicht zu derselben Zeit die Sprachen ausgebildet, und gehört dazu weder geistige Freiheit noch Eigenthümlichkeit des Volks? Der Sclave lallt die Sprache seines Herrn nach und vergißt die eigne. Nachdem die alten Gallier von den Römern unterjocht waren, bemühten sie sich latein zu sprechen; die celtische Sprache ging verloren, nur nicht in dem freien Städtebund von Armorika, wo sie noch jetzt im bas-breton zu finden sein soll. Wurden nicht zu derselben Zeit die Universitäten gegründet, und zählten so viel Tausende von Zuhörern wie jetzt Hunderte? Hoben sich nicht die Städte durch den Handel und eigenthümliche Institutionen zu einer Frische und Kräftigkeit des Lebens sowol in Deutschland als in Itälien empor, von der jetzt die große Mehrzahl, ach! sehr fern ist?

Ging nicht die Poesie von Mund zu Mund, von Volk zu Volk? und ist denn das Alles möglich zu machen in Finsterniß und Sclaverei? — Diese Leute kennen vom Mittelalter nichts als den Bauernkrieg, der aber eine Epoche der Reformation ist und der neuen Zeit angehört; sie würdigen es ihrer Aufmerksamkeit erst, nachdem es eine Ruine worden! —

Es ist ein Fest ab und an ein schönes Bild zu sehen. Im Grund sah ich alle Bilder gern, weil sie ein Stückchen von der Welt darstellen; aber die großen Gemäldegallerien, die natürlich große Prätentionen an Bewunderung machen, lieb' ich nicht sehr. Gern haben und bewundern ist zweierlei, und vereint sich selten in demselben Gegenstand. Mailand ist voll von Leonardo, d. h. voll seines Geistes und seiner Schule; seine Bilder sind auch hier phönixselten. Indessen bewahrt doch die Ambrosianische Sammlung mehrere Zeichnungen und das Porträt einer Beatrice von Este von seiner Hand. Bernardin Luini ist inspirirt von Leonardischem Geist, ist gleichsam der Johannes seiner Schule. In Fresken und Oelgemälden ist es immer dieser zarte träumerische Pinsel, der, wie die Natur in den Blumen, bestimmte Formen und verschwebende Weichheit zu verschmelzen weiß. Seine Frauen und Kinder sind von unvergleichlicher Holdseligkeit, und eine

heilige Familie in der Ambrosiana ist von solcher Vollendung, daß darunter geschrieben steht Leonardo habe sie erfunden und gezeichnet, Luini gemalt. — Zu meinem Glück hatte ich solche Freude an den Bildern, denn an Italiens Luft und Himmel war keine zu haben. Drei Tage in Mailand bei beständig grauem, feuchtem, kühlem Wetter! — Um mich zu unterhalten kaufte ich dies und das. Die Handwerker sind vortrefflich; man sieht, daß sie sich von Mailands Bewohnern ernähren. Römische und neapolitanische Handwerker arbeiten für Fremde, die heute kommen und morgen gehen — folglich so schlecht wie möglich. Für eine Art von Magazinen hatte ich eine wahre Leidenschaft, für die Offellarien oder Conditoreien, angefüllt mit der Crême des Zucker- und Backwerks. Die Scala besuchte ich natürlich auch. Was mir diesmal am meisten auffiel, war ihre stupende Größe. Meine Loge war gerade der Bühne gegenüber; ich versichere Dich, daß die Sänger ganz klein aussahen. Ich hörte eine Oper von einem Deutschen, Herrn Otto Nicolai, die „il Templario“ heißt und ihr Libretto dem Ivanhoe entlehnt hat. Sie war prächtig in Scene gesetzt! Ich kann nicht beschreiben, wie es mich belustigte Cedric den Sachsen in einem goldnen Saal mit weißen Handschuhen und weißen Tricots agiren zu

sehen. Was nun die Musik betrifft, so denke ich, daß Herr Otto Nicolai Donizetti und Bellini viel gehört hat. Ausgeführt wurde sie in den großen Rollen mit den gewöhnlichen Fiorituren und in den Chören mit einer solchen Schlaffheit, daß das Orchester immer ein sechszehntel Takt voraus war. Das Hauptamüsement des Abends bestand für mich in dem Ballet „Ali-Pascha von Janina." Ich lachte so, daß ich noch jetzt lache, wenn ich nur daran denke; ich war ganz matt vor Lachen, und ganz krumm. Ich setzte mich hinten in der Loge hin, um unbemerkt à mon aise lachen zu können. „Ueber solche Dummheiten!" sagst du zwischen Mitleid und Vorwurf schwankend. Ja, Clärchen! wenn die kolossalsten Dummheiten mit einem solchen Aufwand von Kraftäußerung und Gewaltsamkeit dargestellt werden, so ist es übernatürlich komisch. Cato selbst würde gelacht haben, wenn er den konspiratorischen Ali Pascha, der zuletzt Alles in die Luft sprengt, hätte herum zittern sehen, bald vor Wuth, bald vor Freude, bald vor Alter, bald vor Furcht — genug, immerwährend zitternd wie ein Windspiel. Und diese Art von Pantomime soll eine Kunst sein! Aber kein Mensch auf der Welt benimmt sich so in der Leidenschaft! und es ist auch nicht ein Fünkchen von innerer Wahrheit in der ganzen Darstellung! ich versichre,

es war so unerhört albern, daß die Berliner Pirouetten dagegen sehr geistreich sind.

Das sind meine Mailänder Freuden. Du siehst, ich nahm vorlieb. Aber wie ich ungeduldig wurde über den Appenin zu kommen, um endlich! endlich! blauen Himmel zu sehen, der überall diesseits wie jenseit der Alpen, sehr rar geworden zu sein scheint! Nun, ich kam denn auch hinüber, und zwar wie Pomona mit Früchten beladen, mit Trauben und Feigen, wie sie nur am Fuß des Apennin wachsen. Hätt' ich sie Euch nach Neuhaus schicken können! ich mag lieber eine Traube sehen, als essen; sie und die Rose sind das Erzeugniß der Naturkräfte in ihrer reizendsten Ueppigkeit. Ich vergaß aber bald Trauben und Apennin und Alles! der Weg ist berüchtigt wegen seiner Unsicherheit. Ach; ich habe nicht die Nasenspitze eines Menschen gesehen, den man auch nur von fern für einen Räuber hätte halten können! Der Weg sollte berüchtigt sein, weil er so schlecht ist. Er rivalisirt mit jenen Mecklenburgischen Landwegen, bei denen der Besitzer mit stillem Triumph sagt: „Das macht der schwere Boden;" allein er übertrifft sie, denn er wird dadurch verbessert, daß man kopfgroße Steine in seine Löcher hineinwirft. Es hatte geregnet, und so war er denn grundlos, und mit starken Brustschmerzen fuhr

ich in Genua hinein. O ja, das ist Genua mit seinen verfallenden Palästen und seinen finstern himmelhohen Straßen; mit seinen Gärten voll Cypressen und Rosen, und seinen Häusern voll Oel- und Knoblauchgeruch; mit seinen schönen blaßgelben Frauen und seinen unzählbaren Eseln. O ja, das ist es ganz und gar, und dort am Hafen, wo alle Gasthöfe liegen, sieht man Genua ins Auge, denn da sieht man das Meer. Ich sah es aus meinem Fenster so gut, wie Schiffe und Hafendamm es zuließen, denn ich bekam eine Wohnung, die grade hundert Stufen über der Straße lag. „Ach du Arme! in eine Dachkammer hat man dich logirt!" denkst Du mitleidig. Mit nichten, mein Clärchen! es war le grand appartement, zwanzig Fuß hoch, mit schwerem Marmorbalkon, mit Szenen aus der Aeneïde al fresco an den Wänden gemalt, mit einem Meuble von jonquillefarbenem Atlas, kurz noch grade so, wie der Gastwirth es vor sechsunddreißig Jahren von dem Marquis Serra sammt dem Hause mochte gekauft haben. Aber hundert Stufen! das ist nun einmal genuesische Bauart, damit man so hoch wie möglich über dem foudroyanten Geschrei und den mephitischen Düften der Straßen schweben möge. Die letzteren sind so arg, daß ich einen großen Strauß von dem feinen scharfen, spanischen Jas-

min kaufte, um darin meine Nase zu begraben, als ich auf die Acqua sola ging. An diese prächtige Promenade lehnen sich viel Privatgärten und Villas, auch ein komisches Gebäude, ein Thurm, halb gothisch, halb chinesisch, halb Gott weiß was! das ist der Geschmack der Italiener für ihre Gartenbauten. Es ist, als suchten sie eine Compensation für den stolzen Pomp ihrer Paläste in diesen kleinen wunderlichen Constructionen. Der Thurm und der Garten umher gehören auch einem Marquis Serra und stehen dem Fremden offen. Das Gärtchen ist nur ein Treibhaus im Freien und hat außer seinen seltnen Pflanzen so schmale Wege, daß man eine Eidechse sein muß, um sich hindurch zu schlängeln; allein die Aussicht vom Thurm belohnt für dies Unbehagen. Genua ist auf vielen Hügeln erbaut, und seine grenzenlos engen verwickelten Straßen werden oft anmuthig durch Villen unterbrochen. Eine Villa ist kein einzelnes Haus, sondern ein Garten mit beliebigen Pavillons rc. muß ein Haus umgeben, ehe es diesen Namen bekommt; dann kann es aber ebensowol innerhalb wie außerhalb der Stadtmauer liegen, es heißt Villa. Besteigt man nun einen hohen Punkt, so wird man diese malerische Abwechselung gewahr, die in einer so großen Stadt ganz einzig ist. Pinien erheben ihre dunkeln

weichen Kuppeln neben denen, welche sich über die Kirchen wölben; Cypressen stellen sich wie Säulen von Basalt neben die Portiken der Paläste. Zwischen die einförmigen traurigen Steinmassen unscheinbarer Häuser ist plötzlich ein heitrer Garten, duftend von Rosen und Jasmin, gestreut. Hinter Dir schließen Berge, auf deren höchsten Punkten Forts liegen, das Gemälde; vor Dir liegt, über die Stadt hinaus, der Hafen; zu Deiner Rechten tritt das Ufer nur wie ein Finger in das Meer hinein, indessen es zur Linken einen langen Felsenarm ausstreckt, dessen letzte Spitze der Felsen von Portofino heißt. Schützend, wachsam, ernst, wie eine Sphynx liegt er da, dunkelbläulich; doch alle Farben, die der südliche Himmel zu nüanciren versteht, spielen auf ihm, wie auf den Facetten eines Sapphirs. Es ist sehr schön, Genua! aber in meinen Augen hat es ein großes Unglück: seine Lage erinnert mich an die von Neapel, seine Geschichte an die von Venedig, und ich finde jene schöner, diese großartiger. Ich liebe keine Städte, bei denen ich Reminiszenzen an andre habe. Was die Lage betrifft, so bleibt mir — da ich weder Lissabon noch Constantinopel kenne — Neapel die Königin und Venedig die Fee des Meeres. Genua ist gar so melancholisch! die Acqua sola war öde; man begreift nicht, für wen die prächtige Promenade gemacht ist.

Unmöglich für die Paar Kinder, die hier umherspringen, oder für die Paar Geistlichen, die hier umherschleichen mit ihrem geöffneten Brevier in den Händen, scheinbar andächtig lesend, aber neugierig aufblickend, sobald ein Frauenkleid rauscht. Viele Paläste sind leer; die Doria, Serra, Palavicini leben in Rom und Neapel. Andre sind Gasthöfe worden, wie z. B. der meine, und ihr altmodisch unbequemer Luxus ist wirklich wie Genua selbst recht merkwürdig anzusehen, aber nicht behaglich, um darin zu wohnen. Wenn ich drei, vier Stunden lang umhergestreift bin und zum Schluß hundert Stufen erstiegen habe, so ist es gewiß sehr natürlich, daß der erste Schritt in meinem Zimmer zum Sopha geht. Ich hatte auch zwei, von stralendem Atlas, aber ach! ohne Seitenlehnen, und die Rückenlehnen zierlich geschnitzt in Holz, weiß lakirt und vergoldet, vielleicht sehr passend für die Soireen der Marquise Serra, aber tödtlich für arme Reisende. Ich setzte mich auf den Balkon; die Sonne war in schweren Wolken untergegangen, das Meer grau, der Himmel auch; das Geräusch des Hafens verstummte; die brutale Trostlosigkeit des Eselgeschreis und die ebenso brutalen Commando-Töne ihrer Führer betäubten mich nicht mehr; ab und an ein leiser Ruderschlag, das ferne Gebell

eines Hundes auf einem einsamen Schiff, und das eintönige Gepick eines Steinmetzen, eines einzigen! alle übrigen hatten seit ein Paar Stunden Feier-Abend gemacht. Der große Leuchtthurm, und die beiden kleinen am Eingang des Hafens waren angezündet; hie und da glänzte ein fernes Licht aus einem Fischerboot im Meer auf; in den Häusern selbst war nur selten ein Fenster erleuchtet. Die Luft ging feucht und schwer. Es war ein unerhört melancholischer Abend, so wie er nur in Italien sein kann durch den Contrast mit dem Glanz und der Glut des Tages. Der ganze Horizont war trüb und sternenlos, und der Steinmetz pickte und pickte seinen Marmorblock, daß mir das Herz davon weh that, weil ich dachte, er müsse für Weib und Kinder das Brot herauspicken und ein Stein ist so hart! Ich legte meinen Kopf rückwärts auf die Lehne des Stuhles mit der Traurigkeit, die mich befällt, wenn ich mich den Eindrücken der Natur überlasse; und siehe! grade über meinem Haupt stand ein Stern, ein einziger einsamer Stern am ganzen großen Himmel, und funkelte mir sein unirdisches Licht grad' in die Augen hinein, und dankbar mußt ich ihn anlächeln, als hätte er mir einen Trost gebracht. Endlich ging ich schlafen. Der Steinmetz pickte noch immer. Da dachte ich eine von den ko-

lossalen Dummheiten, wie nur gescheidte Leute sie denken, denn Dumme befassen sich nicht mit dergleichen Extravaganzen; also ich dachte: Ich möchte wol die Frau von dem Menschen sein, der mit solcher eisernen Ausdauer arbeitet. — Wenn es zu unsrer Zeit noch böse Feen gäbe, so hätte ich mir ein allerliebstes Loos erwünschen können!

Eigentlich wollt' ich Dir noch meine Geschichte mit dem heiligen Graal erzählen; allein die Haupt-Sache darin ist wieder meine Dummheit, und das könnte doch etwas zu viel werden. Darum basta von Genua!

Vor acht Tagen war ich in der Region des ewigen Schnees gewesen; jetzt kam ich in das Palmenklima. Hatte ich nicht Recht zu sagen, meine Reise habe nicht ihres Gleichen in Europa? — Der Weg von Genua nach Nizza ist die vor funfzig Jahren so berüchtigte Corniche, der unbequemste und gefährlichste aller Maulthierwege, jetzt, seit Napoleons Zeit, eine höchst bequem geführte Chaussee — freilich sehr schlecht unterhalten, was jedoch nicht Napoleons Schuld ist — die beständig das Meer zur Linken, die Berge zur Rechten hat, und von den Felsen abgesprengt ist. Die ganze ligurische Küste — so heißt das Land bereits seit vorrömischer Zeit — ist durch das Meer in einzelne kleine

und größere Buchten zernagt, die durch Vorgebirge von einander getrennt sind. Bald fährt man um diese Vorgebirge herum, bald mittelst eines Tunnels hindurch, bald hinüber in Rampen, so daß man bisweilen unten am Gestade, und bisweilen ganz hoch auf dem Berge ist. Die Ebene, die sich um jede einzelne Bucht lagert, hat ihre Städtchen und Dörfer, ihre Olivenwälder und Orangengärten, und ihren Torrente; das ist nicht etwa ein Fluß, sondern das sehr breite, steinige, fast ganz trockne Bett eines Baches, der zur Regenzeit vollkommen unpraktikabel ist, allein die größte Zeit des Jahres kaum einen Zoll hoch Wasser hat. Die Torrentes sind viel zu breit, um Brücken zu haben; man fährt unbequem genug über ihr Gestein. Hat sich das Bergwasser in ihnen gesammelt, so sperren sie total den Weg der Corniche; daher ist dieser noch immer nicht ganz ohne Gefahr, denn ein Wolkenbruch im Gebirg kann jeden Augenblick den Torrente schwellen und den Reisenden hemmen. — Die Ebenen glänzen vom Schmuck der südlichen Vegetation, die durch die eifrigste Cultur in ihrem Pomp erhalten wird; denn nicht auf dem kahlen Fels wächst der Oelbaum: das Erdreich muß heraufgeschaffen und durch Gemäuer festgehalten werden. Und für den Orangenbaum ist es zu trocken;

um jeden einzelnen muß eine kleine Rinne für die Bewässerung gegraben werden. In Deutschland meint man, Oel- und Orangenbäume wüchsen hier wie Unkraut, und die Italiener wären faule Leute, die nicht arbeiteten; das sieht man hier anders! — In ihrer unwirthbaren Schroffheit sind nur die Felsen der Vorgebirge geblieben, jedoch, wenn auch von der Menschenhand, nicht vom Sonnenstral und der Productionskraft verlassen. Der Cactus umklammert ihn wie ein phantastisches Gewürm; die Aloe schießt ihren gigantischen Blütenschaft wie eine Lanze aus dem Busch ihrer bläulichen Blätter empor; der Oleander blickt uns mit seiner Rosenglut feurig an; die Myrthe duftet so zart und rein wie sie blüht; die ganze Fülle eines nordischen Treib-Hauses ist in unbefangener Grazie und Herrlichkeit über diese Felsen ausgeschüttet. Sie spiegeln sich im Meer, im blauen stillen Meer, das ganz ruhig ist — wie eine tiefe Leidenschaft, weil sie so mächtig, auch ganz ruhig ist; und die klaren Wellen werfen wie aus treuem Herzen das liebliche Bild zurück. Einzelne Palmen stehen in den Gärten, zu einem Hain, der den Bergabhang bedeckt, versammeln sie sich bei Bordighiera. Die Städte und Dörfer sehen wüst aus, als wären sie gestern und nicht vor tausend Jahren von den Sarazenen ge-

plündert. Um das Erdreich zu sparen, sind die Straßen so schmal und die Häuser so hoch, daß man wie durch eine Felsschlucht fährt. Dann wieder sieht man herrliche Villen, wo die Ebenen etwas weiter ist; um Savona, um Oneglia! — Entzückt, berauscht, betäubt von all der Schönheit, von all dem Wechsel, lag ich am Abend des zweiten Tages todtmüde im Wagen. Bei glühendem Sonnenuntergang fuhren wir von dem Monte Grosso herab. „Das ist die Ebene von Nizza" rief mein Reisegefährte. — „Das ist ein Stückchen vom Paradiese," sagte ich.

## Zweiter Reisebrief.

Nizza, im November 1840.

Warum soll ich aus meinen Briefen ein Kunkellehn machen, fratello? ein Allod ist natürlicher; darum schicke ich Dir diesen Brief. Es ist ein unglaublicher Vortheil ein Genie zu sein! man stiftet Kunkellehn, Allode und was man will, ohne einen Pfennig dazu nöthig zu haben, und was das Beste dabei ist, diejenigen, die das friedliche Vermächtniß empfangen, zanken sich nicht darum. — Ich bin nun einen Monat hier und im Stande etwas Anderes von Nizza zu sagen, als was ich zuerst sagte, nämlich „Nichts gefällt mir hier so gut als daß ich hier bin“ — das sagte ich theils aus Reise-Ueberdruß, theils weil Nizza wirklich im ersten Augenblick sehr unbehaglich für denjenigen aussieht, der hier Stille, Einfachheit und Anmuth zu finden hoffte, denn es sieht nicht aus

wie eine fertige Stadt, bereit ihre Gäste behaglich unterzubringen, sondern wie eine werdende, wie ein einziger großer Bauplatz, auf dem Staub, Wirrwarr, Tumult, Handthierung, Esel und Handwerker, Alles, was Lärm macht, Alles, was ich hasse — zu Hause sind. Und gerade da hinein plumpt der Fremde, der sich etabliren will, der eine Wohnung sucht, dem funfzig empfohlen werden, der die kasernenähnlichen, auf Speculation gebauten hôtels garnis durchstreift. Dieses Zweiges der Industrie haben sich die hiesigen Einwohner bemächtigt, sie bauen, als ob sie die Fremden regimenterweise unterzubringen hätten. Da das bis jetzt keineswegs der Fall ist, da viele Reisende durch Kriegsbefürchtungen und die große Nähe der französischen Grenze zurückgescheucht werden, so machen diese großen leeren Häuser mit ihren geschlossenen Jalousien einen trüben Eindruck, um so mehr, da sie die wüsten Umgebungen haben, die unzertrennlich von frischen Bauplätzen sind: tiefe Gruben, aus denen man die Erde genommen, um Mörtel zu bereiten, Stämme der abgehauenen Orangenbäume, Ueberbleibsel der Aloehecken, welche die früher hier gelegenen Gärten umzäunten, Schuppen, die Bauholz und Steine bedecken, unplanirtes Erdreich! Zum Ersatz aber freilich: die Aussicht auf das Meer. Aber ich kann

es nun einmal nicht aushalten rottenweise eingepfercht zu sein, über mir tanzen, unter mir singen, neben mir springen zu hören und nothgedrungen von allen Beschäftigungen und Unterhaltungen meiner zahllosen Mit-Insassen zu profitiren. Ich bin wie ein Waldvogel, der singt, der macht den Wald lustig, wer hindurch geht, hört ihn an, aber er lebt für sich und keiner sieht ihn. Ueberdies mußte ich die Meeraussicht, weil sie zu blendend, meinen Augen opfern, und so wohne ich in der Stadt, durch ein Orangengärtchen von der Straße getrennt, neben dem allen Reisenden wohlbekannten Hôtel des Etrangers, in einem friedlichen Privathause. Einen Orangengarten vor Augen zu haben, die Knospen sich entfalten, die Früchte sich vergolden zu sehen; den berauschenden Duft einzuathmen — das stellte ich mir vor wie das Non plus ultra der Schönheit. Es ist auch wunderschön, und diese Oliven-Haine, diese Hecken von Jasmin und immerblühenden Rosen, diese Granatbäume mit ihren mythologischen Früchten, diese einzelnen verstreuten Cedern mit ihren alttestamentlichen — und Palmen mit ihren christlichen Anklängen, dazwischen kleine nordisch grüne Wiesen, duftend von frisch gemähtem Heu und überstreut mit unschuldigen Feldblumen, diese ganze unermüdliche rastlose, treibende

Vegetation ist es auch. Aber Nizzas ewige ganz unirdische Schönheit, Nizzas Seelenschönheit, mögt' ich sagen, ist das Meer. Die Stadt ist klein, sie liegt an einer Bay, die durch einen Felsenvorsprung, von welchem die Ruine des alten Castels herabsieht, in zwei Buchten getheilt wird; die engere bildet den Hafen, die weitere zieht sich bis zur Grenze von Frankreich hin, nachdem sie mit den Gärten und Landhäusern des faubourg de la croix de marbre geschmückt 'worden ist. Die Stadt ist auch still, obgleich nicht todt; wie könnte wol eine Stadt am Meere, die nicht Neapels tobenden Toledo, nicht den Hafen einer Welthandel-Stadt besitzt, anders sein als still! Das unermüdliche Brausen des Meeres macht jedes Geräusch todt. — Der Felsen mit der Castelruine ist mein Lieblingplatz, da steht man in der Mitte des ganzen Bildes, da hat man zu seinen Füßen das Meer, die Stadt, die Ebene, die mit ihrem welligen terrain in die Berge hineinsteigt in die Ramificationen der Meeralpen, die Ligurien von Piemont trennen und deren höchster Punkt der Col de Tende ist. Im spanischen Erbfolgekrieg hat Ludwig XIV. das Castel in die Luft sprengen lassen, es ist wenig Gemäuer übrig geblieben, nur grade genug um auf die höchste Spitze des Felsens eine zerbröckelte Mauerkrone zu setzen.

Ich habe da oben einen Sitz, der mich stundenlang festhält! aber meine Augen sind Schildkröten — ich trage sie bisweilen gewaltsam in die Ebene hinein, und immer, immer kriechen sie nach dem Meer zurück. Und was ist zu sehen auf dem Meer? nichts, buchstäblich nichts! gestern war ich drei Stunden droben und nicht ein Fischerkahn ist vorbeigegangen. Das ist es eben! weil man nichts sieht, so bevölkert man es aus eignen Mitteln. Das Meer ist wie ein gutes Buch: es überladet nicht unsre Phantasie durch Bilder und Zustände, die es uns vormalt, sondern es regt uns zu eigenen Imaginationen und eigenen Gedanken an. Wenn ich da droben sitze, geht mir wol viel durch den Kopf, ungeborne Poesie und Anschauungen der Geschichte, der Menschenschicksale. Aber das ist nicht der Moment, um sie festzuhalten! Sie tauchen in Masse auf, wie riesenhafte Corallenklippen, sie ballen sich zusammen wie Wolkenbilder, die ihre phantastischen Formen so schnell wechseln, wie der Taschenspieler einen Blumenstrauß in ein Glas Wasser verwandelt. Später suche ich dann wol dies und jenes festzuhalten, aber — aber! Das Meer in einen Tropfen gedrängt sieht gar so kläglich aus, und Du glaubst nicht, wie das traurig macht, wenn man erkennt, daß man eine Hütte von Lehm auf

ein Fundament von Granit erbaut hat. So geht es mir doch immer! Bedenke ich nun gar, daß es mir nie anders gehen wird, nie? so mögte ich gleich die kindischen Spielereien zum Fenster hinauswerfen und mich hinterdrein. Ich wundre mich oft, daß ich es nicht schon längst gethan. Aber so ist der Mensch; er hat mit nichts Geduld — als mit sich selbst; er denkt beständig: dies wird mir gelingen, das werde ich überwinden, hier werde ich doch nicht schmachvoll stecken bleiben, ich muß nur Zeit haben, nur Zeit — nur Zeit! Dann setzt er sich hin und nimmt sich Zeit — doch meistens nur, um sich vom Schicksal ergreifen und umtreiben zu lassen. Du weißt hoffentlich, daß wenn ich sage: der Mensch, so meine ich mich. Ich mag nur nicht immer ich sagen, es klingt so impertinent und dann bin ich auch recht froh die übrigen Menschen meiner Thorheit beizugesellen.

Weißt Du, an wen ich da oben immer denken muß? an den alten Homer, der auf diesem Meere schon den Odysseus umherirren ließ. Die Sachverständigen sprechen, die Ilias und Odyssee seien das vollkommenste Epos, das kann nebenbei der Fall sein; indessen so recht unsterblich groß ist es doch nur, weil der arme alte blinde Homer darin jedem von uns sein eignes Schicksal vorsingt. Ja,

so zieht jeder von uns in den trojanischen Krieg der Leidenschaften, wähnt, es sey leicht zu erstürmen das herrliche Troja, verschwendet dabei seine Kräfte, übt sich in Listen, begeht Thaten des Zornes, der Verzweiflung, der Entmuthigung, reibt sich auf in Erwartung des Sieges, wirft sich bald blindlings bald überlegt in den Kampf, der ihm vielleicht den Untergang, vielleicht den Triumpf — doch nimmermehr Frieden bringt. Und hat er so zehn Jahr in dem vernichtenden Wechsel von Hoffnung und Muthlosigkeit, von apathischer Ermattung und verzehrender Anstrengung verbracht, hat er am Ende Troja erobert, das gewünschte, das ersehnte, das Ziel und der Lohn seiner Qualen, was hat er gefunden? einen lodernden Steinhaufen, der bald kaltes Getrümmer und graue welke Asche wird. Nun darf er heimgehen, von wannen er gekommen, heimgehen mit seinen Wunden, seinen Enttäuschungen, seinen Runzeln und Narben und weißen Haaren — diesen nimmerfehlenden Trophäen seines Heldenzuges — allein er hat den Weg vergessen und die lange mühselige Irrfahrt voll wundersamer Täuschungen, voll zauberhafter Verlockungen, voll tödtlicher Gefahren beginnt und führt ihn viele hundert Meilen über Ithaka hinaus. Allendlich betritt er sie denn doch wieder, die stille heimathliche Küste.

Ja, ja, wir Alle betreten sie, möge sie nun heißen Ithaka oder das Grab. Ich gönne Jedem sein Ithaka, ohne es mir zu wünschen. Ausruhen ist gut, ruhen schädlich. Die Ruhe, wenn sie wirklich Ruhe ist, und sich über alle Verhältnisse breitet und Gegenwart und Zukunft einlullt, artet aus in Stumpfheit und breites Behagen. Dafür und dawider kann Niemand. Die Unvollkommenheit der menschlichen Organisation bringt es mit sich, sie ist nicht im Stande, die reinste Gabe in ihrer ursprünglichen Reinheit in sich zu bewahren. Wer von uns hat nicht einen Juwel in der Hand gehabt und ihn in den Staub fallen lassen, weil sich ein Moment fand, wo der Juwel die armselige Hand belästigte! War sie widerwillig? war sie trotzig? ach nein! sie war schwach. Bettet sich nun gar unsere Schwäche in die Ruhe hinein, so werden wir allzu polypenartig, lauter Gallert, ohne Knochen und Mark. Nein, nein, auf Federbetten dürfen wir nicht schlafen! Sieh an den Fluß, wie er durch die breite bequeme Ebene dahinschleicht, als hätte er sein Ziel vergessen; wie er seine Ufer in Moräste verwandelt, als ob er sie nicht befruchten sollte; wie er unscheinbar wird in dem Bett von Kies und Sand, als ob er nicht die Freude, das Leben, die Seele seines Thales sein sollte!

Und nun sieh hinauf da oben ins Gebirg, von wannen er gekommen, wie er sich da Platz machen und von Klippe zu Klippe springen und in den Abgrund stürzen muß, um vorwärts zu kommen, wie ihm das gut steht, wie er sich entfaltet zu Kraft, Muth, Schönheit! und nun gar, wenn ihm das Schicksal einen Felsen in den Weg schleudert, wie er sich aufbäumt und ihn überstürzt, als Geist auffährt und dann seine Siegeshymnen brausend, triumphirend weiter rollt. Und das ist ein und derselbe Fluß, und der Paglione hier in der Ebene von Nizza ist so ein trauriger Gesell, der es sich bequem macht zwischen den üppigen Orangengärten.

Man hat seine Lieblingsstellen, in Rom hatte ich das Coliseum, hier habe ich die Castelruine und das Gestade des Meeres selbst. Da sitze ich auch stundenlang auf den Kieselwällen, welche die Brandung ausgeworfen hat, und wenn das Meer hoch geht, so lecken die Wellen nach meinen Füßen und spritzen ihren Schaum auf mein Kleid. Aber das thut mir nichts, und ich bleibe sitzen unbeweglich wie ein indischer Fakir, und ich glaube fast, still in der Seele wie er. Das Meer magnetisirt mich. Dies Kommen und Gehen der Wellen, dies herzstärkende Gebraus, das bald wie Donner im Ge-

birg, bald wie einzelne Kanonenschüsse klingt, und durch welches man das Geklitter der rollenden Kiesel hindurch hört, die von der Fluth in das Meer zurückgerissen werden, die eben so herzstärkende Luft, die nicht von der im ewigen Verwesungsproceß begriffenen Erde herweht — das Alles beschwichtigt wundersam. Mögen auch unsere Wünsche und Hoffnungen auf- und absteigen und Land zu gewinnen suchen, wie die Wellen es machen, so ist das doch nur die Oberfläche unseres Wesens und des Meeres. Die eigentliche unergründliche endlose Tiefe müht sich nicht ab in den kleinen Bestrebungen; der eigentliche große Wellenschlag der Seele geht zu Gott.

Bei hellem Sonnenschein ist es unmöglich, lange auf diese hüpfende, plitzernde, mit Millionen von Goldflittern gestickte himmelblaue Fluth hinzuschauen. An solchen goldenen Tagen, wo Himmel, Wasser und Erde um die Wette funkeln und glänzen, sind die Spaziergänge in die Ebene hinein, auf schmalen verwickelten Fußpfaden, die aus einem Garten in den andern, von einer Campagne zur andern führen, eben recht — man findet etwas Schatten, etwas Grün. Aber an Perlmuttertagen, im Norden sind es nur graue — kann ich mich meiner Meerliebhaberei ungestört hingeben. Dann überhaucht

ein weicher wolkiger Duft den Himmel, die Sonne ist nicht zu sehen, nur zu ahnen, sie liegt hinter dem Gewölk wie Lampenlicht, hinter einer Alabaster-glocke, versilbert die Contoure und läßt die Massen in schwachen Regenbogenfarben spielen, und wirft zuweilen einen langen blaßgoldnen Strahl, wie blondes Haar in das Meer hinein. Und das Meer selbst hat dieselben weichen Tinten, und Himmel und Meer bilden mit Perlmutter gefütterte Schaa-len einer gigantesken Muschel: darum habe ich den grauen Tagen diesen Namen gegeben. Zuweilen regnet es, aber selten! ja dann ist nichts zu machen, weder hier noch sonst wo, dann muß man sich zu-sammenballen wie ein Vogel und sich mäuschenstill verhalten. Zuweilen stürmt es, aber auch sehr selten! Das ist prächtig. — Um den Fuß des Felsens, der die Castelruine trägt, führt die große Chaussee aus der Stadt nach dem Hafen. Dieser Felsen tritt wie ein Vorgebirge mit einem Fuß ins Meer hin-ein, und auf seinem äußersten Punkt ist fast immer Wind; darum heißt die Stelle im Patois des Vol-kes: Robba capeo, d. h. Huträuber. Dahin muß man gehen bei Sturm, dann spritzen die Wellen auf die Chaussee herauf, nachdem sie an die Fels-wände geprallt und in die Höhlen hineingejagt sind, die sie im Laufe der Zeiten genagt haben, und dann,

wie von Entsetzen gepeitscht, fliehen sie daraus zurück und zerstieben in einem Regen von Schaum und Schneeflocken und dazu dröhnt ihr Gebraus aus den Höhlen heraus wie eine unterirdische Kanonade. Es ist eine ewige unvergleichliche Pracht in den Schauspielen, die das Meer täglich darstellt und täglich neu. Dagegen sind die Bilder, die die Erde vor uns aufrollt, matt (die Landschaften abgerechnet, bei denen das Hochgebirg den Rahmen bildet) — denn bei ihnen hat die Menschenhand so viel gethan, die Cultur, die Vegetation, wenn auch von der Natur unterstützt, sind das Werk der Menschen; seine Wohnungen, die Stätten seiner Betriebsamkeit liegen umher, der Fußtritt seiner Bedürfnisse und seiner Genüsse ist dem Boden eingeprägt. Der ursprüngliche Charakter, die Jungfräulichkeit der Schöpfung ist untergegangen vor seinen dringenden unabweisbaren Ansprüchen. Aber sieh an das Meer! das ist heute so, wie es am ersten Schöpfungstage war, und wie es am letzten Tage der Welt sein wird. Da ist Gott ohne den Menschen! die ungeheuersten menschlichen Bestrebungen, Schifffahrt, Handelszüge, Seeschlachten, Entdeckung neuer Welttheile — kurz, Dinge, welche Staaten und Völker aus ihren Axen schleudern und der Geschichte ein anderes Gepräge aufdrücken, sind

über den Schauplatz ihrer Thaten, über das Meer, hinweg geglitten, wie der Hauch über den Spiegel, wie der Wind über den Sand. Da erhebt sich kein Monument, da zerfällt keine Ruine, da steht keine Ehrensäule und keine Inschrift, und da ist keine Spur des Todes. Das wird es wol sein, weshalb ich es so liebe, und was nicht auf der Erde zu finden ist: das Meer hat weder den Verwesungsqualm des Todes, noch den heißen betäubenden Athem des Lebens.

Uebrigens ist gewiß das Fleckchen Erde, auf dem Nizza liegt, ein holdseliges und gesegnetes. Es ist, wenn man will, ein weitläuftiger Küchen- und Obstgarten; aber für meine nordischen Augen wenigstens ist diese gemeine Bestimmung geadelt durch die prächtigen Südfrüchte, die er trägt. Kohl, Salat, und was weiß ich für Gemüse, bedecken dicht und fest den Boden, und ihre Beete sind von Orangenbäumen eingefaßt, während Bogengänge von Reben die Wege überwölben, die regelmäßig den Garten in Vierecke abtheilen. In den Gärten, die elegantere Campagnen umgeben, vertreten Jasmin und Rosenhecken die Rebengänge, oder vermischen sich mit ihnen oder wechseln mit ihnen ab, und statt der Gemüsebeete sind Blumenpartien angelegt. Die sind aber immer kläglich! man versteht hier

nicht die Blumenzucht, vielleicht erheischt sie zu große Sorgfalt. Einige Personen haben sich gar einfallen lassen, das anzulegen, was sie englische Gärten nennen — dazu fehlt hier die Hauptsache, nämlich Raum. Ein Platz, zweihundert Fuß lang und breit, ist wie mit Zwirnfaden durchwunden von winzigen Wegen, die allerlei Buschwerk-Pflanzungen zerfetzen, und die so eng sind, daß man hinter einander gehen muß. Kennst du etwas langweiligeres und unbequemeres als hinter einander spazieren zu gehen? auf wilden Bergpfaden läßt man sich das gefallen, oder auf Promenaden, die man erfindet, indem man sie macht; — sonst nicht. Die meisten Campagnen sind zum Glück ohne Ansprüche gebaut, einfache und freundliche Landhäuser. Die, welche es nicht sind, z. B. der Piol, ein schloßartiges Gebäude, zu dem terrassenartig breite Steintreppen heraufführen, sind verfallen — vermuthlich weil die Unterhaltung mehr kostet als der Garten einbringt, und sehen doppelt öde in der heitern Landschaft aus. Was nicht Garten, ist Olivenpflanzung, und diese sind so groß, so alt, so weitläuftig, daß sie, an den Bergen hinaufsteigend, durchaus den Charakter von Waldungen haben. Mit ihrer willkürlichen Vegetation ist die Natur auf Felswände und Mauern beschränkt, die

sie denn auch über und über besäet und bepflanzt, z. B. die Mauern mit Kapern und auf einzelnen kleinen Wiesen, die sich um Quellen gebildet haben, und die nicht größer sein mögen, als der Bowlinggreen in Neuhaus. Aus dem Benediktinerkloster St. Pous, im Grunde der Ebene, und aus dem Kapuzinerkloster Cimiez, etwas höher in den Bergen, übersieht man das Land in seiner ganzen Ueppigkeit. Auch der Menschenschlag ist schön, und weil man immer in ihren Gärten umher geht, so sieht man immer Menschen. In einem Weingarten unterhalb St. Pous ist ein junges Bauermädchen schön wie eine Nymphe, die Juanina heißt, und die ich liebe, weil sie so schön ist. Ganz feine, regelmäßige Züge, wie eine Camee, schwarze mandelförmige Augen, glänzend schwarzes Haar, Wangen wie Morgenröthe, eine kräftige bewegliche Gestalt, und die Krone der Schönheit: Physiognomie! ein Bauermädchen mit Physiognomie findet man im Norden nicht. Es giebt wol manches hübsche Bauermädchen dort, allein es wird immer nur ein hübscher Klotz von Fleisch sein, ohne Mienenspiel, ohne wechselnden Ausdruck, wie meine Juanina hat. Diesen Reiz besitzen hier fast alle Weiber, obgleich nicht alle von dieser seltenen Schönheit sind; sie verblühen früh, das thut recht leid. Bei den

Männern sind mir besonders die prächtigen Nasen aufgefallen; sie haben wirklich Nasen wie die Götter. Dadurch erhalten die Köpfe viel Adel und es ist schade, daß das Colorit ihnen das wieder raubt, denn sie sehen meist kupferroth aus. Ich liebe vorzugsweise brünette Carnation, die sich meinetwegen vom matten zarten Gelb des Elfenbeins bis zur Olivenfarbe steigern darf. Geht aber das Gelb statt in Braun in Roth über, so bekommt es einen brutalen Fleischbankanstrich, der mir zuwider ist.

In dem Klostergarten zu Cimiez ist ein Cassiabaum, der größte in Europa. Wir waren hingegangen, allein da hieß es wieder: „Ma non le donne." Die entsetzlichsten Mönche, die ich je gesehen, schlurften barfuß mit verwildertem Haupt- und Barthaar grauköpfig oder kahlköpfig um uns herum, vier oder fünf uralte Männer, und alle mit so niedrigen und gemeinen Gesichtern, daß ich — Reißaus nahm. Wenn alte Menschen, die ihr ganzes Leben andächtiger Betrachtung oder gottseligen Werken gewidmet haben, dennoch, trotz der natürlichen Glorie von weißem Haar, gierig und habsüchtig aussehen: so ist das ein schneidender Widerspruch. Zum Unglück war gerade mit uns zusammen ein Bauer angelangt, der auf seinem Maulthier zwei Fässer mit Wein in das Kloster brachte. Die Mönche freuten

sich so darüber, daß sie alle zugleich sprachen und ihrem Lob und Dank kein Ende fanden. Diese gewaltige Freude kam mir sehr unanständig vor und mißfiel mir so, daß ich nicht in ihrer Gesellschaft bleiben mogte. In Klöstern herrscht beständig, ich weiß nicht, was für ein fettiger saurer Geruch — wenigstens für meine verzweiflungsvoll feinen Geruchsorgane; kommt er von der eingeschlossenen Luft her, oder von dem Mangel an Reinlichkeit, daß sie nicht die Kleider wechseln können — genug! ich habe immer eine beklemmende Atmosphäre darin gefunden. Kommt man nun vollens aus der feinen scharfen Luft von Nizza in sie hinein, so ist es wirklich zum Ersticken, und ich dankte dem Himmel wieder in Freiheit zu sein. Die Aerzte schicken Brustkranke und Schwindsüchtige hieher. Da dürfen die armen Patienten von Hause aus sagen: „Vergieb ihnen guter Gott! sie wissen nicht, was sie thun!“ — und sich auf ihr letztes Stündlein vorbereiten; denn diese trockne anregende Luft wird ihr schwaches Lebensflämmchen bald verzehren. Kommt nun gar ein Tag voll Mistral dazu, diesem ausdörrenden scharfen Wind, welcher die Plage der Küste, aber hier sehr selten ist, füllt er die Straßen, die Gärten, die ganze Atmosphäre mit einem dichten Nebel von zerwirbeltem Staub: so ist

ein armer Brustkranker verloren. Ob dies Clima für Nervenschwache gut ist, ob es sie nicht aufregt, statt sie nur anzuregen, will ich auch nicht behaupten. Krankheiten haben so verschiedene Ursachen, daß sich im Grunde jeder Kranke das Klima aussuchen müßte, das ihm am erträglichsten ist. Ich habe, dem Himmel Dank! nicht mehr nöthig, mich noch wie eine Kranke zu betrachten. Meiner Organisation, die nur nervenreizbar, nicht nervenschwach ist, sagt das Klima herrlich zu. Wir haben hier zwar auch etwas von dem Regen gelitten, der in Frankreich die furchtbarsten Ueberschwemmungen erzeugt und Lyon und Avignon unter Wasser gesetzt hat — aber möge es gestern gesündfluttet haben, heute scheint die Sonne, zehrt alles Dumpfe und Feuchte auf, und ich gehe im Musselinkleide spazieren, und nehme nur gegen Sonnenuntergang einen Shawl um. Mir war es recht, daß es regnete: der Staub wurde gedämpft. Der ist eine Calamität von Nizza. Du kennst diesen Kalkstaub von Wien her; stelle Dir vor, wie er hier sein muß, wo es im Sommer gewöhnlich in vier bis fünf Monaten keinen Tropfen regnet. Der Fuß wühlt bis zum Knöchel im Staube, der weiß und dicht wie Mehl und so eindringend ist, daß Kleid, Hut, Handschuh sogar nach Staub riechen. Bäume und

Pflanzen sind dermaßen bepudert, daß sie ganz fremdartig aussehen, viele sind auch verdorrt. Nach solchem Regen lebt Alles auf, blüht und duftet, daß es eine Lust ist. Gäbe es keinen Kalender, so dürfte ich mich in den Junius versetzt glauben.

Erinnerst Du dich, Fratello, daß ich im vorigen Herbst, grade um diese Zeit, bisweilen ganz desperat sagte: ich bin heute wieder gefragt worden, „ob die Orangenbäume oder die Eichen schöner sind!“ — Ich war darum desperat, weil ich auf solche absolute Frage gar nichts zu antworten weiß, als „ich weiß es nicht“ oder auch eine andere Frage, z. B. ist der Rheinwein besser oder der französische Wein? Sind blaue Augen schöner oder braune? rc. — Jetzt sehe ich mir zuweilen die Orangenbäume an, um herauszustudiren, ob sie schöner sind als die Eichen, und um künftige Fragen regelrecht zu beantworten; aber Alles, was ich bis jetzt ergrübelt, ist: daß ich sie beide unter ihrem Himmel, auf ihrem Boden am schönsten finde, daß der Orangenbaum in Deutschland ewig nur ein fremder Schmuck und die Eiche in Italien ein Verbannter sein wird. Es müssen Analogie in der Natur und ihrer Vegetation sein, wie zwischen der Kunst und dem Volk, das sie geboren hat, wenn Beide uns wahrhaft in der Seele erfreuen sollen. Die schönste Gemälde-

sammlung voll Meisterwerke der Italiener, der Niederländer, der Deutschen, wird keinen so vollkommnen, so abgerundeten Eindruck machen, wie ein einzelnes Bild von Titian oder Dürer, das sich in Venedig oder Nürnberg noch auf derselben Stelle befindet, wohin es aus dem Atelier des Malers gebracht worden. In jener Gemäldesammlung wird man die unnütze Frage thun: war Titian ein größerer Meister oder Albrecht Dürer? was doch wirklich unsäglich gleichgiltig, sowohl für die Kunst als für den Kunstgenuß ist; vor jedem einzelnen Bilde wird man sich in den Geist von Titian oder Albrecht Dürer versenken, der durch diese Luft, diese Mauern, diese Verhältnisse, diesen Boden erzeugt oder befruchtet wurde und man wird ihn würdigen oder lieben, unabhängig davon, daß es kleinere und größere Meister giebt. Will ich durchaus die Eiche und den Orangenbaum vergleichen, so kommen sie mir vor, wie die materielle Kraft gegen die Kraft der Intelligenz: Roland neben Plato. Die ewigrege wundervolle Production des Orangenbaums hat wirklich nicht in der Körperwelt ihres Gleichen! sie ruhet nie, auf die reizendste Blüthe folgt die reizendste Frucht; das feste glänzende Blatt wird nicht versengt vom brennenden Sonnenstrahl, sondern funkelt ihm entgegen wie ein Smaragd, und ehe es

sich vom Zweig ablöst, hat es schon seine Stellvertreter in zahllosen jungen Laubtrieben geliefert. — Genug von Orangenbäumen! —

Aber wenn man davon und vom Meer geredet hat, so bleibt weiter nichts von Nizza zu sagen. Kirchen, Monumente, Denkmale der Kunst und der Geschichte giebt es hier nicht. In dem Punkt ist es recht arm, besonders wenn man an Perugia, Assisi und andere kleine italienische Städte denkt. Zwei kleine Denkmale darf man nennen, um so mehr, da sie nicht den Anspruch machen Kunstwerke zu sein. Im faubourg de la croix de marbre steht ein schlichtes großes weißes Kreuz zur Erinnerung an die Zusammenkunft, die Carl V., Franz I. und Papst Paul III. hier im Jahre 1534 hatten, um sich einander Friedensvorschläge zu machen. Das zweite Denkmal zeigt, daß sie es nur bis zu Vorschlägen gebracht. Denn Franz I. verband sich gegen Carl V. mit Soliman II. und dieser schickte eine Flotte unter Heireddin Barbarossas Anführung gegen die Küsten von Ligurien und Spanien. Nizza gehörte dem Herzog von Savoyen, einem Bundesgenossen Carls; die türkische Flotte belagerte es, stürmte es am 15. August 1542 und schon war der Halbmond auf die Mauer gepflanzt. Da stürzt Caterina Segurana, ein Weib aus dem Volk, mit

einer Axt auf die Mauer, schlägt die türkische Fahne sammt dem Fahnenträger zu Boden, erweckt dadurch den Muth der Vertheidiger — und Nizza wird gerettet. Caterinen ward die Ehre eines Triumpfzuges und einer Statue zu Theil, von der jetzt nur noch das öde Piedestal am Ende des Cours — (einer Ulmenallee, die als Promenade dient) — existirt. Obgleich Nizza sehr alt ist, eine Colonie, der in Marseille angesiedelten Phocäer — und obgleich zur Zeit der Römerherrschaft eine große Heerstraße aus Italien nach Gallien und Spanien an der Küste von Ligurien hinlief, so sind doch gar keine Ueberbleibsel jener Zeit vorhanden, denn das bischen Trümmerwerk bei Cimiez, was ein Amphitheater gewesen sein soll, verdient nicht den Namen, es haben hier zu arge Kriege gewüthet! Cimiez selbst, einst eine blühende Stadt, ward im sechsten Jahrhundert durch eine Invasion der Longobarden in Grund und Boden zerstört. Darauf folgten unzählige; die Sarazenen, und gar die Avaren drangen bis hieher vor, ehe Heinrich der Finkler und Otto der Große sie im zehnten Jahrhundert überwältigten und nach Ungarn zurückdrängten. Nizza gehörte, wie die Mutterstadt Marseille und die ganze Provence, als das Römerreich zerfiel, erst zum westgothischen, dann zum ostgothischen, endlich zum

fränkischen Reich. Dieses zerfiel wiederum unter den schwachen Carolingern und das lothringische, das burgundische, das arelatische Königreich erbauten aus den Trümmern Throne für schwache, unbedeutende Könige. Dazumal gehörte die Provence erst zum arelatischen, dann zum burgundischen Reich, dann brachte die Gräfin Dulcia sie im Jahr 1112 ihrem Gemahl, dem Grafen von Barcelona, als Morgengabe, welchem Hause sie bis 1246 blieb. Da vermählte sich Beatrix, Tochter Raimund Berengars IV., der ohne Söhne gestorben war, mit Carl Graf von Anjou, der nun Graf von Provence, und 1265 König von Neapel ward. In den blutigen Streitigkeiten, die nach Johanna's I. tragischem Tod 1382 um jene Krone statt fanden, kam die Provence an die französische Linie der Anjou, und, als diese ausstarb, durch Donation an Ludwig XI., im Jahr 1481. Nizza aber, jener Streitigkeiten und der eigenen daraus folgenden Verarmung müde, ergab sich 1388 dem Schutz und der Herrschaft des Grafen Amadeus VIII. von Savoyen und ist seitdem nicht mehr unter andere Botmäßigkeit gekommen. Eine eigentliche Selbstständigkeit, wie die italienischen Städte im Mittelalter, hat es nicht gehabt, daher fehlen die Monumente, die eine so herrliche Blüthe der geistigen und materiellen Regsamkeit jener Zeit waren.

Ich bedaure es hier einigermaßen für die Geschichte eine so entschiedene Liebhaberei zu haben, daß es mir bis jetzt noch nicht gelungen ist mit einer andern Wissenschaft eine kleine ephemere Liebelei zu bewerkstelligen; das Feld der Geschichte ist hier arm. Und könnte ich mich z. B. für die Botanik fanatisiren, so würde ich viel Vergnügen haben; denn die Flora von Nizza soll sehr reich sein. Oder für die Astronomie, der Horizont ist so frei, die Abendluft so mild, Himmel und Sterne sind von einer Transparenz, von einem Glanz, wie man es nur wünschen kann. Aber was gehen mich Blumen und Sterne an! sind sie von meinem Fleisch und Blut? gehen sie meine Wege, theilen sie meine Schicksale? Haben sie mein Herz voll nimmer satter Sehnsucht, meinen Kopf mit seinem Sturm der Gedanken? wissen sie, was es heißt lieben? . . . . nun ja, man spricht von einer Blumenliebe! Basta von der! — Wissen sie, was es heißt leiden? Mit nichten. Also was gehen sie mich an? dazu bin ich nicht schön und ruhig wie ein Stern, nicht hold und friedlich wie eine Blume; also, was gehe ich sie an? unschön und rastlos, wie ich bin, passe ich nicht in ihre Sphäre — sie und ich — wir sind nicht Kinder eines Hauses. Man sagt, die Naturwissenschaften üben eine sänftigende Gewalt über den

Menschen, indem sie ihn aus dem beängstigenden Treiben der Welt in ein Reich einführen, wo die Gesetze des ewigen Friedens und der unwandelbarsten Ordnung, aus tiefsinniger Weisheit entsprungen, unangetastet herrschen. Aber um sich in solche Betrachtungen versenken zu können, muß man die Seele dazu haben. Ich meine: Astronom ist nicht der, der die Sterne zu nennen weiß, ihre Entfernung, ihren Auf- und Untergang kennt; Botaniker ist nicht der, welcher die Blumen zu klassifiziren weiß und sagen kann, ob dies oder das Exemplar zu den Liliaceen oder den Orchideen gehört; denn Dichter ist nicht der, der Reime findet und Jamben von Trochäen unterscheidet; aber das Facit, welches sie aus ihrer Wissenschaft ziehen, die Entdeckungen in ihr, die Ansichten über sie, das ganze Gebiet der Folgerungen und Hypothesen, welches die Wissenschaft so weit eröffnen und in welchem die Originalität des Einzelnen Raum zur Entwicklung findet — das macht den Astronom oder den Botaniker aus, und wenn Gott es ihm nicht gegeben hat, so wird es keiner von selbst. Mir hat er's nicht gegeben! Wenn man mir erzählt von den Sternen, daß sie so und so viel tausend Meilen von mir entfernt sind, so muß ich immer ganz ungläubig lächeln; denn ich habe wol Ahnung der

Unendlichkeit, aber nicht von der, die durch Millio-
nen Zahlen zu berechnen ist. Und dann .... ich
weiß nicht, wie es kommt, die Sterne sind mir zu-
weilen so nah, daß sie mir über der Stirn stehen,
mir in das Auge sehen, und dann wiederum so
fern! so fern! wie die größten Zahlen es nicht aus-
messen können. Ach, es mag ein hoher Genuß sein,
sich in diese Wissenschaften zu vertiefen, die Wege
der Menschen zu verlassen, und einsam im Geist
dem Schöpfer und der Schöpfung seiner ersten Tage
gegenüber zu stehen! Ich hab' es nun aber einmal
zu thun mit dem Menschen! darum kann ich nicht
von der Geschichte lassen, so melancholisch ihr Stu-
dium auch ist. Ich nenne nicht bloß das Geschichte,
was im Allgemeinen so heißt, nämlich die Bildung
und Entwickelung der Völker und Staaten; das
ist nur eine Facette des rohen Diamanten, Mensch-
heit genannt, sondern der Gang der Kunst, der
Religion, der Literatur, die Schicksale des Einzel-
nen — alles das gehört in meinen Augen der Men-
schengeschichte an. Da finde ich auf jedem Blatt
das uralte ewige Lösungswort der Menschheit:
Kampf. O, das ist ein melancholisches Wort! es
geht so viel darin unter! es verschlingt so viel Glück,
zerreibt so viel Kraft, verbraucht so viel Muth! es
wirbelt so viel Unschuld und Hoheit und Schön-

heit in die Tiefe! es schlägt solche unheilbaren Wunden! wenn der Einzelne es einzeln hört, ruft er immer beängstigt oder verzweifelnd: „ich mag, ich will keinen Kampf!“ Ist es aber der Ruf, der durch die Jahrtausende aus der Wiege der Menschheit zu ihm tönt, der für alle Generationen, für alle Größe und alle Kleinheit erklungen ist: so leistet er ihm gefaßter Folge. Glücklicher wird er nicht dadurch — o nein! es kommt im Gegentheil, ich weiß nicht, was für eine Traurigkeit, was für ein herzzerschneidendes Mitleid über unsre räthselhafte unvollkommne Bestimmung über ihn, er sieht die Trübsale der glorreichsten Schicksale, die Dornen der blühendsten Kränze der Ehre und des Glücks, die Wermuthstropfen in allen Bechern der Freude; das macht ihn nicht weniger durstig nach Glück; allein wenn er es nicht oder unvollkommen erringt, — so hält er sich wenigstens nicht für einen Paria — sondern für einen ächten und rechten Sohn der Menschheit. Und dann die einzelnen großen Gestalten, die sich wie Tempel in der Wüste über die Massen erheben, haben die frische, freie, herzstärkende Atmosphäre der hohen Gebirge: da vergißt man Ermattung und Mühsal, die frische Luft weht die Trauer von der Seele, wie Regentropfen von den Blättern ab, das Herz findet seinen alten starken Schlag wieder; es

liebt und bewundert, es will auch fest, auch rein, auch groß sein, es erkennt, daß im Leben viel zu machen sei, wenn auch wenig aus dem Leben, denn alle Aeußerlichkeiten sind harten Bedingungen unterworfen. Und so wird unser inneres Gleichgewicht wieder hergestellt und das Leben erscheint ernster und dennoch leichter als zuvor. Darum liebe ich die Geschichte.

Was nun die spezielle betrifft; so habe ich kein besonderes Interesse für die des Hauses Savoyen und weiß auch nicht viel von demselben. Im elften Jahrhundert, als die großen Lehnsträger ziemlich unabhängig von dem französischen König und dem römischen Kaiser waren, als der Graf von Toulouse fast das ganze südliche Frankreich inne hatte, als der Herzog Wilhelm von der Normandie die Königskrone von England auf sein Wappenschild setzte, durch welches der Querbalken des Bastards sich zog — da legte Humbert aux blanches mains, Graf von Maurienne, den Grund zum Hause Savoyen, das sich allmählig bis über den Genfer See hinauf erstreckte und mit der Republik Bern später in zahllose Fehden verwickelt wurde, und in Folge der Religionskriege auch 1567 das Pays de Vaud an Bern verlor. Aber früher, nach dem Concil zu Constanz, hatte Kaiser Siegmund

die Ergebenheit des Grafen Amadeus VIII. durch die Herzogswürde belohnt 1416. Ein Jahrhundert später wurden die Herzöge durch ihre Verschwägerung mit Carl V. in die Kriege verwickelt, die darauf fast ununterbrochen zweihundert Jahre zwischen Frankreich und Deutschland fortdauerten und ganz Europa zur Theilnahme zwangen, indem sie sich bald um religiöse, bald um politische Anforderungen und Zwiste drehten, die in das Interesse der einzelnen Staaten eingriffen. Der Held des spanischen Erbfolgekrieges war neben Malborough Prinz Eugen von Savoyen, der kleine kluge Mann, der zum geistlichen Stande bestimmt war, aber die Kapuze fortwarf, um das Schwert zu ziehen, und mit demselben so viel Schlachten gewann. Prinz Eugen war es, der, als Kaiser Leopold I. sich ängstlich berieth, wie er seinen Befreier Sobiesky ceremoniös zu empfangen habe, entschieden sagte: „Mit offnen Armen.“ Es geschah aber nicht, weil — Sobiesky ein Wahlkönig war. Die Majestät von Gottes Gnaden hielt es ihrer Würde nicht gemäß. — Bei dem Friedensschluß des Erbfolgekrieges bekam Herzog Victor Amadeus IX. Sizilien, ging nach Palermo und ließ sich dort 1714 zum König krönen. Später wurde Sizilien gegen Sardinien umgetauscht, und die Insel giebt dem gan-

zen Reich den Namen. Es ist recht seltsam unbequem zusammengesetzt: Sardinien schwimmt ganz abgelegen im Meer, der Apennin und die Meeralpen trennen Ligurien, das Küstenland, von Piemont, und Piemont wird wiederum von Savoyen abgeschieden durch die grajischen Alpen, deren höchster Punkt der Mont-Cenis, und durch die apenninischen, deren höchste Punkte der Mont Blanc und der Mont Rosa sind. Die Sprache verbindet auch nicht diese verschiedenen Provinzen; die der Regierung ist zwar Italienisch, aber hier z. B. versteht das Volk so wenig Italienisch, daß man sich ihm leichter durch Französisch verständlich machen kann. Es spricht ein wahres Kauderwelsch von Patois, welches aus Französisch, Italienisch und dem alten Provenzalisch zusammengesetzt sein soll. In Savoyen wird ebenfalls ein besonderes Patois gesprochen, in Sardinien wahrscheinlich eine eigene Mundart, Genua spricht das weiche zischende Küstenitalienisch. Wenn man Leute vom Volk aus den verschiedenen Provinzen dieses kleinen Königreichs zusammenbrächte, mögten sie sich kaum unter einander verstehen.

Eines weiß ich, liebster Bruder, ein Buch von Nizza, so ein zweites: Jenseits der Berge schreibe ich nicht. Ich schreibe Euch diese langen Briefe

zum Ersatz dafür, weil Ihr doch einigermaßen auf ein Buch gerechnet habt. Uebrigens, in Nizza läßt sich herrlich schreiben, man hat Zeit dazu, man wird nicht gestört durch Streifzüge, durch Museen, Kirchen, Paläste — und ich thue es auch. Der „Ulrich" schreit mich aus meinem Kopf heraus um Erlösung an, wie ein verzauberter Prinz, und allerdings hat meine lange Krankheit einen so traurigen Bann um ihn gezogen, daß er sich der Haft los und lebig wünschen darf. Glaube aber nicht, daß er mich abhält ein Reisebuch zu schreiben! fühlte ich in mir die Aufforderung zu einem solchen, so würde das Interesse des Augenblicks, wie immer bei mir, das überwiegende sein und den Ulrich ins Hintertreffen stellen. Er würde nur dann an die Reihe kommen, wenn ich mit dem Vordertreffen fertig geworden. Aber ich habe keine innere Aufforderung und ohne sie bin ich nicht im Stande zu schreiben. Das Einzige, was Nizza auszeichnet, die liebliche Natur, bietet mir keinen Stoff dar, den ich mit Blumen der Phantasie übersticken mögte, es sind wirklich schon gar zu viel Blumen da. Den Himmel, die Luft, den Sonnenschein, genießt man täglich mit neuer Freude; hat man aber Einmal davon erzählt, so genügt das dem Leser. Er kann nicht auf dem Papier den Wolkenzügen folgen, nicht dem Farben-

spiel des Meeres, nicht den verschiedenen Beleuchtungen, die sich reizend wechselvoll um die Berge legen — und die ich in der Wirklichkeit sehe. Er kann nicht auf dem Papier über die Contraste in der Natur erstaunen, welche die Eigenthümlichkeit der capriziösen südlichen Natur ausmachen, und welche die Trümmer eines Bergsturzes und die kahle heiße Felswand unmittelbar neben Hesperidengärten hinstellen — und die mein Auge immer von Neuem entzücken. Er kann nicht vom Papier den stärkenden Duft einathmen, den der Wind mir zuträgt, möge er vom Meer herwehen oder in einzelnen Stößen von den Felswänden abprallen, die mit dem Gebüsch von Myrthe und Lentisque, mit Epheugewinden und Aloesträußen, mit Thymian, Krausemünze und andern wohlriechenden Kräutern bedeckt und parfümirt sind. Das ist wonnig zu genießen, jedoch monoton zu beschreiben.

Eben so sind auch die Promenaden das Hauptvergnügen von Nizza; auf dem Papier bleiben Meer und Ebene immer dieselben, während sie dem Beschauer tausendfältige Abwechselung bieten. Wer nicht spazieren gehen mag oder kann, reitet auf Eseln, die wohlgenährt und gut gehalten, mit bequemen Sätteln versehen, einen gewissen gloriösen Anflug vom Pony haben, und mich zuerst sehr für

sich einnahmen. Allein ihr kleiner harter Tritt greift die Brust gewaltig an, und ich bin meiner schönen mausfarbenen Ninetta, der Perle der Eselinnen, wieder treulos worden. Fahren ist nicht angenehm; auf den zwei Chausseen nach Genua und Turin fährt man bergan und die übrigen Wege sind sämmtlich Maulthierwege, das heißt sie sind gepflastert. All die großen Transporte hier zu Lande von Oel, Wein, Orangen geschehen durch Maulthiere, die in langen Reihen, immer eins an den Schweif des andern gebunden, hinter einander gehen, und mit ihrem eisernen Tritt die Wege fürchterlich verderben. Das Pflaster widersteht ihnen am längsten, die Chaussee gar nicht. So bin ich denn auf den Gebrauch meiner Füße angewiesen und ich übe sie tüchtig ein, um wieder ganz in meine alten Gewohnheiten zu kommen. Zuweilen wenn der Himmel regendrohend ist und die Wege schmutzig sind, muß ich freilich meine weiten Promenaden einstellen. So lange wie möglich, halte ich mich auf dem Wege, der zwischen dem Meer und den Gärten der Vorstadt Croix de marbre fortläuft und ein sehr beliebter und angenehmer Spaziergang ist. Doch in diesem Augenblick ist er durch den Regen verdorben, und die letzte Zuflucht der Spaziergänger, die Terrasse, hat mich ebenfalls aufgenommen. Sie befindet sich in der

Stadt meinem Hause ganz nah und ist wirklich sehr bequem. Die flachen Dächer einer sechshundert Schritt langen, einstöckigen Reihe Häuser am Meere, sind mit einer festen glatten Masse wie mit Quadern bedeckt, und auf jeder Seite mit einer gemauerten Brustwehr und eben solchen Sitzen versehen; das ist die Terrasse. Auf beiden Enden und in der Mitte derselben sind Treppen, welche hinauf führen, während unten in den Häusern Cafe's und Magazine angelegt sind, um den Spaziergängern eine zwiefache Unterhaltung zu gewähren.

Stelle Dir vor, Nizza hat eine italienische Oper, was London und Paris mit ihren Schätzen erkaufen, was Neapel und Mailand mühsam aufrecht halten, das will diese Stadt von 20,000 Einwohnern haben! Natürlich ist die Oper herzlich schlecht. Wenn die neue italienische Musik, die durchweg auf den Glanz und den Effect losgeht, von verwitterten Stimmen und mit Geschrei vorgetragen wird, so entsetzt man sich förmlich. Dazu kommt, daß die Manier der großen Sänger für die kleinen nicht sowol ein Ideal, als ein Typus geworden ist. Die Primadonna denkt nicht: „die Pasta sang so, weil sie es mit Genie, Fleiß und Studium dahin gebracht hat." — sondern „die Pasta sang so, folglich muß ich auch so singen." Und statt sich nach

der großen Sängerin zu bilden, ahmt sie ihr nach ohne ihre eigenen Mittel zu berücksichtigen. Ueber das werden immer große tragische Opern von Donizetti gegeben, von Donizetti dem erfindung- und leidenschaftlosesten aller Componisten! Ehedem ist hier ein französisches Vaudeville-Theater gewesen, wo sich alle Welt viel besser unterhalten hat; aber es hat aufgehört, weil man fürchtet die französischen Prinzipien würden durch die Bühne zu sehr verbreitet werden und einen Anklang finden, den man zu unterdrücken wünscht, die armen Fremden müssen nun auch unter dieser puritanischen Erziehung leiden. — Eben jetzt sind wir acht Tage ohne Nachricht aus Frankreich gewesen, so arg haben dort Ueberschwemmungen gewüthet. Ich wollte zu Anfang dieses Monats einen Streifzug durch die Provence machen, weil man nicht wissen kann, ob nicht bis zum nächsten Frühling Krieg oder Revolution Frankreich unzugänglich gemacht haben, allein das Wetter hinderte mich und nun lasse ich es auf das Glück ankommen, das heißt auf einen allgemein beschwichtigenden Umstand. Von Frankreichs Convulsionen hat man nur dann einen Begriff, wenn man seine Zeitungen liest; Mitleid mit einem solchen Zustand übersteigt fast den Abscheu bei mir. In der verzweiflungsvollen Haltungslosigkeit aller Parteien

liegt ein so großer Abgrund von Elend, weil er eine so völlige moralische Dissolution offenbart, daß man sich beängstigt sagen muß: es ist noch nicht der letzte Curtius in diesen bodenlosen Schlund hinabgestürzt. Aber das Hypothesiren über politische Zustände der Gegenwart ist grade so unerquicklich, als Nüsse aufzuknacken; unter zehn Nüssen sind neun hohl. Die Geschichte des Tages ist ein Kind in Windeln; der Eine prophezeit, das wird ein großer Mann, der Andere, das wird ein Taugenichts, und am Ende wird es keins von Beiden, sondern ein ganz gewöhnlicher Mensch. Die Geschichte des Tages beurtheilen zu wollen, ist grade so, als wollte man die berühmten Arras-Tapeten beurtheilen, während noch an ihnen gearbeitet wird. Der Arbeiter wirkt sie nach Zeichnungen großer Meister, aber auf der verkehrten Seite; sieht man ihm über die Schulter, so erblickt man plumpe Umrisse, ein Gewirr bunter Farben, große Confusion, die man ziemlich deuten kann, wie man will. Nach zehn Jahren ist die Arbeit fertig, die Tapete wird umgekehrt, und siehe! ein klares deutliches Bild springt uns überraschend entgegen. Nur der Meister, der die Zeichnung machte, und einer oder der andere Arbeiter, der an der Tapete webte, wußten im Stillen, was sie bewerkstelligten. Ueber die Geschichte, wie über

eine Marmorstatue, muß die Zeit hingestreift sein, ehe sie in meinen Augen Interesse haben, denn der einen Größe, und der andern Schönheit bewährt nur die Zeit. Alljährlich einen neuen großen Mann zu verehren, eine neue große Institution zu bewundern, einen neuen gräßlichen Tyrannen zu hassen — und übers Jahr den ersten erbärmlich, die zweite tyrannisch und den dritten verständig zu finden — damit läßt man sich in prima furia ein paar Mal anführen; aber bald entschließt man sich mit Verehrung und dergleichen ein wenig zu warten. Ich meine, Keiner von uns hat die eiserne Stirne zu behaupten, daß er sich seit zehn Jahren nicht einige Male hätte tüchtig anführen lassen; denn wenn er es auch behauptete, so würde es ihm nichts helfen. Fast Niemand betrachtet die äußeren Erscheinungen anders, als durch das Prisma seiner Leidenschaften, Vorurtheile und Liebhabereien und die sind dem Irrthum unterworfen — nicht blos in Andrer Augen, sogar in unsern eigenen; nur kommen wir immer etwas zu spät dahinter. Ach, es ist recht jämmerlich, wie wir in unsern Leidenschaften und Vorurtheilen einher stolziren, so sicher, so gewiß, so gepanzert, und wie dann die Erkenntniß des Irrthums die einzelnen Waffenstücke von uns ablöst, bis wir nackt und bloß dastehen und uns bitterlich schä-

men! — Auf Eins bin ich unglaublich neugierig: was wird binnen funfzig Jahren aus der Asche Napoleons geworden sein, die man jetzt aus ihrer stillen Gruft herausscharrt und über den Ozean schleppt, um sie mit schauspielerischem Gepränge der Erde eines Landes anzuvertrauen, das den Cultus der Vergangenheit mit Füßen tritt. Ich habe immer gefunden, daß jene Inselklippe im Weltmeer die passendste Stätte für Napoleons Gebein war, sie war sein Kerker, sein Sarg, sein Monument; sie gab ihm, den Europa ausgestoßen hatte, die letzte und die ewige Ruhestatt — „And he was there alone with his glory“ (Und er war da allein mit seinem Ruhm). Nun ist's vorbei mit seiner erhabenen Einsamkeit! Die Wellen des Ozeans werden nicht mehr um seine Gruft brausen! statt dessen wird die Pariser Emeute um sie brüllen, und der Pariser Gamin seine Spottlieder um sie pfeifen. Statt ihn zu ehren, höhnt man ihn. Es ist ein Fluch, der sowol auf gesunkenen Nationen als auf Individuen ruht: wenn sie das Bedürfniß empfinden eine Huldigung darzubringen, so finden sie den rechten Ausdruck nicht mehr: es klebt immer wie ein Schmutz — oder Blutfleck daran und man glaubt nicht an die Aufrichtigkeit ihrer Verehrung, da sie bereits Alles erniedrigt, mit Füßen

getreten und entweiht haben. Vor funfzig Jahren warf man in St. Denis die Gebeine einer achthundertjährigen Reihe von Königen auf die Straße; darunter waren Könige, die mehr für Frankreich gethan haben als Napoleon: Ludwig XI., der König des tiers état, wenn je einer war! der das Werk begann, welches Cardinal Richelieu zweihundert Jahr später vollendete, indem jener die großen Vasallen der Krone, dieser den hohen Adel vernichtete und zerknickte; übrigens hinterlistig, heimtückisch, grausam, scheinheilig, geizig, schmutzig — véritable roi de la canaille, hätte der nicht eine Ausnahme verdient? — Und Heinrich IV. der ritterliche galante König, der diese Eigenschaften, auf welche die Franzosen so hohen Werth legen, in der Vollkommenheit besaß mit allen Licht- und Schattenpunkten, und dabei Kraft genug hatte der Hyder des Bürgerkrieges ihre Köpfe abzuhauen. Und Ludwig XIV, le grand roi par excellence, unter welchem Frankreich Europa so gewaltig beherrschte, wie nie unter Napoleon; denn nicht den politischen Zuständen allein gab es Regeln und Gesetze, sondern auch den Künsten, den Wissenschaften, den Sitten, dem ganzen häuslichen Leben. Zwei Gewalten breiteten sich dazumal über Europa aus, die intensivere Siege gewannen und verderblicheren Einfluß übten,

als die Armeen Napoleons und die am Throne Ludwigs XIV. genährt wurden: die französische Sprache und die Mode — diese ein Kukucks-Ei im Privatleben, jene in den Cabinetten. Nie hat ein König der National-Eitelkeit solche Triumphe bereitet wie Ludwig XIV.; denn diese beide allmächtigen Gewalten haben nicht nur die traurigen Schicksale seiner letzten Jahre, sondern den Sturz seiner Nachfolger und seines Thrones überlebt. — Aber die Revolutionsmänner ließen Poissarden die Rollen der Engel des jüngsten Gerichts spielen und zerwühlten bei ihrem Geheul die Särge von St. Denis ohne Ausnahme. Wo ist die Bürgschaft für Napoleons Asche, daß ihr nicht dieselbe Profanation bevorstehe? — Ich bin zu nah bei Frankreich, nur eine Meile von der Grenze, nur eine Tagereise von ihren wichtigsten Hafen- und Handelstädten, um nicht häufig über den Var — so heißt der Grenzfluß — hinweg zu sehen und in das Land hinein, welches seit einem halben Jahrhundert von der Gehirnentzündung befallen ist. Die Krankheiten der Völker und Staaten dauern lange und sind unheilbar, weil sie immer in Marasmus übergehen. — In Marseille befindet sich jetzt die schöne lustige Königin Christine von Spanien, vergnügt sich so gut sie kann, macht Küstenfahrten zu Wasser und

zu Lande, und scheint sich nicht sonderlich über den Verlust der Regentschaft zu grämen. Ich sag' es immer: Frauen müssen absonderlich organisirt sein, wenn sie noch die Krone zu tragen lieben, nachdem sie deren Last getragen haben.

Und nun lebe wohl und froh, unterhalte Dich gut auf all Deinen Jagden und sei liebenswürdig trotz derselben. Du kannst Dir nicht vorstellen, wie die verdrießlichen Jäger den Frauen unausstehlich sind, und wie Euch die Jagd maussade macht, hungrig, müde, schwerfällig — kurz, detestabel! — Ich würde mich freuen, wenn es so käme. Du kehrst eines Abends von mehrtägigen Jagden heim; Du findest Neuhaus sehr still, sehr einsam; Du wünschest: wäre doch ein Mensch da, mit dem sich plaudern ließe, und siehe! da ist mein Brief! dann rückst Du den bequemsten Deiner bequemen Lehnstühle vor das Kamin, den Theetisch auch, trinkst zwei immense Tassen Thee und liesest mit großem Vergnügen den voluminösen Brief. Könntest Du dazwischen ausrufen: „Das ist mal wieder ganz wie Du!" so wäre meine Freude vollkommen. Denn ich hätte Dir die Täuschung meiner Gegenwart und meines Sprechens gegeben, und es würde mir obenein viel schmeichelhafter sein, als wenn die Rezensenten mit ihrer eingefleischten Oberflächlichkeit sagen,

ich schriebe wie ein Mann. Das ist erstens sinnlos, denn Göthe war ein Mann und Clauren auch — und zweitens nicht wahr, denn man zeige mir doch einmal einen Mann, der so schreibt wie ich. Aber — „ganz wie Du" — ist ein schönes Lob, welches Uebereinstimmung zwischen meinem Wort und meinem Sein, zwischen der Erscheinung und dem Wesen ausspricht und anerkennt, daß ich meine Ueberzeugung nie verleugne, meine Schwäche und Kleinheit nie verstecke und dabei immer die Welt ein wenig de haut en bas betrachte. — Nicht wahr Contino — so bin ich? Nun liebe mich, wie ich bin! das wird immer und ewig das größte Lob für den Menschen sein. —

## Dritter Reisebrief.

Nizza, Ende März 1841.

Als ich im vorigen October herkam, um den Winter hier zuzubringen, war mir sehr angst vor Langeweile. Ich hatte keinen Arbeitsplan, keine Gedanken — nichts! ich wollte nur meine Gesundheit herstellen. Das ist sehr gut und ganz nothwendig, aber nichts weniger als unterhaltend, und ich fühlte mich wahrhaft beängstigt sechs Monat sur les bras zu haben. Sechs Monat sind ein so großer Theil unseres kurzen Lebens, daß Menschen, welche die Zeit anzuwenden wissen, Tüchtiges und Großes darin geleistet haben. Luther saß neun Monate auf der Wartburg und übersetzte die Bibel. Für alles Große hat man herrliche Exempel, aber zugleich auch immer für den Gegensatz! Diogenes lag Jahr aus Jahr ein in seiner Tonne und gilt seit

ein Paar tausend Jahren für einen Weisen. Ich habe kein Talent für das Leben in der Tonne, ob für die Weisheit — das wollen wir unerörtert lassen, mein Clärchen. Ich sann auf kleine Touren nach der Provence, nach Toskana, Ueberschwemmungen und Wetter störten sie; ich mußte hier bleiben. Jetzt sind die sechs Monate gleich verflossen und wie jede Zeit ohne wichtig entscheidende oder umwälzende Momente, sie scheinen mir sehr kurz. Ich habe den Ulrich geschrieben, ich habe das Spanische gelernt, ich habe einige Geschichtswerke gelesen, ich habe zwölf Paar Strümpfe gestrickt; ich habe fast täglich meilenweite Promenaden gemacht: und zu guter Letzt bin ich anderthalb Monat augenkrank und drei Wochen in kläglicher Zimmergefangenschaft gewesen; — mit dem Allen vergeht die Zeit sehr schnell, versichere ich Dich.

Nun ist der Frühling da, und wie ein Zugvogel schlage ich mit den Flügeln. Mein Gott, die Frühlingsunruh — diese Sehnsucht nach einer neuen Sphäre, einem frischen Leben, einer erhöhten Thätigkeit, einem sonnigeren Dasein. — Dieser Drang hinaus — hinauf zum Licht, zur Schönheit, zum Glück, wie er in der ganzen Natur sich offenbart: muß der Mensch mit seinen feineren Sinnen, mit seinen reizbareren Nerven nicht weit mehr davon

ergriffen werden, als die animalische und vegetabilische Schöpfung? Ich meines Theils wundre mich jeden Frühling, daß ich nicht um ein Paar Zoll wachse. Eines thut mir leid: immer muß ich — ich bleiben! Ich kann es nicht ergründen, ob Andern auch so zu Muth ist, z. B. denen, die immer in der Gesellschaft oder denen, die in beständiger körperlicher Anstrengung leben. Ich könnte sie fragen: aber wer sagt die Wahrheit von sich, wenn er nicht zum Voraus weiß, daß sie ihm zum Lobe gereicht? Und dies ist wol nicht eben ein Lob; es setzt eine Art von Unbändigkeit oder von Unkultur voraus, wie bei den Wilden. Doch werden vielleicht innerlichst alle Menschen davon befallen und wissen nur deshalb nichts davon, weil sie nicht dem Gefühl nachgeben. Die Dichter bilden sich immer ein, fünf bis sechs Sinne mehr als alle übrigen Menschen zu haben, und deshalb ganz außergewöhnliche Creaturen zu sein; und es ist doch im Grunde weiter nichts, als daß sie der Vernunft und Erfahrung weniger Einfluß über sich gestatten, als ihren momentanen Stimmungen. Von einer solchen hängt oft die Conception ihrer Schöpfungen ab, kann man sie tadeln, daß sie sich ihnen überlassen? Genug, ich bin in Reiseunruh und in doppelter, weil ich nicht recht weiß wohin, und weil

meine armen, immer zur Entzündung geneigten Augen mir jeden Augenblick einen Querstrich machen und mich aufhalten können. In Marseille, nach gründlichen Erkundigungen, wird es sich erst entscheiden, ob und wie die spanische Reise zu machen sei. Ich trotze schon mühsam genug der Beschwerde, allein der Gefahr gewiß nicht. Uebrigens kann ich Dir nicht beschreiben, wie neu und wie beklemmend es mir ist, meine Plane von meiner Gesundheit abhängig zu sehn. Kein Geld, oder keine Zeit, oder sonst etwas Erforderliches nicht zu haben, stört freilich eben so sehr, aber mir däucht nicht so traurig, weil die Störung nicht aus der Unbeholfenheit des Körpers hervorgeht. Daß der mir den Dienst versagen, daß er mich hindern werde, halbe Nächte zu schreiben, mich Tag's jedem Wind und Wetter auszusetzen — fiel mir sonst nie ein. Seit einem Jahr hab ich auch das gelernt. Ach, ich bin sehr gelehrig; aber ich wollte, der liebe Gott gäbe mir nicht so viel Veranlassung mich davon zu überzeugen.

Als ich Mitte Februar zur Zimmerklausur verdammt wurde, fing der Frühling an sich nach einem ungewöhnlich schlechten d. h. regnerischen Winter zu regen. Die Mandelbäume blühten, die Wiesen dämmerten wie von grünem Nebel, die

ersten Frühlingsblumen, Anemonen und Veilchen prangten — die Vegetation, welche nur in dem einzigen Monat Januar ihren Winterschlaf hält, wachte auf, sah zwar noch ein bischen verschlafen, aber ganz nett aus. Gegen Mitte dieses Monats, als ich wieder frei wurde, hatte sie sich vollkommen ermuntert, und jetzt ist es hier schöner, als in Deutschland im Mai, viel wärmer, viel üppiger, nur fehlt freilich die Masse jungen Laubes unsrer nordischen Bäume. Bei uns ist die Erde zuerst ganz grün, hier ist sie gleich ganz bunt — und das fängt bei den Bergen an, um die sich Frühlingswölkchen und Sonnenstrahlen violett und rosenroth legen, steigt über die Hügel und Abhänge tausendfarbig in unmalbaren Nüancen in die Ebene hinein, — gleitet dann ins Meer und schwebt vom Meer wieder zur Sonne zurück. Diese wundersame Farbe, glänzender als jeder Email, glühender als jeder Edelstein, ist nicht sowol grün oder roth oder blau zu nennen, als Südfrühlingsfarbe, zu welcher die einzelnen Blumen und Blüthen ihr Scherflein beitragen. — Bei uns sieht man im jungen Gras nur weiße oder blaß gefärbte Blumen, hier schminkt die Sonne sie gleich, wenn sie geboren werden. Dunkelblaue Hyazinthen, goldne Tazetten, zitronenfarbne Primeln, himmelblaue Binken, lila und

ponceaufarbene Anemonen, brauner Goldlack, über ihnen die feurige Glut der Pfirsichbäume und das Alles im Schutz und Schirm des immensen Olivenhains, den man die Ebene von Nizza nennt; das ist jetzt mein Reich! denn mein ist, was ich in meine Seele aufnehme, und so kommt es, daß ich, ohne einen Fingerbreit irdischen Besitzes, reicher bin als Kaiser und Könige; Ihnen kann doch höchstens Alles gehören, aber mir gehört das All. —

Vor zwei Jahren kam ich gerade um diese Zeit nach Rom. Der Frühling ist hier wenigstens einen Monat früher als dort in seiner Pracht — wenn man bei der melancholischen römischen Campagna überhaupt den Muth hat, von einer andern Pracht zu sprechen, als von der der Vergangenheit. Aber auch Neapels Campagna felice hat mir nicht diesen Blumenkorb-Eindruck gemacht, wie Nizza, Sorrent vielleicht. Neapel selbst, die große Stadt, nimmt zu viel Raum ein, um nicht das Auge beständig auf sich zu ziehn, während das kleine Nizza, um den Fuß des Castelfelsens gelagert, ganz in der Landschaft verschwindet. Die hiesige Gegend ist eine liebliche Idylle; ja, sie würde sogar den kleinen faden, allzu abgeglätteten Anstrich einer solchen haben, wenn nicht die Gebirge im Hintergrund und im Vorgrund das Mee sie vor Erschlaffung in der

Lieblichkeit schützten. Neapel hingegen mit seinem tobenden Vulkan und seinem majestätischen Golf ist wie eine feurige, überwältigende, lyrische Improvisation. Sobald man sich hier vom Meer ab und ins Land hineingewendet hat, darf man keine Großartigkeit mehr suchen. In Beschreibungen wird zwar vom Vallon obscur gesprochen, wie von einer kleinen Via mala, doch das ist lächerlich! es ist ein Felsenspalt, der einige hundert Schritte lang und dessen Wände hundert Fuß hoch sein mögen, ein mageres Bächlein durchrieselt ihn. Der wenigst hübsche Punkt um ganz Nizza. Mir ist am liebsten außer dem alten Castel, das mir immer ganz besondere Dinge in das Ohr flüstert, das Château de St. André, das fünfviertel Stunden von hier, tief hinten im Thal auf einem Felsenvorsprung liegt, den ein kleiner rascher Fluß hie und da mit Wasserfällen und Strudeln umzingelt. Da ist nicht so viel idyllische und mehr romantische Schönheit — ich meine, es ist keine gepflegte, cultivirte, wohlerzogene, conventionelle, sondern eine freiere, überraschende, ungebändigte Schönheit, mehr Natur und weniger Civilisation. Der Graf de St. André, dem das Besitzthum gehört, lebt in Turin, läßt das Schloß verfallen, wahrscheinlich um so viel Einnahme wie möglich daraus zu ziehen; es steht leer

und verödet, mit zerbrochenen Fenstern, durch welche man mit Fresken geschmückte Säle sieht, die von Staub und Feuchtigkeit verwittert sind. Kein Weg führt mehr hinauf, nur Fußsteige, und nur in der Mühle unten am Schloßberge ist Leben und Thätigkeit. Diese Verlassenheit ist wol traurig, aber eben dadurch kommt ein Reiz über die Gegend, der hier äußerst selten ist, sie wird romantisch, d. h. wild, einsam, ohne Cultur und daher malerisch. Sie beschäftigt die Phantasie, man schmückt sie aus, man träumt, was da Alles geschehen sein mag, man stellt die Schicksale des verödeten Schlosses und der munteren lustigen Mühle neben einander, in der mit ihrer Betriebsamkeit und Handthierung der Geist der neuen Zeit wach ist. Ein solches Bild giebt es nicht weiter um Nizza! ein Garten des Südens beschäftigt mehr die Augen als die Phantasie.

Was übrigens die Betriebsamkeit anbetrifft, so scheint sie mir sehr gering — die Seidenfabriken und die Kultur von Oel- und Orangenbäumen abgerechnet. Was man zu kaufen verlangt — Alles kommt aus Frankreich! Ich begehrte neulich eine Cordeliere. Man macht hier keine, sprach der Kaufmann, aber ich kann sie kommen lassen. Und so wurde denn etwas so Einfaches, wie eine Gür-

telschnur aus Frankreich verschrieben. Die unerhörte Menge von Festtagen muß den Handwerkern sehr lästig sein. Am 19. März St. Josephstag; sämmtliche Magazine geschlossen und keine Arbeit; am 21. St. Benedictstag, Alles geschlossen; am 25. Mariä Verkündigung, wieder Alles geschlossen, dreimal in einer Woche! So andächtiges Militär ist gewiß nirgends wie hier; an jedem Festtag wird es in die Messe geführt. Ob man es in Italien nicht dazu anhält, oder ob man es in den großen Städten weniger bemerken kann — genug diese Andacht ex officio ist mir nirgends so aufgefallen. St. Benedictstag wird hier besonders hoch gefeiert. Am Vorabend schon war die Straße vor seiner Kirche mit Fahnen geschmückt, mit Pechkörben erleuchtet, Raketen stiegen prasselnd in die Luft und am nächsten Morgen donnerten die Kanonen. Ich konnte mich Anfangs gar nicht besinnen, weshalb ihm so hohe Ehren. Endlich fiel mir ein, daß er der Erste war, welcher dem Abendland im sechsten Jahrhundert eine Ordensregel gab. Es ist ein edler und ernster Orden, der der Benedictiner, und ich habe eine große Verehrung für ihn. Er öffnet denen, welchen die Welt, wie sie nun einmal eingerichtet ist, nicht gefällt, nicht blos eine Zuflucht, sondern die würdigste Wirksamkeit: geistige Thätigkeit in

der Wissenschaft, die ihnen zugleich den warmen Pulsschlag des Lebens erhält, weil die Bildung der Jugend ihnen anvertraut wird. Und meiner Meinung nach taugen nur die Menschen zu Erziehern, welche mit der Welt abgethan haben, nachdem sie alle deren Kämpfe durchgemacht. Sie müssen die Leidenschaften und Bestrebungen der Menschen aus Erfahrung kennen, aber ihnen nicht mehr zugänglich sein. Sie müssen wissen, wie Liebe und Ehrgeiz, Wissensdurst, Eitelkeit und Hochmuth und all die Triebe „which flesh is heir too“ die Seele durchstürmen und zergraben, und müssen sich durch ein unwiderrufliches Gelübde, auf die Erkenntniß basirt, daß nichts von dem Allen zum Glück führe, aus jenem unruhigen wellenschlagenden Meere gerettet haben. Die deutsche Mode finde ich schrecklich, irgend einen Studenten der Theologie oder Philosophie, der eben seinen Universitätskursus durchgemacht hat und auf eine Stelle als Pfarrer oder Schullehrer wartet, in das Haus zu nehmen und ihm Kinder anzuvertrauen, während er selbst der tüchtigen Hofmeister Erfahrung nöthig hat. Papa und Mama haben selten Zeit für die Erziehung, und so erzieht denn ein junger Tropf frisch darauf los, und die Kinder haben es am Besten, welche nichts von ihm profitiren. Zum Amt eines Er-

ziehers gehört Vocation, und das ist etwas Anderes, als der transitorische Zustand zwischen der Burschenzeit und der endlichen Versorgung. Alles ist im engen Zusammenhang, Gutes und Nachtheiliges, und wenn man dieses wegräumen mögte, so hat man mit Recht Furcht, daß auch jenes eingehe. Man liebt in Deutschland das Familienleben, man hängt und hält zusammen, man behält die Knaben gern im Elternhause unter eigener Aufsicht — und das ist gewiß gut und lobenswerth; aber man hat leider nicht immer Vermögen genug und Lust, um tüchtige Pädagogen tüchtig zu besolden.

Hier ist wiederum in den höheren Ständen eine Sitte ganz allgemein gebräuchlich, über die man sich in Deutschland entsetzen würde: man giebt nämlich die neugebornen Kinder auf das Land zu Bauerfrauen, welche sie zugleich mit ihrem eignen Kinde an ihrer Brust ernähren. Ich weiß nicht, was man bei uns lieber thäte, als ein neugebornes Kind aus dem Hause zu geben! Hier findet man es besser, das Kleine einer braven Frau anzuvertrauen, die bei ihrem Mann und ihrem eigenen Kinde bei ihrer gewohnten Beschäftigung und Kost bleibt, als eine taugenichtsige Amme in das Haus zu nehmen. Eines weiß ich: wenn man viel in der Welt umherwandert und so manche widerspre-

chenden Sitten und Gebräuche sieht, und sieht, wie Jeder gerade die seines Landes oder seiner Ueberzeugung so lieb hat und über Fremde zürnt oder spottet und ihnen nichts Gutes zutraut — und wie doch im Ganzen die Schicksale der Menschen, der Individuen wie der Völker, so große Einförmigkeit in der Entwickelung zeigen — so kommt man unwillkürlich zu einem gewissen Indifferentismus gegen die bürgerlichen Institutionen und zu einem immer tieferen Vertrauen zu Gott, der sich durch all den Wirrsal und all die Widersprüche gar nicht confus machen läßt, wie das den superklugen Leuten begegnet, sondern seine Menschen auf verschiedenen Bahnen zu demselben Ziel führt: ins Grab zum Würmerfraß und in den Himmel zum ewigen Leben. Aber, mein Clärchen, ich bekenne Dir, daß der Würmerfraß mich fürchterlich betrübt. Ach, könnten wir doch lebendigen Leibes gen Himmel fahren!

Gestern gingen wir spazieren in dem Vallon de Magnan und da sah ich ein herziges Bildchen. Eine jener Bauerfrauen hatte den Tag in der Stadt mit ihrem Pflegekind bei dessen Eltern zugebracht und kehrte jetzt heim in ihr Häuschen. Sie saß auf einem stattlichen Esel im vollen Sontagsstaat: den Caireu auf dem Kopf, feuerfarbnes

Halstuch, goldnes Kreuz am schwarzen Bande um den Hals (daher stammt die Mode der croix à la Jeannette) und lange goldne Ohrgehänge. Sie hielt das Kind auf dem Schooß; eine kleine Wiege, aus Rohr geflochten, war seitwärts an den Sattel geschnallt und ihr Mann lenkte den Esel. Für ein Malerauge wäre da gleich das Motiv zu einer Flucht nach Aegypten gewesen. Der Caireu ist ein kleines weißes Musselintuch dreieckig unter dem Kinn zugeknüpft, aber der hintere Zipfel abgerundet und das Ganze mit einem Streif von gesticktem Musselin oder von Spitzen besetzt — so etwas à la Fanchon. Noch eine unserer Moden scheint den hiesigen Volksfrauen entlehnt zu sein: die Mantillen; sie tragen sie freilich nicht von Tafft, sondern von möglichst buntgeblümtem Zitz, aber ganz den Schnitt und rund herum mit Falbeln. — Sehr graziös, wenn er frisch und ein hübsches Gesicht darunter, ist ihr Hut, la capeline, von Stroh genäht, rund und groß und so flach, daß er ihnen fast wie ein Teller auf dem Kopf liegt. Ein schmales schwarzes Sammetband faßt seinen Rand ein, und zwei Kreuzchen von demselben Bande machen seinen seltsamen Schmuck aus. Die Eleganten geben ihm ein rosenfarbenes Futter. Juanine sieht reizend darin aus.

Von der Gesellschaft soll ich Dir etwas erzählen? — ja sieh! das ist nicht mein Fach, sie interessirt mich nicht. Der Mensch im Gesellschaftskleide ist eine factice Creatur, die sich überall ähnlich ist, auf gleiche Weise geht und spricht, nach gleichem Schnitt sich kleidet und urtheilt; eine Waare aus der allgemeinen Gesellschaftsfabrik hervorgegangen, glänzend leicht; und ehe ich mir nicht Einzelne herausgefischt habe, ist mir die Gesellschaft langweilig. Zuweilen denk' ich: Aber kann ich mich denn noch in einem Salon benehmen? habe ich nicht die stereotypen Phrasen und das banale Lächeln und die kleinen hergebrachten Manieren vergessen? Bin ich nicht ganz aus der Uebung und wird meine Inferiorität nicht kläglich zum Vorschein kommen? Denn sich in einem Salon nicht wie die Majorität darstellen, das ist Inferiorität, und die ist einem gewiß nirgends drückender als eben dort. Dann leg' ich Hand übers Herz, und, um nicht zu verwildern, gehe ich in eine Soirée. Statt aber auf mich selbst und mein Benehmen zu achten, sehe ich mir die Uebrigen an, spreche im Nachhausefahren: Ach, sie waren Alle wie überall und so werde ich's denn wol auch sein! und verfalle dann wieder in meine antigesellschaftlichen Allüren, bis mich eine neue Furcht vor Verwilderung packt und in eine neue

Soirée jagt. Die Gesellschaft kommt mir vor wie ein Maskenball, auf dem es nicht von gutem Ton ist, in der Charaktermaske zu erscheinen; sie begehrt den Ballanzug und ich habe nichts so lieb als mein bequemes Hauskleid und die Art von Geselligkeit, welche mir das Hauskleid gestattet und mich aufnimmt, wie ich gehe und stehe und von innen und außen bin. Natürlich kann sich eine solche nur auf einen sehr engen Kreis, im Grunde nur auf Einzelne beschränken; aber sage mir, was habe ich von Hunderten, wenn ich mit ihnen von nichts sprechen kann, als von den Fliegen, die brummen, und den Mücken, die summen?

Etwas habe ich aber sehr bedauert. In den Fasten nämlich, wo kein öffentliches Schauspiel sein darf, hatten sich zwei Liebhabertheater organisirt, die zum Besten der Armen spielten, quasi öffentlich, ein englisches und ein französisches. Ich konnte sie nicht besuchen, der Augen wegen, und es thut mir leid, weil beide allerliebst gewesen sein sollen. Die kleinen französischen Vaudevilles, die nichts erheischen als Gewandtheit und guten Ton, eignen sich prächtig für Liebhabertheater, wenn die Theilnehmer Schauspielertalent haben. Dann, däucht mir, müssen sie besser spielen, als die Schauspieler von Profession, welche gar zu selten in den Stücken aus

der Gesellschaft sich zu benehmen wissen. Entweder wandeln sie auf dem Cothurn oder sie fahren wild und plump herum oder sie sind ungelenk vor lauter Ziererei. Du kannst sehen, daß die Gesellschaft nicht ganz klein sein muß, indem zwei Liebhabertheater ein ziemlich bedeutendes Publikum voraussetzen lassen. Der Regierung liegt natürlich sehr daran, daß es den Fremden hier in jeder Beziehung wohl gehe, und so hat denn der jedesmalige Gouverneur von Nizza den Auftrag, ihnen sein Haus zu öffnen und während des Carnevals mehrere Bälle zu geben. Wo ein so allgemeiner Mittelpunkt für die Gesellschaft gegeben ist, spinnen sich die Fäden der Geselligkeit leicht und bequem fort.

Welthistorische Sommitäten haben wir in diesem Winter nicht gehabt, aber wir trösten uns, denn es ist ein Zeichen, daß sie sich wohl befinden. Im vorigen ist Paganini hier gewesen, todtkrank an der Auszehrung; und im Mai 1840 ist er denn auch gestorben, aber weder hier noch in seiner Vaterstadt Genua begraben — sondern gar nicht. Nirgends hat man die arme Leiche unter die Erde betten wollen, denn er hat die Gebräuche versäumt, welche die katholische Kirche den Sterbenden vorschreibt. Ob aus Gleichgültigkeit? ob aus Schwäche? er ist bereits drei Monate vor seinem Tode sprachlos ge-

wesen. Genug, in einem Keller in dem benachbarten Städtchen Villafranca steht sein Sarg, als ob er ein Excommunizirter und wir im Mittelalter wären. Napoleon ist auch hier gewesen, vor langen Zeiten, als er noch ein kleiner unbedeutender Lieutenant in der französischen Revolutionsarmee war, welche Nizza besetzt hatte; zwei Jahre ist er hier gewesen, und hat in einem weißen Hause, welches noch gezeigt wird, sich von der Krätze kuriren lassen — was allerdings eine etwas ignoble Erinnerung ist. Dessen Sarg steht nun auch wieder über der Erde, aber vor lauter Ehrenbezeugung. Ich kann es nicht sagen, wie mir das Herumschleppen der Leichname zuwider ist. Errichte man doch Säulen, Mausoleen uud Monumente dem Andenken großer Menschen, und ihre unglückseligen Gebeine lasse man in Frieden! An sie hat im Grunde kein Mensch mehr ein Recht! sie gehören dem Staube, der sie gebar und in den sie bald zerfallen. Doch an Alles begehrt der Mensch brutal die Hand zu legen, und was er nicht in ihr oder vor Augen hat — das existirt nicht für ihn. Wir schwimmen im dicksten Materialismus, und ich finde unsere Zeit glorreich vor andern Zeiten dadurch ausgezeichnet, daß sie sich mit der Krone geistiger Bildung nebenbei schmückt. Andere Zeiten hatten diese oder

jenen; wir Glücklichen besitzen und genießen Beides.

Jetzt gehe ich nach Frankreich. Weiß Gott, wie das werden wird! denn ich hasse Frankreich, ich hasse diesen Geist der Eitelkeit, der Fanfaronade, des Uebermuths, der Oberflächlichkeit, mit einem Wort, den Nationalcharakter. Barbarismus! nicht wahr? Ein Herz und eine Seele mit den Pescherähs und den Parisern erheischt die moderne Humanität! O, ich bin sehr human, aber lieben und hassen geht vor, und „Steht mir das Lieben und Hassen nicht frei, so ist es mit meinem Leben vorbei!"

Ja, Du glaubst es vielleicht nicht — aber ich bin doch human. Der Einzelne, wie er sei und was er sei, ich lasse ihn gelten, ich befreunde mich nicht mit ihm, wenn er mir nicht homogen ist, aber ich verwerfe nicht unbedingt seine Gesinnung, Ansicht, Denk- und Handlungsweise, ich kann von ihm lernen und, wenn das auch nicht, ich habe eine Art von Ehrfurcht vor dem Menschen, weil in jedem ein unsterblicher Geistesfunken glimmt. Ist jedoch von Massen die Rede, von Parteien, von Völkern, von Nationen — ja dann scheint es mir unmöglich nicht für und wider zu sein. Und nicht blos für mich unmöglich, sondern für jeden Menschen; auch für den allergrößten und klügsten und stärksten. Eine

Mutter darf sichs nicht merken lassen, daß sie ihren Sohn lieber hat als ihre Tochter; ein König nicht, daß ihm die Loyalen lieber sind als die Liberalen; er ist nur weise, sie ist nur gut, wenn Beide die äußeren Bevorzugungen standhaft unterdrücken; allein daß ihnen das Herz anders für Diesen und Jenen schlage, ist unmöglich! sie müßten denn gar kein Herz haben. Ich habe zwar vorhin von einem gewissen milden Indifferentismus gesprochen. Damit verhält es sich denn auch so so! Mitunter habe ich wol meine stillen Momente, wo mir die Dinge nicht an die Seele kommen, sondern nur vor den Augen vorbeirollen, allein ich weiß nicht, ob es meine guten sind. Ueberdies betrifft dieser Indifferentismus auch immer nur die Form, nicht das Wesen. Aengstige Dich indessen nicht zu sehr vor meinem Barbarismus. Ich habe mir ein Mittel ausgedacht ihn zu neutralisiren: ich habe mich nämlich überzeugt und mir felsenfest eingeprägt, daß die Franzosen keineswegs das erste Volk in Europa sind, wie ihre Ruhmredigkeit es behauptet, welches sich von jeher an die Spitze der Civilisation d. h. der allgemein menschlichen Interessen gestellt hätte und dem die übrigen Völker nur so blindlings nachzulaufen und nachzulallen brauchten. Und nicht aus eigner Lust und Laune habe ich mich davon überzeugt, sondern

nachdem ich ernst und eifrig ihre Geschichte gelesen. Von den sächsischen Kaisern an bis zum Untergang der Hohenstaufen war Deutschlands Macht und Ansehen durchaus überwiegend, denn die Nachfolger von Hugue Capet konnten nichts thun, als sich gegen ihre großen Vasallen auf dem Thron erhalten. Im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert unter der Herrschaft der Valois, deren Geschlecht fast durchgehends mit hoher Schönheit, aber weniger mit Herrschertalent ausgestattet war, überwog die Macht Englands und setzte Frankreich bis zu einer englischen Provinz herab, während Deutschland versumpft war unter den Kaisern aus dem Hause Böhmen-Luxemburg. Dennoch hatte sich die Erinnerung an Deutschlands majestätische Gewalt noch erhalten und als Ludwig XI. in seinen Fehden mit und um Burgund nach Carls des Kühnen Tode nicht übel Lust hatte dem deutschen Kaiser Friedrich III. Trotz zu bieten, falls sich derselbe seines Sohnes Maximilian annehmen würde bei der burgundischen Erbschaft, da rieth Philipp de Commines, der Memoirenschreiber und einer der gescheutesten Köpfe der Zeit, dem König von Frankreich sehr ernsthaft: er möge sich wol bedenken und vorsehn, denn Deutschland sei so gewaltig „que c'est chose incroyable." Im sechszehnten Jahrhundert während der blutigen

Stürme der Reformation, hatte das Haus Spanien Oesterreich das volle Uebergewicht, welches dem Verfechter der alten Kirche nothwendig bei den Katholiken zu Theil werden mußte, während England geschickt und schlau unter der klugen Elisabeth zum Haupt der neuen Lehre sich aufwarf. Frankreich hingegen schwankte hin und her, wie ein Schiff ohne Steuer, während der Fanfaronaden von Franz I. und während der kläglich unentschiedenen Politik der letzten Valois, die mit Heinrich III. ausstarben und den Bourbons Platz machten. Im siebenzehnten Jahrhundert endlich, als Deutschland sich zu Tod geblutet nach dem dreißigjährigen Krieg, als England von Parteien zerfetzt und Spanien ohnmächtig von starrer Despotie und finstrer Inquisition war — da kam das Uebergewicht an Frankreich indem es der Absolutismus des Königthums zu blendender, berauschender Höhe steigerte. Deutschland, dessen Einheit verloren war durch die Reformation, oder vielmehr durch ihre ungeschickte Anwendung auf die Zustände der einzelnen Staaten dem deutschen Reich gegenüber, hatte das Unglück die römische Krone erblich von einem schwachen Kaiserkopf auf den andern übergehn zu sehen und ward dermaßen besinnungslos vor Mattigkeit, daß es sich um Alles bringen ließ, sogar um Sprache und Geschmack.

Nicht so England! England verfiel nicht nach langen Bürgerkriegen in Marasmus und unter den eisernen übergoldeten Zepter des Absolutismus — sondern klug nahm es ein neues Element, einen Sauerteig in seine sich zersetzenden Kräfte auf, und errichtete ein Königthum von den stolzesten und edelsten aristokratischen Institutionen umgeben, durch welches es bis zur Reformbill 1830 in unangetasteter Größe und Hoheit sich erhalten hat. Das achtzehnte Jahrhundert ist Englands Jahrhundert, während im Norden ein Riesengestirn aufging, Peter der Große, dieser merkwürdigste und vielleicht größte Mensch, der je eine Krone getragen, während Deutschland und Frankreich mit gelähmtem Herzen, mit vergiftetem Blut, mit umnebelten Blicken im Schlaf der Abspannung vegetirten. Plötzlich kam für Beide die Reaction dieses Marasmus, aber eine sehr verschiedene; gewaltsam, wild und blutig sprang in Frankreich die Revolution auf, und in Deutschland erhob sich stark und still das Leben des Geistes und der Wissenschaft — hier alles Theorie, dort alles Praxis. Da kam Napoleon! Gott segne ihn! das war der Mann, den Deutschland brauchte! es war so zahm geworden, daß es Alles sich gefallen ließ, Blut, Schmach, Leid, Geißel, Unterdrückung jeder Art. Ja, ja! es ist gräßlich, aber wahr: so tief war das ganze große Volk gesunken. Endlich

war die Langmuth erschöpft, das Maaß voll; der getretene Wurm richtete sich auf! aber siehe, es war kein Wurm mehr! Wille und Bewußtsein war wieder über ihn gekommen und Deutschland that das Seine. Jetzt gebe der Himmel, daß es sich vollkommen emancipirt von Frankreich halte und nicht dahin sehe, was man jenseit des Rheins treibt — oder hinsehe, nicht sowol um es nachzumachen, als um es nicht nachzumachen. So lange sich Deutschland unter Frankreichs Vormundschaft begeben, war es unwürdig und unselig. Ach, die Deutschen! ich habe sie so lieb, denn sie sind ein Volk von Herz; aber leider! leider das Herz sitzt ihnen nicht immer auf dem rechten Fleck und darum lassen sie sich zur Unzeit und durch gewisse hohle Worte rühren. Wenn die Fremden sie human nennen und ein Denkervolk; das schmeichelt ihnen! dann wollen sie sich dieses Rufes würdig zeigen und dann machen sie eine Balourdise über die andre, wie z. B. vorigen Herbst die großen öffentlichen Sammlungen für die überschwemmten Franzosen, die zum Dank nichts lieber gethan hätten als einen Krieg angefangen. Ich hoffe, Ihr habt nicht einen Pfennig gegeben, denn es war eine recht miserable Ostentation. Zur nämlichen Zeit waren in Graubündten eben so arge Ueberschwemmungen, ein armes Volk, ein armes

Land, eine arme Regierung, ein Zweig deutschen Volks — warum geschah für das nichts? darum: man hätte sich ganz schlecht und recht menschenfreundlich, aber nicht in der erhabenen Glorie der Humanität gezeigt. Es ist sehr schön in der Stille ein barmherziger Samariter zu sein, allein die Zeitungen dürfen es nicht ausposaunen. Wenn die Franzosen sich selbst als die Träger der Humanität darstellen, denen man sich nur anzuschließen braucht, um ein goldnes Zeitalter über die Welt zu breiten, so ist das dermaßen lächerlich, weil ihre ganze Geschichte seit uralten Zeiten dem widerspricht, daß ich nicht begreife, wie es auf irgend Jemand Eindruck machen kann. Aber freilich, man liest heutzutage Journale, keine Geschichte, man beschäftigt sich mit Ideologien, nicht mit Thatsachen; und nur diese belehren — jene verwirren. Frankreich hat seine großen Menschen und großen Momente gehabt, so gut wie jedes andere Volk; aber daß es sie zu etwas Anderem benutzt haben sollte als zu seinem Vortheil — habe ich nie und nirgends gefunden. Schwache Bundesgenossen ließ es im Stich, starke suchte es zu hintergehn; man spricht, darin bestehe die Politik und ich glaube gern, daß die verwickelten und widersprechenden Staatsverhältnisse zuweilen dergleichen

erheischen; nur meine ich, daß Frankreich kein Recht habe mit seinen großartigen Aufopferungen für fremdes Wohl zu prahlen, wenn es nur eigensüchtigen Principien folgt. Was die Franzosen von jeher auszeichnete, ist eine gewisse freudige Kriegslust, ein Vergnügen an den „bons coups de lance“ wie Froissart spricht. Wo es Krieg gab, da zogen sie hin, auf ihre eigene Hand und lebten, wie sie konnten, bald von dem Ihrigen, bald von Erpressung und Plünderung. Dies war natürlich nur der Adel; jeder Einzelne mit seinem Häuflein Reisiger und Diener, oder auch ohne sie; jeder Einzelne so übermüthig, so ohne Disciplin, so voll seiner persönlichen Tapferkeit, daß die Meisten aus Unbesonnenheit oder Tollkühnheit Blut und Leben verloren. So zogen französische Edelleute dem König Alfons VI. von Castilien zu, als er Ende des elften Jahrhunderts den maurischen König aus Toledo vertrieb und diese alte Hauptstadt der Gothen einnahm. So sind die Kreuzzüge zur großen Hälfte von ihnen alimentirt. So machten sie unter Prinz Johann von Burgund 1396 einen unseligen Zug nach dem von Sultan Bajazet bedrängten Ungarn, wo sie bei Nicopolis fürchterlich geschlagen und fast Alle gefangen wurden — was unglaublich viel Lösegeld kostete. So endlich halfen sie der Republik Venedig die Insel

Candia gegen die Türken vertheidigen. Diese Lust am wilden Taumel des Krieges ist hervorragend und durchgehend, und es ist dabei recht merkwürdig, daß sie so viel tapfere Ritter, und so wenig große Feldherrn hatten. Jeder schlug sich gleichsam auf eigene Hand und zu eigener Lust, auch die Könige, wenn sie dabei waren. Ohne genuesische Bogenschützen, schweizerisches Fußvolk und deutsche Lanzknechte im Sold zu haben, brachte Frankreich kein tüchtiges Heer zusammen — bis zu Ludwig XIV.; der hatte auch große Feldherren. Ruhm haben sich die Franzosen zu erringen gewußt! es scheint mir unmöglich ihnen den abzustreiten; — aber Ehre? ich meine innere Würde, innere Kraft, Respekt vor Anderen, Ausdauer für sich — das möchte ich nicht behaupten. Wie ich Dir sage, dies Alles ist keine willkürliche Annahme, ich habe es nicht erfunden, sondern es hat sich so herausgestellt; darum halte ich es für richtig und wahr und weil ich mir diesen allgemeinen Umriß bestimmt und klar eingeprägt habe, so hoffe ich, daß ich im Stande sein werde die einzelnen Zeichnungen, Farben und Schattirungen an dem großen Gemälde ohne besondere Parteilichkeit zu betrachten. Das ist ungemein interessant, daß jede Provinz Frankreichs, bis sie mit der Krone vereinigt wurde, ihre eigene Geschichte hat, die häufig

ganz unabhängig von derselben und zuweilen ihr fremd und feindlich ist. Ich kann das nur schwerlich in diese Briefe hinein bringen und es würde Euch auch vielleicht weniger unterhalten als mich. Aber ganz schenke ich es Euch nicht! ohne den geschichtlichen, den ewig menschlichen Hintergrund in die Bilder der Gegenwart zu malen, giebt es nur Einzelheiten, nur Zerfallenheiten; er giebt ihnen Zusammenhang. Die Geschichte ist die Spindel, an der sich die Geschicke der Menschheit zu einem klaren verfolgbaren Faden abspinnen; sie ist der Grund und Boden, auf dem die Kunst wurzelt; sie gießt über die Natur den unvergänglichen Zauber, der unabhängig von Frühling und Winter ist; sie ist auf das Tiefste verwebt mit jedem Erdstrich, den wir betreten. Nicht wahr, Ihr interessirt Euch auch für die Geschichte? —

Dies ist wieder so ein Hirten- oder Cirkel- oder Allodialbrief, wie die beiden im vorigen Herbst waren. Ich kann eben so wenig einzeln an Euch, als ein Buch, von meiner Reise noch außerdem schreiben. Alles wegen der unglücklichen Augen! ob man nun so etwas drucken lassen darf? .... Wiederholungen, Kleinigkeiten, Details, welche nur die Freunde interessiren, sind unvermeidlich in Briefen. Streicht man das weg, so werden sie unbe-

haglich kühl wie ein Zimmer, aus welchem man Arbeitskorb, Stickrahmen, Bücher rc. weggeräumt hat, um Gäste zu empfangen, damit es fein ordentlich aussehe und nicht mit den kleinen Gewohnheiten des Alltagslebens belästige oder sie verrathe. Streicht man nichts, giebt man sie schlecht und recht, wie sie geschrieben wurden, so kommt man sich beinah zudringlich vor, weil man so nah an die Leute herantritt! Nun, ich habe Zeit, um das zu bedenken! die Hauptsache, die Euch und mir am meisten Vergnügen macht, ist die: daß ich Euch jetzt von meiner schönen Reise schreibe.

Andere deutsche Bücher als die, welche ich selbst schreibe, bekomme ich nicht zu sehen. Es können in Deutschland die herrlichsten Genies aufgetaucht sein — ich weiß nichts davon! ich erblicke nichts von ihnen, als in der Augsburger Zeitung — meiner einzigen deutschen Lectüre! — die Anpreisungen der Verleger, die in jedem Blatt fünf bis sechs Meisterwerke in Prosa und Versen ankündigen. Ach, die Musen sind gar zu demokratisch geworden! sie beglücken die Massen mit ihrer Huld; sie inspiriren rottenweise: nur wenig Menschen sind so glücklich das sagen zu können, was ein Professor zu Johannes Falk sagte, der ihn fragte, ob er je gedichtet. „Nein, so gemein hab ich mich gottlob nie gemacht.“ Ich,

mit meinem tiefen Widerwillen gegen die Rotten fühle mich zuweilen so gedemüthigt, dieser allgemeinen Musenbegünstigung theilhaftig zu sein, daß ich auf meine eigne Hand darüber roth werde. Ist das dumm? o mit nichten! künstlerisch poetische Inspiration, die ein ganzes Volk antreibt zu dichten und zu singen, erfaßt nur frische junge Völker, die sich eben aus Kämpfen und Stürmen herausgearbeitet haben, in welchen sich nicht mehr alle Kräfte materiell anwenden lassen z. B. die Araber nach Spaniens Eroberung; die Provençalen nach der Zerfallenheit der Carolingischen Herrschaft: die Minnesänger unter der glorreich edlen Hohenstauffen-Zeit. Wie man in der Jugend singt und springt, um nichts, aus heller Lust über das Leben, als unwillkürliche Aeußerung des Wohlbefindens; so wird dann auch gedichtet, und Einer macht es wie der Andere. Man wird in jenen Zeiten eine große Einfachheit und Monotonie finden, durch alle Poesien durchgehend, wenig Erfahrung, wenig Gedanken; aber es klingt und singt wie am Frühlingsmorgen nach Sonnenaufgang im Walde. Dann wird es Tag, Mittag, heiß und schwül, die kleinen Sänger verstummen; aber Abends hebt die Nachtigall einsam zu schlagen an. So kommen Calamitäten über die Völker, welche sie der Entwicklung entgegen und

ihnen Erfahrung und Gedanken aufdrängen, die sie durch blutige Schmerzen erkaufen müssen; wer ächzt und wimmert, kann nicht singen, hat die heitre Weise vergessen und die Stimme ist ihm rauh worden. Darauf tauchen die Einzelnen auf, die Großen, denen der Genius die Zunge gelös't und sie zum Organ ihrer Zeit, ihres Volks gemacht hat. Jahrhunderte waren nöthig, um sie zu erzeugen; Jahrhunderte trennen Shakespear von Byron, Dante von Tasso; einsam steht Cervantes in Spanien da; wir haben kürzlich Heroen gehabt in Deutschland und wir sind gleichsam das Heer, das sie einexercirt haben, ohne es zu wollen, durch ihren feurigen Impuls; aber ein Heer von Genies hat die Welt, die doch manches Mirakel erlebt, noch nicht gesehn und wir werden es ihr auch wahrhaftig nicht vormachen! Ist es nun nicht sehr traurig einem Heer von Mittelmäßigkeit einverleibt zu sein? Die Zahlen werden überall so riesenhaft, von den Staatsschulden wie von der Menge der Parnaßerstürmer, daß es in der Welt unerhörte Bankerots geben wird.

Da die Augsburger Zeitung meine einzige deutsche Lectüre ist, so lese ich sie jeden Morgen sehr andächtig — wie Du siehst bis zu den Anzeigen der Buchhändler! und ich muß sagen, daß sie mich zuweilen wundervoll amüsirt. Ich finde es gar so

ergötzlich von den Journalisten, den König von Preußen bereden zu wollen, er sei groß, wenn er eine constitutionelle Verfassung gebe. Glaube Du mir: er ist größer, wenn er es nicht thut, wenn er sich nicht betäuben läßt von dem Geschrei des falschen Liberalismus. Seit einem Vierteljahrhundert baut man Constitutionen und leimt sie „mit Schweiß und Blut“ wie Mephistopheles und die Meerkatzen und paßt sie an à tort et à travers, und wartet nicht ab, was sie für Früchte bringen. Man sagt, England! England war eine aristokratische Republik, deren Sinn, deren Herz, deren Kraft die Pairskammer ist, die große Traditionen, großes Vermögen, große historische Namen und Wichtigkeit, großen Grundbesitz — und über das die ungemeine Geschicklichkeit und Weisheit hat sich immer frisch aus den edelsten Säften des ganzen Landes zu alimentiren. Zu solchen Institutionen muß ein Volk sich heranbilden, sie müssen aus ihm und aus seinen Bedürfnissen geboren werden, müssen wachsen, reifen, von innen heraus, sie lassen sich nicht von dem Einen nähen und von dem Andern anziehen, wie ein neuer Rock. Oder man sagt: Aber die kleinen deutschen Staaten, Baden, Würtemberg! Die haben keine äußere Politik von europäischer Wichtigkeit, folglich haben die Kammern nur über die innern Verhältnisse,

Verwaltung, Finanzen und dergleichen zu berathschlagen, was gewiß zweckmäßig ist. Und in ähnlicher Absicht, meine ich, hat der König von Preußen den Provinziallandtägen mehr Spielraum gegeben. Treten Kammern in einem Staat zusammen, der sich um die europäische Politik bekümmern muß, so fallen sie über die her, wie Frankreich es macht, wo Jeder sucht, sich als König zu gebärden, d. h. seine persönliche Idee herrschend zu machen, und das ist Absolutismus. Wo ist da Fortschritt? wo Vortheil? erfüllen sie ihren Zweck, Vertreter der Interessen, Bedürfnisse, Wünsche des Volks zu sein? Jetzt, z. B. bei der Befestigung von Paris! man mag sprechen mit Franzosen jeder Partei — und sie sind hier von allen Sorten — keine ist damit zufrieden, höchstens einige Raufbolde meinen, sie könnten dann gleich vom Capitain zum Marschall überspringen. Leute von Einsicht, wenn sie nicht tadeln mögen, zucken die Achseln. Was ist das also für eine Volksvertretung, die nichts thut, als Millionen votiren, wie wenn sie vom Himmel regneten, und für einen Zweck, der den Interessen des Volkes fern liegt? Ich habe gesagt: „Wo eine Hauptstadt wie Paris Festung wird, da wird die Herrschaft, sei sie Republik oder Monarchie oder was sonst, eine Diktatur sein.“ Und dahin arbei-

tet auch Louis Philipp! nicht für sich, ach nein! der arme König ist daran gewöhnt, wie ein Jongleur, auf der Schneide des Schwertes balanciren zu müssen. „Il s'est fait à cela,“ er hat die schlangenhafte Gewandtheit dazu, doch seinen Nachfolgern würde er gern eine andere Existenz als die eines königlichen Seiltänzers bereiten, und ihnen eine Stellung sichern, die ihnen festen Fuß und freie Hand giebt und sie nicht zwingt, um die Gunst jeder Partei zu buhlen. Ich finde Frankreich ein abschreckendes Beispiel für constitutionelle Verfassungen: es zeigt, wie leicht eine solche demoralisirt, indem sie der Eitelkeit die ungemessenste Arena öffnet. Und gerade das ist der Grund, weshalb die Menge heutzutage nach ihr schreit; und die Augsburger Zeitung macht mich lachen, weil sie meint, der König von Preußen wisse das nicht. Es thut mir recht leid, diesen Winter nicht in Berlin oder da herum gewesen zu sein! es muß amüsanter gewesen sein, als sonst — ordentlich einmal Parteien für und gegen allgemeine Zustände! Nehmt Ihr denn auch Partei? ich hoffe es von Euch.

Nun zum Schluß muß ich Dir von einer Bekanntschaft erzählen, die ich hier gemacht, die Bekanntschaft eines Mannes, der das Ideal seines Standes ist. Ein großer hagerer Mann, einen

halben Kopf länger als alle übrigen, gelbes ausgearbeitetes ernstes gutes Gesicht mit gebogener Nase und schwarzem Haar, nur ein Bein, das andere ist dicht unter der Hüfte abgenommen, daher zwei Krücken, aber ganz gerade aufrechte, ruhige Haltung: so steht er an der Mauer oder auf der Brücke; gehst Du vorüber, so zieht er schweigend den Hut, und wirfst Du einen Sou hinein, so wünscht er Dir „bonne promenade"; kurz, ein Bettler — aber wie ich nie einen gesehen. Bettler zu sein abrutirt. Aus dem Elend ein Handwerk machen, einen Erwerbzweig, es zur Schau stellen, sich damit breit und lästig machen, nicht sowol Mitleid als Ekel und Ungeduld in Anspruch nehmen: das ist Bettelei und sie verthiert so, und drückt dem Menschen ein so bodenloses Gepräge von Gemeinheit auf, daß ich eine Spitzbubenphysiognomie weniger abschreckend finde, als ein so recht ächtes Bettlergesicht. Jenes verräth doch mindestens die Courage, ein schlechter Kerl zu sein, dieses nur ein liederlicher. Hier sind genug von letzterer Qualität! mit allen möglichen Leiden und Infirmitäten behaftet verfolgen sie mit Gewimmer, Geschrei und Gebeten. Von dem allen keine Spur bei meinem Bettler, der sieht aus wie ein Mensch, der sich zu einem großen Unglück resignirt und nicht

vergessen hat, daß er Mensch ist. Er ist weder zudringlich noch ekelhaft: er wendet sich an das reine Mitleid. Seine Kleidung ist aus hundert Stücken zusammengenäht, aber nicht zerlumpt. Zwänge ihn nicht seine Verkrüpplung zu dieser armseligen Existenz, so würde er ein tüchtiger Mensch sein. Dies Vertrauen hat mir noch nie ein Bettler eingeflößt, noch nie hab ich einem solchen gegenüber gemeint, er sei ein ehrenhafter Mensch. Wir ließen ihn neulich kommen und gaben ihm dies und das; er nahm es dankbar und vergnügt und gab uns die Hand — eine ganz reinliche Hand, so wie Freunde unter einander thun, die sich einen Dienst geleistet haben und nicht viel Worte machen mögen. Er that es ganz natürlich, ganz bescheiden, nicht etwa, als hielte er es für unsere Schuldigkeit, ihm zu geben. Es ist mir sonst auch noch nicht vorgekommen, daß mir ein Bettler die Hand gedrückt, aber ich muß sagen, es gefiel mir ungemein. Es ist unglaublich, wenn man es nicht sieht und erlebt, wie der Mensch Alles adeln und Alles entwürdigen kann! was wir sind, macht uns weder vornehm noch gemein — ich spreche von unsern Seelen — aber anders scheinen wollen als wir sind, z. B. der Bettler noch elender als er ist, um dadurch einen Sou mehr zu bekommen: das macht es! das zieht eine so

ungeheure Kluft, daß man die Menschen hüben und drüben gar nicht für eines Geschlechts erkennen kann. O, eine kleine Geschichte, liebes Clärchen, eine wunderhübsche, die mir eben einfällt, die jedoch nicht von hier stammt, sondern aus Tharant! Da war einmal vor sechszig Jahren und drüber ein junges Ehepaar, Tagelöhner, nicht arm für ihren Stand und sehr glücklich, denn sie hatten sich herzlich lieb. Aber sie hatten keine Kinder und das grämte den Mann allmälig so heftig, als ob er ein Majoratsherr sei, der einen Sohn haben müsse; allein er blieb beständig gut und freundlich für seine Frau. Sie grämte sich doppelt, um ihr eigenes Leid und um das seine, das er ihr nicht aussprechen mogte, und nach einer Reihe von Jahren faßte sie ihren Entschluß, sagte ihm, der Himmel habe ihr nun einmal Kinder versagt, die er so herzlich wünsche; vielleicht würde er mit einer andern Frau glücklicher sein — und darum wollten sie sich scheiden, ohne Haß und Zorn, weil es für Beide am Besten sei. Der Mann machte wol einige Umstände — indessen mit einer solchen Veränderung sind die Männer meistens zufrieden; er willigte ein; sie wurden geschieden. Sie hatten ein wenig Vermögen, es gehörte der Frau, sie behielt es natürlich und verließ ihn, und er heirathete eine Andere und hatte Kind

auf Kind. So vergingen mehrere Jahre. Da kam eines Tages die erste Frau zu dem Ehepaar und sagte: Sie fühle sich einsam und verlassen und möge doch keinen andern Mann heirathen; das Ehepaar mögte sie aufnehmen, die Frau ihr erlauben, daß sie ihr in der Wirthschaft und bei den Kindern zur Hand gehe, der Mann sie als eine treue Freundin behandeln; sie wolle an den Kindern sich freuen als ob es ihre eigenen wären und ihnen ihre kleine Habe zuwenden. Beide waren gerührt durch eine so große Anhänglichkeit, und es geschah, wie jene es gewollt. Diese drei Menschen aus einem Stande, wo Zanksucht und Klatschhaftigkeit durch peinliche Enge der Verhältnisse angeregt werden, lebten lange Jahre in Frieden und tiefer Eintracht mit einander, ohne daß der Mann die Eifersucht seiner Frau gereizt, ohne daß die Frau mit Neid oder Scheelsucht die Geschiedene betrachtet, ohne daß die Geschiedene die Rechte der Hausfrau beeinträchtigt hätte. Dann starb der Mann, und beide Frauen beweinten ihn und lebten nach wie vor zusammen. Dann starb die Geschiedene; ihre Verwandte ließen es nicht zu, daß sie ihr kleines Vermögen den Kindern vermache, und auch diese Kinder starben alle nach einander. Niemand lebt mehr als die zweite Frau, eine Greisin, blutarm. Sie erzählte diese Geschichte und

sagte: „Ja, ich bin arm und habe in meinem gan-
„zen Leben nichts als Armuth gekannt; aber ich bin
„doch vergnügt und danke Gott alle Tage für das
„viele Gute, was ich genossen habe.“ Clärchen,
stelle Dir vor: Der Mann, die Freundin, die Kin-
der todt, ganz einsam, ganz pflegelos, achtzig Jahre,
bittere Armuth — und doch dem guten Gott dank-
bar: ist das nicht um die Hände davor zu falten?
Wenn man das so liest, kommt es einem ganz
natürlich vor; man muß es nur recht durch seine
Seele gehen lassen, um zu begreifen, was es auf
sich hat! Man muß nur die eigene Verzagtheit,
Ungenügsamkeit, Trotz und Uebermuth damit ver-
gleichen! Mir klopfte schon damals, in meiner
fürchterlichen Angst vor dem Erblinden das Herz —
und jetzt, wenn diese Angst aufwacht oder wenn
ich traurig bin um dies und das, oder auch um
nichts als um die ewigen Dissonanzen des Lebens —
fällt mir oftmals die arme Greisin von Tharand
ein und macht mich ganz still. Das ist das Schöne
bei den guten Gedanken, daß zu ihnen gar kein
Geist, keine Bildung, keine Wissenschaft, nichts ge-
hört, als ein Herz, daß Jeder sie haben kann, auf
seine eigene Hand, in aller Demuth und Einfalt,
fast ohne es zu wissen, und daß sie trotz ihrer Un-
scheinbarkeit dennoch wundersam durch die Welt

fliegen, und zu denen, die grade ihrer bedürfen als Trost und Stütze.

Dies ist eine wahre Geschichte, liebes Clärchen! ich sage das zur Abwechslung, weil ich so oft sagen muß: dies ist keine. Und hiemit will ich auch meinen Brief beenden. Am 1. April ziehe ich von dannen. Es sollen große Räuberbanden im südlichen Frankreich sein — bis jetzt fürchte ich mich nicht vor ihnen, sondern vor dem Staube. Es ist gar zu entsetzlich, statt Luft — Kalkstaub einzuathmen und wie eine Leiche in der Wüste von ihm überrieselt zu werden. Um ihn wenigstens nicht auf meinen Kleidern zu sehen, habe ich mir Kleid, Schuhe, Hut, Alles staubfarben machen lassen, so daß ich aussehe, wie ein rechter Erdenkloß, der ich freilich auch bin! Nur der Hut ist mit veilchenfarbenem Taffet gefüttert und hat einen ähnlichen Schleier — das ist den Augen angenehm. — Meine Herzlieben, gehabt Euch wohl!

## Vierter Reisebrief.

Toulon, 3. April 1841.

Herzensmama! wäre es nicht gar so abgebraucht zu sagen: Man weiß das Gute nicht eher zu schätzen, als bis man es entbehrt; — so wüßt' ich wol, was ich sagte! Ach, Nizza! dieser Himmel, diese Luft, diese Erde, diese Stille, dies — Alles! ach, in der Welt ist nicht desgleichen; und dennoch war ich's zuletzt ganz überdrüssig und freute mich kindisch, im Wagen zu sitzen und von dannen zu rollen. Aber Gott segne es, das kleine Nizza, und erhalte ihm seinen milden Himmel zur Erquickung und Stärkung aller Heilbedürftigen! mir hat es die unaussprechliche Wohlthat erzeigt, daß ich in diesem Winter nicht eine einzige Schneeflocke gesehen. So wie man es verläßt, ist man wie durch einen Zauberschlag in eine andere Welt versetzt.

Die Glut des Südens, die ungeheuren Contraste der üppigsten Vegetation und der wildesten Kahlheit, das Gemisch von Apathie und leidenschaftlicher Thätigkeit, welches den südlichen Charakter nicht blos in der Natur, sondern auch im Menschen bezeichnet — hört gänzlich auf. Sie hat Dich an der ganzen ligurischen Küste nicht einen Moment verlassen. Am Var, dem französischen Grenzflusse, beginnt ein anderes Land, das bis Cannes noch recht schön ist — daher haben da einige Engländer, z. B. Lord Brougham, Landhäuser; — aber über den Berg von Lestrelle hinaus bist Du in der grünen, hügeligen, etwas insipiden Provence, durch welche der Mistral wie rasend fegte. Das ist der Nordwestwind, die Geißel der Küste, welcher besonders im Frühjahr wüthet. Man hat nicht mehr die schützenden Alpen im Rücken; dennoch ist das Klima warm; der Flachs blühte, Hafer und Roggen standen in Aehren; allein es ist eine nördliche Vegetation, der Oelbaum ist zum kläglichen Gestrüpp herabgesunken, während der Orangenbaum ganz verschwindet, und an den Felsabhängen blüht nicht mehr die Myrte, sondern die Erika. Auf den Hügeln liegen Ruinen, meistens von Schlössern und Klöstern, die in der Revolution zerstört wurden. In der weiten Ebene von Frejus sind Ueberreste

römischer Aquädukte und Thürme. Weiterhin schlug Marius die gewaltige Siegerschlacht über die uralten Teutonen. Da hast Du drei untergegangene Generationen, nach dem gigantischen Maßstab der Geschichte und nach Völkern gerechnet! — Aber wenn die Schicksale der Massen auch klar zu übersehen und fast im Voraus zu berechnen sind: in die der Individuen flüchtet sich genug des Räthselhaften, des Ueberraschenden, um jedem Einzelnen das eigene Leben neu erscheinen zu lassen. Manche solcher Räthsel gehen an uns vorüber, und wir ahnen es nicht; manche — und wir verstehen nicht sie zu lösen; manche endlich sind wie ein durch eine geheime Feder verschlossener Kasten, der vor Aller Augen dasteht, der Neugier und Theilnahme weckt und dessen Inhalt man nicht zu erforschen vermag. Eine solche mysteriöse Erscheinung ist der Mann mit der eisernen Maske gewesen, der sein traurig räthselhaftes Dasein in dem Fort der Insel Marguerite, Cannes gegenüber, verbracht hat. — Das Volk ist nicht schön, sieht aber recht aufgeweckt aus. Die Weiber haben ein wüstes Ansehen durch ihre ungeheuren Hüte von schwarzem Stroh mit hoher Form und breitem Rande, der ihnen welk um die welken Gesichter herumklappt. Ist aber einmal eins dieser Gesichter hübsch, so ist es sehr. Dörfer giebt

es gar nicht; ich meine, was man bei uns ein Dorf nennt: eine willkürliche unregelmäßige Agglomeration von Häusern, getrennt durch Gärten, Höfe, Felder. Es sind lauter Ortschaften von städtischem Ansehen, straßenweis Haus bei Haus gebaut, aber recht armselig, zum Theil verklebte Fenster, verfallene Thüren. Da wohnen die Leute zu drei oder vier Tausenden beisammen, welche das umliegende Feld bestellen, das in Acker- und Weinbau streifenweise eingetheilt ist. In dieser frühen Jahreszeit sehen die Weinstöcke wie Kohlstrünke aus. Mitunter sind ganz wüste Landstriche, steinig oder versandet, als wäre darüber Wasser fortgegangen. Daher war ich höchlichst überrascht, als wir um einen Berg bogen und die reizende Ebene von Hyères, vom Meer begrenzt, vor uns sahen. Sie ist ganz voll Orangen, die hier sogar besser als in Nizza gedeihen sollen. Das kleine graue Städtchen steigt den Berg hinan und sieht unsauber genug aus. Man bleibt zum Glück in der Vorstadt. Da sind zwei Gasthöfe und einige Häuser, die an Fremde vermiethet werden; Alles in sehr kleinem Styl, so daß man wol mit äußerst geringen Ansprüchen herkommen muß, um sich behaglich zu fühlen. Das Clima ist sehr mild. Zwei wunderschöne Palmen, die mich an Palermo erinnerten, standen in einem Garten,

und auf der Promenade wird eine ganze Palmenfamilie herangebildet, wie kleine wilde Thiere in vergitterten Kasten. Zwischen ihnen sprudelt eine Fontaine, über der sich ein kleiner Obelisk erhebt, mit der Inschrift: „A Monsieur le Baron de Stultz, bienfaiteur de Hyères.“ Du mußt wissen, daß Mr. le Baron de Stultz der zu seiner Zeit höchst berühmte Schneider Stultz in London war, der sich hieher in ein hübsches Landhaus zurückzog, nachdem er sich ein großes Vermögen und den Baronstitel „mit Nadel und mit Scheere“ erworben hatte. Er ist todt und sein Besitzthum in andere Hände übergegangen. Wir wurden auch, wie alle Fremden, in einen prächtigen Orangengarten geführt, dessen Ernte in diesem Jahr für 18,000 Franks verkauft worden ist; ein Blumengärtchen umgiebt das ziemlich unschöne Haus, wo in freier Erde allerlei exotische Pflanzen gedeihen. Dann gingen wir an dem Hause vorbei, welches Cabrera bewohnt. Den hätte ich gern gesehen — den fürchterlichen Mann, der seiner gemordeten Mutter ein so gräßliches Todtenopfer brachte. Ich liebe die Menschen, die zu lieben und zu hassen verstehen! ohne einige Wildheit geht's freilich nicht dabei zu, allein man weiß denn doch, wie man mit ihnen daran ist. Ich wurde einmal gefragt, ob ich in den spanischen Angelegenheiten

legitimistisch oder liberal oder ich weiß nicht was sey; ich sagte: „ich bin cabreraisch!“ und das ist ganz mein Ernst. Aus dem entsetzlichen Wirrwar aller Ideen und Principe, die drunter und drüber wirbeln, wie welke Blätter, finde ich es eine wahre Erquickung vor dem Wust der Theorien, sich unter die Fahne eines Menschen flüchten zu können. Nun lebt er in Hyères mit seinen zwei Schwestern, von denen er die eine kürzlich an seinen Adjutanten verheirathet hat. Er ist noch jung, einige dreißig Jahr, doch sein schwarzes Haar soll schon sehr weiß sein. Das begreift sich! wie der Mann aber nach einer so wilden Freiheit diese quasi Gefangenschaft — nach einer so leidenschaftlich bewegten Existenz die gegenwärtige erträgt — begreift sich schwer! Ich denke mir .... er wartet. Seine Zeit wird doch wiederkommen, denn wenn ein Volk einmal mit Revolutionen en train ist, so hören die sobald nicht auf, und oft geschieht dann das Allerunerwartetste, weil man leichter den Berechnungen das Widerspiel halten kann, als einem coup de main. — Außer ihm waren den ganzen Winter wenig Fremde in Hyères gewesen, was die Leute auf den hohlen Kriegslärm schoben und sich sehr verdrießlich darüber aussprachen. Hier nun sieht es gewaltig kriegerisch aus! 30,000 Mann sind eingeschifft und

die Flotte wartet nur auf günstigeren Wind, um nach Algier abzusegeln. Von den 30,000 werden auch wenige Frankreich wiedersehen! Das ist ein wilder blutiger Krieg dort; so ein Krieg, wo Mann und Mann sich gegenüberstehen und sich glühend hassen! ein solcher ist immer exterminatorisch, und ich glaube nicht, daß die Araber dabei zu kurz kommen werden. Die Wüste giebt andere Sehnen und andere Seelen als die Civilisation. Da liegt sie vor Anker auf der Rhede, die schöne, stolze Flotte, Linienschiffe, Fregatten, Dampfschiffe; eine ganze Armee darauf, Pferde, Munition; eine Wasserstadt, ein schwimmendes Lager, kunstvoll eingerichtet nach tiefen Studien, ernsten Gesetzen, hoher Wissenschaft. Da wird sie übers Meer ziehen, von einem Welttheil zum andern, der Triumph des Menschengeistes, der diese ungeheuern Kräfte erfinden oder durchdenken oder beherrschen oder beseelen — kurz, sich unterthänig machen mußte. Wenn man bedenkt, was Alles zu einer Flotte gehört, welch eine Masse von geistigen und materiellen Schätzen, so sinken einem die Hände herab vor Erstaunen, vor Bewunderung, und man ruft ganz in Extase: „O die Civilisation! sie giebt dem Menschen beinahe göttliche Kräfte.“ — O, liebe Mutter, kämest Du, wie ich, eben aus dem Bagno, so würdest Du,

wie ich, sagen: „Die Civilisation kommt mir vor
„wie eine Gabe des Teufels: man kann Alles mit
„ihr erlangen! sie giebt dem Menschen Herrschaft,
„Intelligenz, Genuß, Industrie, Alles und Alles!
„aber sie macht ihn weder glücklich noch gut —
„grade als ob er sich dem Teufel ergeben hätte.“
Oder Du würdest wenigstens sagen — denn Du
bist liebenswürdiger und nicht so exclusiv wie ich:
— „Die Civilisation kommt mir vor wie eine Si-
„rene! ein schönes Weib, das zauberische Lieder
„singt und Alle bethört, die sich ihr nahen; aber!
„aber! der schöne sichtbare Leib läuft aus in einen
„eklen unsichtbaren Fischschweif, der die reizende
„Erscheinung zu einem Ungethüm umstempelt.“ Im
Bagno bekommst Du den Fischschweif zu sehen.
Da werden 2600 Männer in Ketten und zum
Theil in lebenslänglicher Gefangenschaft gehalten,
damit wir Andern Ruhe haben. Das ist die Nacht-
seite der Civilisation, und zwar ohne Gestirne! Wo
in der Welt findest Du eine Gesellschaft von 2600
Menschen beisammen, die von Gesetzes wegen —
ich sage nicht lebenslänglich, sondern nur ein Jahr,
ja nur einen Tag für ihre guten Handlungen be-
lohnt würden. Die guten Handlungen können nicht
belohnt werden! man hat zwar Tugendpreise und
dergleichen erfunden; aber ich weiß nicht, was für

einen kleinen theatralischen Beischmack die immer haben! ich sage auch gar nicht, daß die Tugend dergleichen Ermunterungen nöthig hätte, so wie das Laster Strafe und Warnung bedarf; ich sage nur: welch eine seltsam organisirte Welt ist die unsere, in der nichts Besseres für die Tugend geschehen kann, als daß man sie ignorirt. Nun muß ich Dir vom Bagno erzählen, fein ordentlich, wenn ich kann; mir zittern noch Hände und Herz — dann ist schlecht schreiben. Vielleicht hat es darum einen so heftigen Eindruck auf mich gemacht, weil ich nie irgend eine Strafanstalt, noch irgend ein Gefängniß gesehen. Ich habe es immer vermieden! es ist mir peinlich, aus Neugier, die sich Theilnahme nennt, diese Stätten des Jammers zu besuchen. Zu Toulon gehört das nun einmal.

Man muß seinen Paß zum Commandant schicken; dann wird man von einem uniformirten Mann abgeholt und regelmäßig herumgeführt. Toulon ist zum Hafen geboren; das Meer macht eine runde Bucht im Lande, und fast bis ans Ufer treten schroffe, hohe, steile Felsen hinan, die gegen Stürme schützen. Im Sommer muß es ein Tropenklima haben! Zwischen Fels und Meer liegt die Stadt von 35,000 Einwohner, und lebt und webt von und für die Marine. Da Frankreichs Hauptinteressen gegenwärtig nach Afrika gehen, so muß der

Hafen des mittelländischen Meeres am meisten Wichtigkeit haben. Man besieht also das Arsenal, von welchem der Bagno nur eine Abtheilung ist. Das Arsenal ist der Ort, wo Alles, was zum Bau, zur Ausrüstung und Verproviantirung der Kriegsschiffe gehört, fabrizirt und aufbewahrt wird — also eine große Menge riesenhafter Gebäude, Magazine, Schmieden, Werfte, eine Seilerei, Bauplätze, Waffen- und Modellkammer, und ich weiß nicht was noch! Da siehst Du nun Alles! wie das Schiff gebauet wird, und was darauf kommt, von dem ungeheuern Anker an bis zu den Arzneimitteln, welche zur Schiffsapotheke gehören. Da sind täglich 8000 freie Arbeiter und ein Paar immense Dampfmaschinen beschäftigt. Die Thätigkeit ist so groß, so lärmend, so betäubend, daß ich Angst hatte, man würde mir in der Hast meinen Kopf abreißen und ihn zu irgend etwas Tüchtigem verarbeiten. In diesem weiten Raum, zwischen dem brausenden Getümmel wird man zuerst gar nicht die forçats gewahr; aber nachdem ich sie gesehen, konnte ich das Uebrige gar nicht mehr ordentlich besehen. Sie arbeiten in Gruppen zusammen, oder arbeiten auch nicht, bald paarweise an einer Kette, bald einzeln, Manche sogar ohne alle Kette. Sie tragen zitronengelbe Beinkleider, feuerrothe Jacken, und Mützen, je nach dem

Grade ihrer Strafe; grüne, für Lebenszeit. Wer entwischt und wieder eingefangen ist, bekommt einen gelben Ermel. Ich kann's nicht sagen, wie ignoble diese schreienden Farben aussehen! bei Shawls, Atlas oder dgl. erträgt man das Grelle; der edle Stoff oder die Mode edeln es gleichsam. Aber so, von schlechtem Stoff, schlecht gefärbt, verblichen, beschmutzt, macht dies Grün, Roth und Gelb einen sonderbar wilden, gemeinen, abschreckenden Eindruck. Auf der Mütze haben sie ihre Nummer; denn im Bagno giebt es keine Namen mehr! diese menschliche Bezeichnung hört für seine Bewohner auf. Mit dem glühenden Eisen wird Keiner mehr gezeichnet. Man hat es für die auf Lebenszeit Verdammten unnütz — und für die auf gewisse Zeit, allzu grausam gefunden. Zu besonders schwerer Arbeit werden sie nicht angehalten; sie sägen Holz, sie schmieden. In der Seilerei und beim Nähen der Segeltücher werden sie nicht gebraucht, weil sie dort durch Brandstiftung gefährlich werden könnten. Denn obgleich bei diesen 2600 Sträflingen 500 Beamte angestellt sind, so muß man doch immerwährend auf der Hut gegen sie sein. Viele thaten nichts und saßen in der Sonne. Ein Paar wickelten sich Lumpen um ihre von der Kette wundgeriebenen Knöchel; Andere schnitzten in Holz und

flochten aus Stroh dies und das, boten es auch zu Kauf an; aber von dem Einzelnen darf man nichts kaufen, sondern in ihrem kleinen Bazar. Da wird ihnen das Geld aufgehoben, und sie bekommen den kleinen Verdienst, wenn sie frei werden. Ich kaufte ein Paar Schuh, aus den Fasern der Aloe geflochten, à jour, schneeweiß, die mit rosenfarbenem Taffet gefuttert die niedlichsten Pantoffeln unter der Sonne sein, und keine Spur von ihrer Geburt im Bagno haben werden. Ein forçat ohne Kette war der Handelsmann. Manche sahen ganz neugierig die Fremden an. Einer lachte laut und hell. Er saß zwischen seinen Kameraden und lachte über irgend eine lustige Geschichte ganz munter — und doch trug er die grüne Mütze! im Bagno leben und sterben müssen und dennoch lachen können! Auch Beduinen sind da, meistens Falschmünzer, mit Gesichtern und Augen wie Tiger, so wild und scharf und lebhaft. Denen ist ihr Schicksal auch nicht an ihrer Wiege in der Wüste vorgesungen! was wußten die von Münzen, ächten oder falschen! Nun kommt die Civilisation zu ihnen, nun lernen sie die Genüsse kennen, die man sich durch Geld verschafft, nun erliegen sie der Versuchung — und kommen mit der grünen Mütze ins Bagno. So ist die Gesellschaft eingerichtet: erst verführt sie durch

ihre Lockungen, und dann spricht sie ganz zornig: „Was! Du unterstehst dich dich verführen zu lassen? fort mit dir, du Spitzbube!“ und der Beduine, der nichts gekannt hat als die unbändigste Freiheit, wird an die Kette geschmiedet! — Ein alter forçat liebkoste ein junges Kätzchen, das er zärtlich auf dem Arm trug, und es wie ein glücklicher Vater seinen Kameraden zur Bewunderung präsentirte. Ein andrer lehrte einen Pudel tanzen. Ein schöner junger Mann ging an uns vorbei, leicht und frei von Haltung, wie auf der Promenade. Dessen Geschichte wüßt' ich gern! das war kein Mensch von geringer Herkunft, kein Handwerker, kein Arbeitsmann. Er wusch sich die Hände am Brunnen, so im Vorbeigehen, daraus sah ich schon, daß er nicht daran gewöhnt war schmutzige Hände zu haben, wie ein Schmidt, ein Fleischer, ein Schuster; und dann die Art, wie er es that, die Armbewegungen — die zeigten deutlich, daß sie nicht den gewissen pli des Handwerkers inne hatten. Nichts ist so verrätherisch als die Armbewegungen, nicht einmal der Gang! die Gewohnheit beherrscht sie so heftig, daß sie gleichsam unabhängig vom Willen sind. Du magst Dir wol nicht die Mühe nehmen darauf zu achten; aber thu' es doch zum Spaß einmal, und sieh, ob ein gewisses Wackeln des Ellbogens bei

Frauen nicht Küchen- oder dgl. häusliche Beschäftigungen verräth. Nun, jenem forçat wackelten die Ellbogen nicht, er trug auch keine Kette — ach, hier mag Mancher einen Augenblick des Leichtsinns oder der Leidenschaft gräßlich abbüßen! Der Führer sagte uns, Leute aus allen Ständen und von allen Religionen wären hier beisammen, aus guten Familien, Geistliche — Alles! Mir kamen die Meisten, wie soll ich sagen? .... viel menschlicher vor, als ich es mir von forçats vorgestellt hatte, z. B. der Katzenvater und der Tanzmeister des Pudels, und alle die, welche freundlich da saßen und kleine mühselige Arbeiten knüpften und klebten und schnitzten. Weißt Du, was das vorherrschende Gefühl in mir war? Beschämung. O, ich schämte mich meiner Sünden diesen Leuten gegenüber, welche für die ihren so hart bestraft werden! Wenn ich ein recht schlechtes Gesicht sah — und Manche hatten einen abschreckenden Ausdruck! — so beruhigte mich das ein wenig über mich selbst, und ich dachte: „der verdient es mehr als ich!“ Ja, liebste Mutter, wer kein Engel, sondern ein Mensch ist, muß in seiner Seele zerknirscht werden den Bagno zu sehen. Ich zog meinen Schleier dicht vor's Gesicht und zerdrückte heimlich manch Thränchen. Bis jetzt waren wir immer im Freien, unter dem blauen Himmel.

und der freundlichen Sonne, die der barmherzige Gott über Böse und über Gute scheinen läßt. All die hohen Gebäude schützten vor dem Mistral, und es kam mir das behaglicher vor, als in der Stadt. Nun sahen wir die Säle der forçats, wo sie schlafen und essen — und nun erst trat mir der ganze Schauer der Gefangenschaft vor Augen. Nicht als ob die Säle so wären, wie man sich einen Kerker vorstellt, schmutzig, finster, eng — o Gott, nein! grade das Gegentheil von dem Allen! rein wie der Quaderstein, weiß wie der Quaderstein, groß genug um je 200 forçats zu fassen! Stelle Dir einen langen Saal vor, gewölbt, niedrig, von oben bis unten glänzend weiß angestrichen, an der Decke hängen einige Laternen, an der einen Seite sind Fenster kreuz und quer vergittert, doch ohne Scheiben, der Wind kann hübsch hindurch pfeifen; am Mittelfenster plätschert eine Fontäne. Dieser mit Dallen gepflasterte Saal, ist seiner ganzen Länge nach von einer ungefähr vier Fuß hohen Mauer in zwei Hälften zerschnitten. An diese Zwischenmauer lehnet sich auf beiden Seiten ein breiter Divan, der so lang ist wie sie; dieser Divan ist gemauert, und seine Polster sind harte kahle Bretter, und ich bezeichne es nur so, um es Dir recht deutlich zu machen. Da schlafen sie, dicht, ganz dicht neben einander, in Reih

und Glied wie Soldaten, eng wie im Sarge, sämmtlich mit den Köpfen an der Zwischenmauer, und mit dem einen Fuß an die dicke Eisenstange geschlossen, die am Fußende befestigt und so lang wie der Divan ist. Zwei jämmerlich dünne, ganz schmale, grauwollne Decken, lagen sauber zusammengerollt an jedem Platz; die eine dient als Matratze, mit der andern bedecken sie sich. Der Divan ist etwas schräg gemauert, so daß der Kopf höher liegt als die Füße. Nun denke Dir die Unseligen in kalter Winternacht hier liegen, mit erstarrten Gliedern, die eiskalte Kette um den Leib geschlossen und am Bein herablaufend, wo sie wieder um den Knöchel geschlossen, und an jene Eisenstange befestigt ist. Jede Bewegung, jede Veränderung der Stellung ist unmöglich; nur aufrichten kann er sich; liegt er, so muß er auf dem Rücken liegen — und wenn der auch von der Kette zerrieben ist. Giebt's eine ärgere Folter? und über all diese Kälte und Härte des Steins eine glänzende Reinlichkeit, diesen Luxus des Elends, gebreitet! Kein Strohhalm — nichts. Alles kühl, fest, eisig wie das Grab. Man erstarrt vom bloßen Ansehen! — Auf der Zwischenmauer steht bei jedem Platz ein kleines blechernes Gefäß; das ist ihr Speisenapf, worin sie täglich dreimal ihre Nahrung bekommen, Bohnen oder Erbsen, dazu täglich

11*

zwei Pfund Brot; Sonn= und Festtags Fleisch. An den Tagen kommt ein Priester in ihre Säle und liest Messe. Das Brot ist von Waizen und recht gut, gar nicht schwarz oder feucht; ich hab' es in Händen gehabt. Zur Arbeit werden sie nicht sonderlich scharf angehalten; doch gegen die Subordination dürfen sie nicht im Geringsten fehlen. Wer sich das zu Schulden kommen läßt, nicht gehorcht, widerspenstig ist, bekommt die Bastonade vom Bourreau — dies sind die technischen Ausdrücke; — er wird auf seine Schlafstelle angebunden, und bekommt mit einem drei Finger dicken getheerten Strick Hiebe auf den Rücken, bis zu funfzig. Daß Manche davon sterben, ist nicht zu verwundern, wohl aber, daß Einige nicht dadurch gebessert werden! Die sperrt man dann ein in ganz enge Kämmerchen, bei Wasser und Brot, auf drei Jahr, ohne daß sie ein Menschengesicht sehen und eine Menschenstimme hören; die Einsamkeit macht sie mürbe. Den Fenstern gegenüber in der andern Wand des Saales waren mehre Thürchen welche in diese kleinen Kerker führten. Der Führer schob eine Klappe auf, und ich sollte durch ein feindurchlöchertes Eisenblech dahinein sehen; aber mir fehlt der Muth einen Menschen zu betrachten, der wie ein reißendes Thier behandelt wird. Mir schlug das Herz vor Angst

und Grausen. An der einen schmalen Wand hing ein Kruzifix. Ich muß gestehen, das tröstete mich gar nicht! im Bagno wird man schlecht. Ich dachte: „weshalb hat Gott die Welt so eingerichtet, daß sie ohne Verbrechen und ohne Strafe nicht denkbar ist?“ Ach, der Jammer, die Sünde und der Fluch der Erde sind so entsetzlich noch im Bagno, daß ich die Gedanken nicht bis zu dem fernen Himmel herauf bringen konnte. Ein Wort Fenelons lief mir zwar immer durch den Sinn, der von Gott sagt: Rien n'est si digne de sa pitié qu'une grande misère; — doch was haben diese Elenden davon? den Himmel, und immer den Himmel mit seiner Ewigkeit? für diese verfinsterten, zerrütteten Seelen wäre Vernichtung die höchste Seligkeit. Indessen das Kruzifix ist doch da an seinem Platz! es ist doch möglich, daß Einer von den Tausenden es anblickt und dadurch an irgend ein trostreiches Wort Christi erinnert wird, und Seelenkraft genug hat, um wirklich Trost und Muth daraus zu schöpfen. Es ist doch möglich, daß Einer von den Tausenden denkt: Christus war unschuldig und litt still, so will ich denn auch leiden, da ich doch schuldig bin. — Und wenn Einer so denkt, Mama, so ist der aller Bewunderung werth! ... denn findest Du es nicht leichter unschuldig am Kreuz — als schul-

dig im Bagno zu sterben? — Dies ist am Ende gar ein bischen gotteslästerlich! Ach, Herzensmama, der liebe Gott wird mir's verzeihen! ist man nicht wie er, allweise und allwissend, muß man zuweilen aus lauter Liebe und Güte ein bischen desperat werden, wenn man sieht, wie traurig und konfus es in der Welt hergeht nach grundweisen menschlichen Einrichtungen, auf welche sich die Leute viel einbilden! — Ueber der Eingangsthür im Saal hing ein Gemälde, St. Vincent de Paule, der aus Barmherzigkeit einem forçat die Kette abnehmen und sich anlegen läßt. Dies war das Einzig-Ueberflüssige, und grade das wünscht' ich fort! Wozu ihnen etwas vor Augen führen, was Einmal geschehen ist und für Keinen von ihnen geschehen wird? Das Geschlecht der Heiligen ist ausgestorben! — Im Vorzimmer saß ein Nicht-Sträfling mit eingeseiftem Gesicht und ließ sich von einem forçat rasiren. Den Muth hätt' ich auch nicht! Und nun, da wir aus diesem Ort des Schreckens, der mich an Dantes Hölle mahnt, heraus sind, wollen wir gleich fortfahren. Seltsam, daß das Erste, was in Frankreich Eindruck auf mich macht, der Bagno ist! — Ich küsse die Hand, himmlische Mutter.

## Fünfter Reisebrief.

Marseille, 5. April 1841.

Aber der Mistral ist ja etwas Dämonisches! Ich sitze hier bereits anderthalb Tage in meinem Zimmer, wie eine Gefangene, und bei blauem Himmel und heller Sonne wüthet, braust und tobt der Mistral dermaßen, daß es unmöglich ist, einen Fuß auf die Straße zu setzen! Mir brennt das Gesicht, die Lippen sind spröde und der Kopf ist ganz wüst vom Pfeifen und Sausen. Es rasselt in den Kaminen, die Fensterscheiben klirren, die Ziegel fliegen von den Dächern — gerade so, wie sich bei uns der Nordost, und in Genf die Bise geberdet, recht satanisch! „Mir ist winterlich zu Muthe," und gar nicht provençalisch. Ich begreife nicht, wie die Troubadours es angefangen haben, um beim Mistral zu dichten. In Marseille hat es auch freilich nie

Troubadours gegeben. Sie war von uralten Zeiten an eine Handelsstadt, thätig, gewerbsam, der Industrie und dem Reichthume nachgehend, die Munizipalrechte der altrömischen Städte genießend, und diese Verfassung den mittelalterlichen Zuständen anpassend, in der Art der italienischen Seestädte republikanisch organisirt, bis unter Ludwig XIV diese alte Freiheit unterging. Die Marseiller sollen sehr stolz sein auf ihren alten Republikanismus, und man hat mir erzählt, daß, wenn man einen frägt, ob er ein Franzose sei, so antwortet er: „Non, je suis Marseillais.“ Dem arelatischen Reich und der Grafschaft Provence ist Marseille nie einverleibt gewesen, und ich denke mir, daß die Anklänge seiner alten Selbstständigkeit aufgewacht sind, als hier vor funfzig Jahren zuerst das gewaltige Revolutionslied erscholl, dessen eisern energische Töne Millionen elektrisirte. Es ist ein furchtbares Lied, diese Marseillaise! man sieht Ströme von Blut hindurchfließen, die Flamme des Hasses hindurchlodern, man hört das Geheul der Rache und den Schrei der Verzweiflung durch Wort und Melodie hindurch, die abwechselnd von wildem Schwung und finsterer Melancholie sind. Das bezeichnete die Revolution: ihr wilder Schwung, der sich stark genug fühlte, die alte Welt aus ihrer Axe zu heben und ihr neue

Gesetze vorzuschreiben. Sie war großartig, denn sie glaubte an sich. Sie hat sich geirrt wie ein Schwärmer; sie hat sich selbst und Andere betrogen wie ein falscher Prophet; aber als sie wie Hercules in der Wiege lag und Schlangen zerdrückte — da war sie *doch* großartig, und von anderer Energie beseelt, durch andere Gedanken beherrscht als die waren, mit denen man ihr 1830 nachgeäfft hat. Die Revolution und die Juliustage verhalten sich zu einander wie die marklose Parisienne zur glühenden Marseillaise. Wer Revolution will, muß durchaus an deren regeneratorische Kraft glauben, und das Ding bei der Wurzel ausheben und mit frischer Wurzel einsetzen, wie damals. Bei der Oberfläche herumstümpern, Namen ändern und dergleichen — das heißt doch geradezu ein X für ein U machen! — Nun, die Oberflächlichkeit kann man nicht der Revolution vorwerfen! die ging tief, bis aufs Blut, bis ans Herz! die veränderte Alles, den lieben Gott und Maaß und Gewicht. Die Göttin Vernunft hat sich nicht halten können; sie muß wol nicht auf so fester Basis gestanden haben, wie z. B. das Maaß, denn das besteht fort. Es heißt in Frankreich nicht Fuß, sondern Metre, und ein Metre ist $\frac{1}{10.000.000}$ vom Quadranten, d. h. vom vierten Theil des Erdumkreises, vom Pol bis zum Ae-

quator. (Ich habe dies förmlich auswendig gelernt, liebe Mutter, um es Dir genau zu berichten). — Ein Kilometre ist 1000, ein Miriametre 80,000 Metres. Danach sind die Entfernungen ausgemessen, und auf den Posten giebt's keine Meilen, sondern Kilometres. Ein Miriametre ist 2½ französische Lieues. Für meine geringen arithmetischen Fähigkeiten sind diese Berechnungen zu schwere Exercitien, so daß ich höchst ungenaue Kenntniß von den Entfernungen habe. Von Toulon hieher fuhren wir sieben Stunden; so zähl' ich, das ist mir am bequemsten. Wir mußten freilich auf einer Post wenigstens eine halbe Stunde warten, weil der Wagen der Forçats so eben mit fünf Pferden an uns vorbeigefahren war. Nun, es ist Dir auch wol gleichgiltig, wie viel Meilen ich in Frankreich fahre, und mir auch. Doch von jenem Wagen ein Wörtchen! Er sieht wie eine gelbe Diligence aus, die Fenster sind darauf gemalt; die Thür ist hinten; ein schmaler Gang zerschneidet ihn inwendig, und zu jeder Seite ist gleichsam eine Reihe von Schränken, d. h. von geschlossenen, abgetheilten Sitzen, für jeden Einzelnen. Da sitzen sie angekettet, einsam für sich und haben Licht von oben; woher Luft? weiß ich nicht. Der Transport muß sehr sicher sein, denn ein einziger Mensch saß hinten in der

Thür, und es war keine Bedeckung dabei. In der Nacht war schon ein Wagen durchgekommen, und wir hatten ihn im Arsenal gesehen. „C'est la saison," sagte die Wirthin gleichgiltig; vermuthlich sind die Assisen gewesen. Das ist eine angenehme Jahreszeit, die solche Früchte bringt! Hier zu Lande fahren also die Forçats mit Extrapost. — Die Post ist ziemlich gut bedient, d. h. man fährt rasch genug; aber so ordentlich, zuverlässig und pünktlich, wie in Preußen, ist's bei weitem nicht, und überdies um die Hälfte theurer. Dann ist eine unausstehliche Mode, nämlich keine Postmeister, sondern Postmeisterinnen. Frauen in Aemtern sind fatale Creaturen, zänkisch, knauserig, versessen auf einen kleinen Nebenerwerb. Den wahren Erwerb verstehen sie nicht, können nicht aufgeben, um zu gewinnen. Ihr Fach ist das Erhalten; sie sind geborne gute Wirthe. Auf tausend verschwenderische Männer kommt höchstens eine verschwenderische Frau. In einem Amte, wo sie wie ein Mann erwerben sollen, sind sie aus dem Häusel. — Die Chausseen sind gut. Hinter Toulon fährt man durch die Gorges d'Olivules, ein Felsenpaß von merkwürdig wilder Formation. Hernach wird das Land friedlich; die Torrentes haben aufgehört, wie die alten Raubritter; kleine Bäche schleichen durch

die Wiesen, wie stille Bürger. Um Marseille liegen 4000 Landhäuser, die man Bastide nennt, und man sieht Gärten. Das ist etwas Neues, wenn man aus Italien kommt, und in dem Punkte ist Nizza ganz italienisch. Eine Gartenanlage existirt da nur als Küchengarten oder als ein Treibhaus im Freien. Schöne Bäume, Aussichten, Sitze zum Ruhen, Wege zum Gehen verlangen sie nicht. Will einer viel für seinen Garten thun, so pflanzt er irgend einen Busch irgend wohin; der gedeiht, wächst, blüht und duftet von selbst. Die italienische Nonchalance ist merkwürdig — doppelt hier. Wie fliegen hier die Eilwagen durch einander! Das kleinste Nest hat den seinen! welch eine Verbindung, welche Thätigkeit setzt das voraus, wie rege müssen alle Interessen sein und wie in einander greifen! welche Anstrengung, um zu leben! Diese große Thätigkeit hat etwas ungemein Plebejisches, und die Italiener, die zu leben verstehen, ohne den kleinen Finger zu rühren, nehmen sich dagegen recht vornehm aus, recht frei. Denn das ist auch eine Freiheit, kein Sklav der Arbeit zu sein. Etwas Anderes als Arten von Freiheit hat der Mensch nicht, und da nennt der Eine dieses Knechtschaft, und der Andere jenes. Man behauptet zwar, die Industrie sei ein besserer Verbrauch der Kräfte als

das Nichtsthun; wollt' ich Paradoxen behaupten, so sagt' ich: „Nein! Denn die besten Kräfte des „Menschen liegen bei der Industrie eben so brach, „als beim Nichtsthun, und nur seine Arme und „Beine sind in Bewegung gesetzt!“ — Aber ich strebe nicht nach Paradoxen, ich erzähle Dir nur den Eindruck, den es eben auf mich macht. Hätt' ich nur etwas zu erzählen! Dies ist ein ächter Reisebrief; so einer, der einem für ewige Zeit die Reisebeschreibungen zuwider machen kann; und nun setz' ich ihm die Krone auf und erzähle Dir — von meinem Gasthofe! er heißt Hôtel d'Orient und ist ganz neu, so neu, daß er noch nicht ganz fertig ist. Indessen hat im vorigen Herbst die Königin von Spanien schon hier gewohnt, und den ganzen Winter hörte man immer: „Ah! l'hôtel d'Orient!“ und „O, l'hôtel d'Orient!“ es wäre eingerichtet wie die guten Gasthöfe in London, Diener in Livree, und Alles vom suprême bon genre. Die Fremden fluten dahin; doch waren wir so glücklich, Platz zu finden. Es ist nun wirklich sehr gut: zwei Häuser hinter einander, durch Arkaden zu einem Viereck verbunden, in dessen Mitte ein Gärtchen; hübsche Zimmer, wo kein anderes Meuble als von Mahagoni, Marmor und Bronce. Aber ich hatte mich gefreut auf gepuderte Lakeien in Schuh und

Strümpfen, und die sind denn doch nicht. Sie warten zwar auf in einer Art von Livree, aber sie haben noch gar nicht den gewissen majestätischen Lakeienschritt und den ruhigen Takt im Dienst; sie rennen mit den Köpfen zusammen und prallen aus einander, und ist der Wirth nicht etwa Haushofmeister in einem großen Hause gewesen, so wird er nicht im Stande sein, sie einzuexercieren. Liebe Mutter, ich fürchte, Du denkst: „Mein Kind, Du machst etwas — simple Reisebemerkungen.“ Bedenke, daß ich nichts sehe als den Gasthof und nichts höre als den Mistrál; wie soll ich da ingeniös sein? Und doch hab ich auch hierbei meinen Grundgedanken — von wegen der Gleichheit, die man einzuführen strebt, die man für möglich hält, und die doch platterdings unmöglich ist. Das Sprichwort sagt: Der Rock macht den Menschen; — und ist wie alle Sprichworte nur halb wahr. Sollte man nicht meinen, daß zwischen einem Kellner und einem Lakeien nur der Unterschied von Jacke und Livree sei? Mit nichten! im Wesen ist der Unterschied! — Ist man nun nicht einmal im Stande, durch den äußern Anstrich den Kellner in einen Lakeien zu verwandeln, wie will man es dahin bringen, durch einen gewissen Firniß des Geistes, der ebenso oberflächlich ist, als ein Rock, die Men-

schen auf eine und dieselbe Stufe zu stellen? Und ist denn das Menschengeschlecht keiner andern Behandlung werth, als das Gras einer Pelouse, das geschoren und gewalzt wird, damit kein Halm länger als der andere sei? Mit der Gleichheitstheorie macht man die Menschen elend, ja verrückt. Wo das Gesetz vollkommen nivellirt, wird in irgend einer Willkürlichkeit die heftigste Reaction auftauchen. In Nizza war Jemand, der funfzehn Jahre in Amerika gelebt hat und ungemein dafür eingenommen war. Der sagte: ein Paria könne leichter in das Haus des Braminen kommen, als ein Mensch, der einen Tropfen farbigen Blutes in den Adern hat, in die Gesellschaft. Er ist eben so reich, geschickt, wohlerzogen, wie alle Uebrigen; er treibt dieselben Geschäfte, hat dieselben Interessen; umsonst! kein Mädchen heirathet ihn! Niemand geht mit ihm um! hat er nicht Blutsgenossen am Ort, so muß er in der tiefsten Einsamkeit leben; — kurz, vor fünfhundert Jahren behandelte kein Christ einen Juden mit barbarischerer Verachtung, mit exclusiverer Strenge, als der freie Amerikaner den freien Amerikaner — und zwar blos, weil jener von einem Europäer, und dieser von einem Eingebornen stammt. Der Liberalismus nennt aristokratische Vorurtheile mit Achselzucken: beschränkt! unzeitgemäß! — wie sollen wir

denn die seinen nennen? Vielleicht kann die menschliche Gesellschaft nur im wilden Zustande ohne alle Vorurtheile bestehen, und sie werden geboren, so wie man sich zu einem gewissen Grad der Cultur erhebt. Dann sollten aber doch diejenigen nicht Zeter schreien und sich nicht wie Auserwählte betrachten, welche eine moderne Sorte von Vorurtheilen an den Platz der alten setzen!

**6. April.** Zuweilen ruht der Mistral sich ein Paar Stunden aus, um Athem zu schöpfen, und dann mit neuer Gewalt loszubrechen. Ein Paar solcher Stunden benutzten wir heute früh, um auf das Fort Notre Dame de la Garde zu gehen. Gestern war es zu kalt, daußen wie drinnen! Ich konnte nicht einmal schreiben, denn statt der Finger saßen zehn kleine unbewegliche Eiszapfen an den Händen. Ich ließ Feuer machen, so groß wie möglich, und saß wie Cendrillon den ganzen Abend in der Asche. Heute ist's auch nichts weniger als angenehm draußen; indessen — ich muß doch wissen, wie Frankreichs erste Handelsstadt sich ausnimmt. Dafür, nicht überraschend. Ich denke, in Leipzig oder Frankfurt a. M. wird eben so viel Lebendigkeit und Betriebsamkeit auf den Straßen sein. Auch die Menge und Ausstellung der Magazine fiel mir nicht auf. Vorherrschend sind die

der Coiffeurs; wenn die alle ihr Glück machen, so muß sich jeder Marseiller Kopf zwei bis drei mal täglich zustutzen lassen. Cafees und Bureaux für Eilwagen und Dampfboote sind ebenfalls in Unzahl. Mehrere Straßen sind sehr breit und haben in der Mitte eine Allee von Bäumen, um welche so eben das junge Laub wie Goldflittern glitzert; das sieht denn harzig aus! und die Häuser von Quadersteinen mit langen Fensterthüren und Balkons nehmen sich recht majestätisch dagegen aus. Aber das sind doch Alles Dinge, die keinen unvergeßlichen Eindruck machen. Wer eine elegante Stadt gesehen, kennt sie alle; und ist das kürzlich, wie bei mir der Fall, Mailand gewesen, so will man die andere kaum dafür gelten lassen. Mailand ist wirklich von ausgezeichneter Eleganz! alle großen Häuser haben Einfahrten, welche nur durch ein Gitter geschlossen sind, und durch dies Gitter sieht man in den von Portiken umgebenen Hof, und zuweilen noch tiefer und in den Garten hinein. Das findet man hier nicht. Das eleganteste Haus hier ist ganz gewiß das Hôtel d'Orient. Ferner ist in Mailand etwas, was ich in keiner Stadt gefunden — fast alle lombardischen ausgenommen — in der Mitte der Straße laufen zwei Reihen breiter Dallen, und darauf rollen die Wagen sanft, leise

und bequem wie auf einem Teppich. Hier haben kaum die Menschen Trottoirs, denn sie sind schlecht und holprig; viel weniger die Wagen. Steigt man nun zu Notre Dame de la Garde auf einem ganz hübschen Spaziergang hinauf, so übersieht man da droben die ganze Stadt. Sie ist groß, recht groß, hat 140,000 Einwohner, und liegt ganz breit in einer weiten Ebene da; nicht weit vom Meer. Der Hafen ist gegraben, und schneidet tief in die Stadt hinein, so daß die Masten der Schiffe zwischen den Häusern hervorstechen. Nichts fesselt das Auge, kein Thurm, keine Kuppel, kein Campanile, nicht einmal irgend ein imposantes Gebäude. Nur Dach an Dach, und Alles grau. Wenn der Handel das Leben nur fristet, nicht verschönert, wie in Venedig und Genua, so ist er unerquicklich. Diese Empfindung hatte ich da oben. Beim Nachhausegehen sahen wir auf unserm Wege eine große Menschenmasse. Auf unsere Frage, was da sei? hieß es: die Börse. Die Börse unter Gottes freiem Himmel! eine recht ideale Anstalt — vielleicht ein Symbol der Speculationen, welche hier ins Blaue hinein gemacht werden und für so Manche mit Nichts enden. Dann kamen wir an einem niedlichen Gebäude mit säulengetragenem Dach vorbei, das ganz und gar wie der Eingang zu einem Bazar aus-

sieht. Es hat auch sein Schild über der Thür. Als ich die Aufschrift las: „Au Christ Rédempteur" — da erkannt ich, daß es eine Kirche war. Sie gehört den Protestanten. Ist es nicht eine vortreffliche Idee, ein Gotteshaus so gut wie jedes andere Magazin mit einem Schilde zu bezeichnen? aber freilich eine sehr nothwendige Vorsicht! fehlte es, so liefe man Gefahr, in die Kirche zu treten, wenn man eine Tasse Kaffee begehrt, und statt des Thrones der Demoiselle de comptoir erblickte man den Altar. Gott segne die Alten, die Menschen mit den gesunden Sinnen und den klaren Köpfen! die bauten so, daß man es verstehen kann. Sie hatten den ungeheuern Vortheil, für ihre Gedanken und Bedürfnisse die Form erfinden zu müssen; nichts übt so das Genie, als sich auf ungebahnte Wege geschleudert zu sehen und sich den Pfad bahnen zu müssen. Er ist jetzt so breit getreten und auf beiden Seiten so reich besetzt mit Mustern aller Art, daß der Geschmack, der von all diesen Herrlichkeiten überstürzt und geblendet wird, förmlich darunter leidet, wie von einer Indigestion. — In Summa, sollte ich Jemand rathen, wie er auf die angenehmste Weise seine Zeit in Marseille hinbringen könne, so würd' ich sagen: Fahre beim Obelisken hinein, und bei der im schwerfälligen Triumphbogenstyl erbauten

porte d'Aix hinaus, und du hast Alles gesehen, was es hier zu sehen giebt. — Ade, Herzensmama, ich küsse die Hand.

## Sechster Reisebrief.

Aix, 6. April 1841.

Liebes Clärchen, ich bilde mir ein, daß Du Dich von Allen am wenigsten langweilst, wenn ich anfange etwas weitschweifig zu werden. Darum richte ich heute meinen Brief an Dich; denn hier, in der alten Hauptstadt der Grafen von Provence, kommen provençalische Geschichtchen an die Reihe, und dauern ihre Zeit. — Mit den Celten und Galliern, den uralten Völkern, welche einst Frankreich bewohnten, gebe ich mich nicht ab. Ihre Druiden und Barden nehmen sich, glaube ich, schöner in der Poesie, als in der Geschichte aus. Griechen kolonisirten an der Küste des mittelländischen Meeres; die Römer dehnten ihre Eroberungen dahin aus; Julius Cäsar unterjochte Gallien gründlich. Trotz mehrerer Aufstände blieb es römische Provinz und theilte alle

Pracht, alle Civilisation, allen Reichthum, alles Wohlleben und alle Verderbniß des Kaiserreichs, so daß die Städte des südlichen Galliens, Nimes Narbonne, Arles, mit Rom wetteiferten in Ueppigkeit, Luxus und Schwelgerei. Verweichlichung ist wie Rosenöl, angenehm aber nervenangreifend; die ehernen Seelen der alten Gallier schmolzen ebenso vor ihr zusammen, wie die der Römer selbst, schmolzen und wurden wachsweich; und als die nordischen Völker kamen, in der doppelten Kraft der Jugend und der Barbarei — da bogen sich jene tief vor ihnen, und trugen besiegt ihr Joch. Die Burgunder setzten sich in dem Lande fest zwischen Alpen und Rhone, die Westgothen zwischen Rhone und Pyrenäen, ja über diese hinaus, bis sie ganz Spanien eroberten; die Franken im nördlichen Gallien. Es war ein großer Haß zwischen diesen und den beiden Völkern im Süden. Burgunder und Gothen waren Christen, von weniger rauhen Sitten, vielleicht auch bildungsfähiger und geschmeidiger; sie wußten etwas von der römischen Civilisation mit ihren Sitten zu assimiliren und bald nannten sie die Franken Barbaren — mit jenem seltsamen Instinkt, der die Menschen antreibt den Sitz der Unkultur nach Norden zu verlegen. Die Franken rächten sich, indem ihr König Clovis seine Macht zur

herrschenden in Gallien machte, und seine Söhne in den Ländern zu Königen einsetzte, aus denen er die Westgothen nach Spanien verdrängt, und in denen er die Burgunder unterdrückt hatte. Sein Stamm ging in den rois fainéants zu Ende! Das Geschlecht der Merowinger erlosch gleichsam bei lebendigem Leibe unter Kutte und Tonsur. Merowinger hieß die Familie, aus der die Franken ihre Herrscher zu wählen pflegten; sie bestimmten das Individuum. Bei den Westgothen waren die Balten das Herrschergeschlecht; bei den Bojoaren die Algilolfinger, bei den Ostgothen die Amaler. Von einem König Merowé weiß nur die Sage etwas, und nennt ihn Sohn eines fränkischen Helden und einer Meerfee; — so habe ich im Sismondi gelesen. — Carl der Große bestieg den fränkischen Thron, auf dessen Stufen die Pipins bereits königliche Gewalt geübt hatten. Allein die Universalmonarchien zerfallen, wenn die Hand zerfällt, die sie gegründet — und der Geist verweht, der sie zusammengehalten hat. Carls des Großen Reich, zwischen dem Ebro und der Eider, ging denselben Gang, und zerstückelte sich dermaßen unter seinen Nachkommen, daß es theilweise ganz aus ihrer Gewalt kam, wie z. B. das Land, welches einst die alten Burgunder inne hatten und welches Bozon unabhängig und zum Arelatischen

Königreich machte. Es hieß so wegen der Hauptstadt Arles, und stand im losen Lehnsverband mit den römischen Kaisern. Dies geschah 879. Ungefähr hundert Jahr später findet man, daß das Arelatische Königreich sich in die Grafschaft Provence verwandelt hat, ohne daß man einsieht, wie und wodurch, und ohne daß sich deshalb ihre innern und äußern Verhältnisse geändert hätten; und so besteht sie abermals über hundert Jahr. Man weiß während der Zeit fast nichts von ihrer Geschichte; Namen und Thaten ihrer Grafen sind unbekannt; allein es muß eine ungestört glückliche und gesegnete Epoche gewesen sein, ohne Kriege, ohne feindliche Invasionen, denn in ihr gründete und befestigte sich die erste und älteste der romanischen Sprachen, die provençalische, so daß sie am Ende des elften Jahrhunderts mit Dichtern und Sängern, mit ihren Troubadours an der Spitze der modernen europäischen Bildung stand. Da starb Graf Gilibert, der letzte der Bozonen, 1092. Seine Tochter Dulcia brachte die Provence als Morgengabe an den Grafen Raimund Berengar von Barcelona, während seine Tochter Faydiede einzelne Landschaften, die man das Marquisat von Provence nannte, an den Graf von Toulouse brachte. So wie die Bozone sich der Provence — so hatte sich die Familie von St.

Gilles des Landstrichs bemächtigt, den einst die Westgothen inne hatten und der jetzt das Languedoc heißt; damals hieß es Septimanien, und war zwar unter der Lehnshoheit der französischen Könige, doch in der That unabhängig und selbständig. Alle Interessen der Grafen von Toulouse und Provence, ihr Handel, ihre Kriege, gingen nach Süden, nach Italien und Spanien; nach Norden nichts, als ihr Widerwille und Trotz — denn die geringste Abhängigkeit von einer nominellen Gewalt in schwachen Händen demüthigt mehr und reizt mehr zum Widerstand auf, als wirkliche Gewalt in starken; und die Nachfolger des Hugue Capet im elften Jahrhundert standen auf dem Thron Frankreichs den meisten ihrer großen Vasallen an Macht und Ansehen nach. — Das Languedoc gehörte nicht blos dem Graf von Toulouse; der Graf von Foix, der Vicomte von Béziers, der von Narbonne, standen zu ihm in demselben losen Lehnsverband wie er zum König von Frankreich. Der König von Aragon besaß diesseit der Pyrenäen das Roussillon mit der Hauptstadt Perpignan und Montpellier zu Lehn. Das Feudalsystem, welches im Ursprung so einfach war, daß es eine Pyramide bildete, deren Fundament die Barone und deren Spitze der König war, und das keine andere Verpflichtung auflegte, als dem

Oberlehnsherrn den Eid zu leisten und an seinen Kriegszügen für gewisse Zeit Theil zu nehmen — wurde allmälig fast idealisch, aber eben darum ungemein verwickelt. Die Grenzen waren nicht scharf gezogen, die Rechte nicht fest bestimmt; den Willkürlichkeiten großer Spielraum gelassen. Jeder Baron, auch der kleinste, war zugleich Lehnsträger und Lehnsherr; gegen seinen Lehnsherrn durfte er keinen Krieg führen, oder wenn er es wollte, mußte er ihm vorher den Gehorsam aufkündigen und das Lehn zurückgeben; aber mit Seinesgleichen stand es ihm frei. Und so befand sich der geringste Baron ungefähr auf derselben Stufe der Unabhängigkeit wie der König von Frankreich, der die Könige von Aragon wegen Roussillon und von England wegen der Normandie zu Vasallen hatte, und selbst Vasall des Abts von St. Denis war. — Im Norden des Languedoc, zwischen der Garonne und Loire war noch einer dieser großen und mächtigen Vasallen: der Graf von Poitou aus dem Hause Aquitanien. In allen diesen Landen herrschte die provençalische Sprache, die Langue d'Oc, während nördlich von der Loire das Romanisch-wallonische, die Langue d'Oui, sich mühsam zu bilden anfing. Frankreich war in Süd und Nord zerfallen, wie zur Zeit der Gothen und Franken, und durch Sprache, Interessen, Sitten,

Bildung und Gesetze scharf getrennt — denn im Norden herrschten fränkische, im Süden römisch-gothische Gesetze vor; und die Provençalen sprachen von den Franzosen mit Verachtung, wie von rohen Barbaren. — So war es, als am Schluß des elften Jahrhunderts der Graf von Barcelona die Provence in Besitz nahm, und ihr etwas von arabischer Bildung und catalonischem Freiheitssinn zutrug. Dies neue feine Element, verbunden mit dem glühenden Schwung, den zur nämlichen Zeit der erste Kreuzzug in die Geister brachte, gab den Menschen das Bedürfniß für erhöhte Zustände einen erhöhten Ausdruck zu erfinden, und die provençalische Dichtkunst stand auf — stand auf, wie ein Meer. Alles dichtete, Alles sang: Kaiser und Könige, Ritter und Frauen. Die provençalische Sprache, die gebildetste von allen denen, die sich aus dem Gemisch der barbarischen mit der römischen bisher erzeugt hatten, wurde für die Poesie das, was später das Latein für die Wissenschaft wurde: die allgemein geltende. Friedrich Barbarossa, Richard Löwenherz, Aragonier und Italiener dichteten provençalisch. Ohne Poesie mochte man nicht leben; sie schmückte die Feste, sie erheiterte die Einsamkeit, sie ruhte aus von Fehden; ich sage nicht, daß sie die Sitten besserte, aber sie stellte durch ihre Liebes-

höfe, durch ihre den Frauen dargebrachte Huldigung, durch ihren Cultus der Ehre, ein Ideal auf, welches freilich das Ritterthum nie erreicht haben mag. Dies Singen und Klingen tönte durch das ganze zwölfte Jahrhundert. Der erste bekannte Troubadour ist Wilhelm IX. Graf von Poitou, geb. 1071, der eine Abtheilung des ersten Kreuzzuges führte: „Trouver gentiment (zierlich) en vers“ — war die Bezeichnung für dichten, finden, erfinden. Daher hieß derjenige, welcher zu finden verstand, Troubador, woraus später französirt Troubadour geworden ist. Die Endsilbe dor ist jetzt der spanischen Sprache eigen: Campeador, einer, der immer siegt; Sabedor, einer, der weiß. Doch mit der Namenaufzählung der Troubadours kann ich mich nicht befassen; das ist eine Legion! und ihre Poesien kenne ich nur aus äußerst dürftigen und beschränkten Uebersetzungen — wie denn überhaupt nur die Wenigen sie anders kennen, welche die provençalische Sprache studiert haben, — so daß ich ihre eigentliche Anmuth, ihre Frische und Naivetät nicht beurtheilen kann. Die Troubadours machen mir den Eindruck der Milchstraße am Himmel: ihre Masse bildet einen leuchtenden Streif, dessen jedes einzelne Pünktchen ein Stern ist; aber kein Orion, kein Sirius springt daraus hervor und fesselt überwäl-

tigend den Blick. Manche Namen haben ihren Zauber! doch es gab in jener Zeit so wenig Urtheil und Kritik, Sage und Wirklichkeit spielen so stark durch einander, der ungeübte Verstand ließ sich so leicht und gern durch den Glauben fesseln, daß jener Zauber wol nicht immer auf Thatsachen beruhen mag. Der glänzendste Name ist unstreitig Bertrand de Born, Herr von Hautefort, der tapferste Ritter und feurigste Sänger von Aquitanien. So hieß das Land zwischen Garonne und Loire, welches Eleonore, die geschiedene französische Königin, als ihr väterliches Erbtheil an Heinrich II. von England brachte, 1152. Bertrand de Born war ein treuer Freund von Heinrichs II. Söhnen, Heinrich Court-Mantel und Richard Löwenherz; er liebte und feierte deren schöne Schwester Mathilde; er wollte die Unabhängigkeit Aquitaniens von England, und reizte beständig die Söhne zur Fehde wider den Vater auf. Zwischen Kämpfen und Gesängen verbrauste er sein Leben, und als es endlich nicht mehr brauste, als das Alter die Gluten kühlte und die Kräfte lähmte, da ging er nach der Sitte der Zeit in ein Kloster, und verbrachte die letzten Tage in Beschaulichkeit — eine schöne Sitte, die mir wohlgefällt, weil sie den Greis einer Welt enthebt, der er entfrembet und überflüssig ist, und ihn zugleich vor

dem Schmerz schützt, daß er ihr nicht mehr angehören kann. Denn es muß ein bittrer Schmerz sein! ich wenigstens werde mich nie darüber trösten können, — alt zu werden. — Dann hast Du den Rudello, der sich bis zum Sterben in die Gräfin von Tripolis verliebte, und auch wirklich an der Sehnsucht starb. Das kommt uns heutzutage schon etwas unglaublich vor; und es wird vollens fabelhaft, bedenkt man, daß er sie nie gesehen. Man fanatisirte sich dazumal für die Frauen! Das gefällt mir noch einigermaßen; aber Pierre Vidal, der tout bonnement verrückt wurde, weil eine kaltsinnige Schöne seinen Liedern und seiner Liebe kein Gehör gab, gefällt mir gar nicht mehr. Er ließ sich in ein Wolfsfell nähen und von Hunden hetzen, um sie zu erweichen; allein die Dame gab ihm nicht ihre schneeweiße Hand zu küssen, wie die Gräfin von Tripolis dem sterbenden Rudello; und er mußte sich ohne das trösten oder auch sterben — ich weiß nicht, was er gethan. Indessen, wenn einige Damen spröde thaten, und andre es waren, und wenn es gleichsam von gutem Ton bei den Troubadours war, eine schöne edle Frau zu feiern, und bei den Frauen, die Huldigungen anzunehmen: so blieb diese doch nicht immer auf der Grenze der Poesie — man behauptet sogar .... sehr selten.

Du siehst, es hat immer böse Zungen gegeben! Eine Geschichte finde ich allerliebst, und leider! leider! habe ich grade bei der die Namen vergessen — nur nicht den des Dauphin d'Auvergne, in dessen Schloß sie vorfiel. Seine Schwester und deren Gemahl lebten bei ihm, und ein Troubadour legte der schönen Dame sein Herz und seine Gesänge zu Füßen. Sie ließ sie liegen. Das kränkte den Sänger und er wollte den Hof verlassen. Gemahl und Bruder beschworen die Dame, den Hof nicht um seine Zierde und seinen Stolz zu bringen, und dem Ritter ihre Gunst zuzuwenden — soweit sich die mit der Pflicht verträgt. Sie gab ihnen nach, der Ritter verließ nicht den Hof, und beide liebten sich — aber tout de bon. Da entbrannten Bruder und Gemahl in Zorn und Eifersucht — zu spät! Ich finde dies Geschichtchen so niedlich, weil es zeigt, daß man schon damals nach Herzenslust kokettiren, nur aber nicht lieben durfte. — Ein andrer allberühmter Troubadour, Sordello de Visconti aus Mantua, liebte Cunizza, die Schwester Ezelinos da Romano, welche ihrer unbegreiflichen Schönheit willen „Tochter der Schönheit“ genannt wurde. Herr Sordello muß ein Elegant gewesen sein, denn statt zu ihr zu gehen, ließ er sich durch eine schmutzige Gasse tragen, welche zur Hinterthür des festen Hauses

der Ezeline in Verona führte. Der wilde Ezelin da Romano schöpfte Argwohn, verkleidete sich einmal Nachts, trug selbst den Sordello durch jene Gasse, und entließ ihn darauf mit einer Ermahnung. Sie wurde aber nicht beherzigt, und Sordello mußte endlich vor seiner Rache fliehen. — Solcher Abenteuer giebt es Tausende. Sie sind sich alle ziemlich ähnlich, so wie die Poesien der Troubadours sich ebenfalls sehr gleichen. Ich denke, ihr höchster Reiz ist in unsern Augen derjenige, der auch um ein Schneeglöckchen oder um ein Mädchen von sechszehn Jahren schwebt: die Jugend. Ueber das kennen wir sie so gut wie gar nicht. Wir wissen nur, daß die Dichtkunst der Provençalen die erste Bildungsstufe der Literatur der modernen Völker bildet. Wir sind ihr dankbar für ihr Dasein, wie wir mit Dank und Freude in finstrer Nacht den ersten Streif der Morgenröthe begrüßen.

Nun denke Dir die Provence im zwölften Jahrhundert: Waldungen, Weinbau, wenig Städte, aber Klöster, Abteien, Schlösser, Burgen, Wallfahrtsorte — so daß die Landschaft bewegt und malerisch war; um die Burgen gelagert kleine Dörfer; im innern Schloßhof die Ulmen, der feudalistische Baum, unter welchem die alten Urkunden besiegelt und unterzeichnet wurden — vielleicht ein fernes Echo aus

altgermanischen Zeiten, als die Götter unter mächtigen Bäumen wohnten; — und nun im Schloß selbst dies wunderbare Leben, dies Gemisch von tiefer Einsamkeit und jauchzenden Festen, von Barbarei und zarter Sitte, von Unwissenheit und Kunst; diese Männer wild, blutig, grausam, den Aussprüchen eines Liebeshofes pünktlich gehorchend, von ihren Fehden heimkehrend, um Lieder zu dichten; diese Frauen, meistens in klösterlicher Abgeschiedenheit lebend, und mit einer Macht ausgestattet, von der wir kaum den Schatten üben; dazu keine Regierung und doch Herrschaft, keine Gesetze und doch Schranken; und so wie die Provence — das ganze südliche Frankreich! Ein Föderativstaat, vertheilt unter Herzöge, Grafen, Vicomtes, Barone und Edelleute, die alle ihre Festungen, wenigstens ihren festen Thurm hatten, worin sie sicher lebten, sich in den Waffen und Gesängen übten, und die Idee der Ehre: des unverbrüchlichen Wortes, der Heiligkeit jeglicher Verpflichtung, des Schutzes der Frauen und Schwachen, und der vollkommensten persönlichen Freiheit — zum Fundament des Ritterthums machten. Diese unangetastete persönliche Freiheit, die von Gott und sich selbst Alles erwartete, Niemand zu danken, vor Niemand zu kriechen und zu betteln brauchte, die keine Hülfe

fand als bei sich selbst, keine Kraft als in sich selbst — entwickelte auf das Höchste die Selbständigkeit des Individuums. Freilich fehlte ihr die Schattenseite nicht, weder Willkür jeder Art, noch brutale Ueberschätzung, noch Mißbrauch der Gewalt; — aber sage mir, hatte die Existenz nicht einen stolzen großartigen Schwung? — Jetzt hat das Leben des Individuums aufgehört; es vegetirt; die Massen bemühen sich ihr Brot zu erwerben; das nennt man jetzt — Leben, und Fortschritt der Humanität. Man müßte wenigstens sagen: es ist die Humanität unsrer Tage.

Mit dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts kam einer jener Stürme über das südliche Frankreich dahergebraust, von denen sich ein Volk eben so wenig erholt, als der Mensch von gewissen Schmerzen oder Krankheiten. Der gräßliche Albigenserkrieg, von 1209—1229 geführt, und damit endend, daß die Inquisition in Toulouse zur völligen Ausrottung der unglücklichen Sectirer eingesetzt wurde, trieb den Norden Frankreichs gegen den Süden, und raubte diesem Alles, seinen Reichthum, seine Unabhängigkeit, seine Troubadours, seine Feste, seine Sprache. Philipp August war dazumal König von Frankreich; er sah mit Freuden die Demüthigung, ja Vernichtung der mächtigen Vasallen in Septimanien.

Er ließ nicht nur zu, daß Innocenz III. den Kreuzzug gegen die Albigenser predigen ließ, sondern er forderte selbst seine Vasallen dazu auf sich die versprochenen Indulgenzen zu erwerben, und gegen die Grafen von Toulouse und von Béziers in das Feld zu ziehen, weil die Albigenser in deren Landen Schutz und Duldung gefunden. Diese Grafen, durch feudalistische und verwandtschaftliche Verhältnisse in Verbindung mit den Grafen von Barcelona, welche seit 1137 auch Könige von Aragon waren, sahen in Spanien Christen und Sarazenen neben einander leben, die sich zwar nach der Sitte der Zeit befehdeten, aber keine religiöse Verfolgungen mit ihrem Durst nach Krieg und Eroberungen verbanden. Sie meinten, die Duldung, die zwischen Christen und Mauren bestehe, müßten Christen auch gegen Christen üben, und da jene Albigenser oder Waldenser treue Unterthanen waren, so beachteten sie es nicht weiter, daß diese ich weiß nicht was für Dogmen der Kirche nicht annahmen, und ihre Geistlichen hatten, welche dem gemäß lehrten und predigten. Sie hingen glühend an ihrer Lehre und gaben Gut und Blut und Leben dafür hin; doch in den Augen der Orthodoxen waren sie Ketzer. Eines ist mir merkwürdig und ganz unerklärlich! die Priester aller Kirchen lehren: „Glaubet, so wer-

det ihr selig!“ wenn also der heiße, feste Glaube genügt, um die Seligkeit zu bereiten, wie kann man denn diese an eine Kirche knüpfen wollen? Soll es denn eigentlich immer heißen: „Glaubet, was wir euch lehren, so werdet ihr selig?“ — Nun, der blutdürstige Armand Abt von Citeaux, verstand es so, und seine Bernhardiner predigten glühend den Zug gegen die Albigenser. Der stolze eiserne Simon von Montfort führte ihn an, und nach zwanzig Jahren war das südliche Frankreich eine Wüste, Roger von Béziers vergiftet, Raimund von Toulouse gezwungen sein gemartertes Land an die Krone abzutreten, indem er sein einziges Kind Johanna an Alfons, Ludwigs IX. Bruder, verloben muß und sich, obgleich jung und Wittwer, nicht wieder verheirathen darf. Er stirbt erst 1249; und als Alfons und Johanna kinderlos starben, ward die ganze Grafschaft Toulouse keinem Lehnsträger mehr gegeben, sondern mit Frankreich vereint, 1271, und die französische Sprache wurde die herrschende in ihr. — Die Provence war ebenso verwüstet, denn die großen Heere der Kreuzfahrer lebten auf ihren Zügen von Beute und Plünderung, und ohnehin war den Franzosen Alles, was die provençalische Sprache redete, der Ketzerei und wenigstens feindlicher Gesinnung verdächtig. Nachdem der Krieg

aufgehört, waren nicht nur die Großen geschwächt, die Edelleute verarmt, manche Familie gar ausgestorben; sondern Unruhe, Mißtrauen und Sorge hatte sich der Gemüther bemächtigt, und wer nicht den Krieg und den Verlust des Eigenthums fürchtete, hatte doch große Furcht vor der Inquisition. Die Poesie fand keinen Anklang mehr, die Troubadours verstummten; eine Sprache, welche zwanzig Jahr hindurch nur Klage und Jammergeschrei gekannt, schien zu süßen Liedern nicht mehr gebraucht werden zu können. Dazu kam, daß Raimund Berengar IV. Graf von Provence, 1245, ohne Söhne starb und daß seine jüngste Tochter Beatrix das Land dem Grafen Carl von Anjou, gleichfalls Ludwigs IX. Bruder, zubrachte. Die stolze Beatrix sah ihre drei ältern Schwestern auf den Thronen von Frankreich, England und Navarra, und begehrte gleichfalls von ihrem Gemal eine Königskrone. Er eroberte Neapel, und beachtete die Provence nur noch, um Geld von ihr zu erpressen und die Barone an seinen Hof und in seine Kriege zu ziehen. Die Schlösser standen leer; der Hausherr empfing nicht gastlich den Troubadour; die Minnehöfe hörten allmälig auf, sie, welche so lange den Wetteifer der Dichter angeregt indem sie ihnen den glänzendsten und lieblichsten Lohn ertheilt — und welche dazu

beigetragen hatten die Sitten zu verfeinern, indem Frauen im Namen der öffentlichen Meinung denjenigen eine Strafe auferlegten, welche die Gesetze des Anstandes und der Zartheit beleidigten. Nach jedem Fest und jedem Turnier wurde eine solche Cour d'Amour gehalten; manche aber waren permanent und vielleicht dadurch von größerem Einfluß, z. B. der zu Pierrefeu, der aus zehn der vornehmsten provençalischen Frauen zusammengesetzt war, an deren Spitze Stéphanette des Baux, Tochter des Grafen von Provence stand; der zu Romanin, wo die Dame des Schlosses den Vorsitz führte. Das verfiel Alles! Im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts kamen die Päpste nach Avignon. Die französischen Könige sorgten, daß immer ein Franzose die Tiara trüge, aber der ganze päpstliche Hofstaat, die meisten Cardinäle waren Italiener, und die italienische Sprache, die Dante auszuarbeiten begann wie einen Marmorblock, und die Petrarca polirte wie eine Statue, verdrängte die provençalische im Herzen der Provence selbst. In der Mitte des Jahrhunderts kam eine Frau dahin, die unter andern Verhältnissen das alte reiche Leben hätte erwecken können. Reizend schön, fein und geistreich, der Liebe und den Künsten hold, war Johanna I., von der Natur zur Königin eines Minnehofes be-

stimmt. Doch damals, aus Neapel vertrieben, verfolgt und unglücklich, hatte sie andre Beschäftigungen, ernstere Sorgen, als den Dichtern Kränze zu flechten. Ihre Nachfolger zerrütten die Provence immer mehr in italienischen Kriegen, bis sie endlich, 1434, in die Hände von René d'Anjou kommt, der sich wie seine Vorfahren König von Neapel nennen läßt, ohne es zu besitzen, und bis zu dieser Stunde le bon roi René heißt. Seine Königstalente waren gering; seine künstlerischen, wenn nicht groß, doch vielfach: er war Dichter, Musiker, Maler. Er setzte Minnehöfe ein, er suchte die Dichter zu befeuern und die Poesie zu wecken; umsonst! die provençalische Sprache war todt, die Langue d'Oui herrschend, welche jetzt bereits die feste Form der französischen hatte; und Frankreich war so zerstört durch den langen Krieg mit England, so verwildert durch die innern Factionen der Bourguignons und Armagnacs, so arm und elend unter einem blödsinnigen König und den räuberischen Händen der Prinzen des königlichen Hauses, daß niemand Sinn, Zeit und Lust für die „heitre Kunst" hatte. König René hätte auch wol weniger haben sollen; aber er war nun einmal so. Mit Poesie und Malerei tröstete er sich in jedem Schicksal. Herzog Philipp von Burgund hielt ihn in Folge einer Fehde zwei

Jahr zu Dijon gefangen. Le bon roi Réné bezauberte ihn, indem er ihn und seinen Vater Jean sans-Peur auf Glas malte; doch frei wurde er deshalb nicht. Ludwig XI. fiel in die Provence ein; le bon roi Réné malte grade ein graues Rebhuhn, als man ihm diese Nachricht brachte, und gelassen malte er fort. So, malend und dichtend, verträumte er in jener wilden Zeit sein Leben und starb hier in Aix 1480. Wie bekannt haben Künstler ihre Launen; er machte keine Ausnahme! er begehrte von seinem Enkel, Herzog Réné II. von Lothringen, daß dieser das lothringische Wappen mit dem provençalischen vertausche: nur unter dieser Bedingung sollte er sein Nachfolger werden. Dazu konnte sich der Herzog von Lothringen nicht verstehen, und so entzog le bon roi Réné seinem Enkel die Provence und gab sie seinem Neffen, Charles du Maine, einem schwachen kinderlosen Mann, ganz beherrscht von Palamède von Forbin, seinem Günstling, den der schlaue Ludwig XI. für sich gewonnen hatte. Forbin bewog seinen Herrn die Provence der Krone Frankreich zu vermachen; das geschah; und als Charles du Maine 1481 starb, nahm Ludwig XI. sie freudig in Besitz, machte Palamède de Forbin zum unumschränkten Statthalter, und sagte dabei in seiner scherzhaften Weise: „Tu m'as fait comte (näm-

lich der Provence) je le fais roi." Das ist noch jetzt die Legende auf dem Wappen der Familie Forbin. Seitdem wurde die Provence immer von Gouverneurs verwaltet. Der fränkische Stamm hat allendlich den gothischen besiegt. Die provençalische Sprache ist nichts mehr als ein unverständliches rohes patois, und ihre alte Literatur ist in Manuscripten eingesargt, in Bibliotheken begraben, wie trockne Blumen in einem Herbarium. Diese überraschenden Blicke, dieser plötzliche schauerliche Untergang, sind beispiellos in der modernen Geschichte, und recht traurig; denn man kann es nicht lassen große Hoffnungen auszuspinnen für das, was vielversprechend war und vor der Zeit starb.

Ich stehe hier nun ganz betrübt an einer leeren Wiege. Ach ja, recht leer! das Kind ist fort, das Götterkind mit den goldnen Flügeln, halb Engel, halb Amor, das Poesie heißt! auf andern Stätten ist es erzogen, und wieder auf andern Jüngling und Mann worden — und jetzt wol gar greisenhaft oder gespenstisch! denn wie käme es sonst, daß die Menschen so wenig von ihr wissen wollen? „Prosa! Prosa! rufen sie; nicht so viel Verse!" — und Du obenan, liebes Clärchen, sprichst so zu mir. „Prosa! Prosa! sagen die Verleger, Verse werden nicht gelesen." — Um mich über diese Barbarei zu

trösten, bilde ich mir ein, das die Einzelnen, welche sie lesen, sie um desto lieber haben; die, welche sie machen — versteht sich von selbst! Ach, wie kann man sie nicht lieben, die himmlische Poesie, diese edelste, reinste, geistigste Kunst, die von der Malerei die Bilder, von der Musik den Wohlklang hat, und die doch nicht durch Bestechung von Auge und Ohr gefallen kann, wie so häufig diese beiden Künste, welche die Sinne blenden und berauschen, und der Seele fern bleiben. Das ist die wahre Schönheit der Poesie, daß sie so ungemein geistig ist! das Auge wird wahrlich nicht bestochen, indem es schwarze Worte vom Papier abliest; das Urtheil, die Gedanken müssen immer wach sein, um dem Sinn der Verse zu folgen, wenn diese auch noch so lieblich in das Ohr fallen. Ich glaube wirklich, sie ist zu unmateriell, um in einer Zeit zu gefallen, wo man nichts so sehr bewundert, als wenn in einer Secunde zehntausend Töne auf einem Instrument oder in einer Kehle abprasseln. Das thut ihr aber nichts; ihre Zeit wird wiederkommen, denn Poesie ist die Essenz aller Künste — ja, des Lebens selbst! will man etwas recht Schönes sagen, so spricht man: „In dem Bilde, in dem Buch, in der Musik, gar in der Seele, ist viel Poesie." Was so verwebt ist mit dem Sinn und mit dem Schaffen des Menschen —

das ist wie der Frühling, wie das Glück: im Winter und im Elend glaubt man nicht an sie, und siehe! plötzlich sind sie da, hold und bezaubernd wie immer. — Wenn ich dem Frühling diese Prädicate beilege, so geschieht das aus dichterischer Gewohnheit, die aber sehr schlecht ist, wie alle Gewohnheiten in der Kunst; da gilt nichts als Inspiration. — Ich habe hier einen kamtschadalischen Frühling! Regt sich etwa in Eurer Brust ein kleiner Neid, wenn Ihr meinen letzten Brief aus Nizza leset: so versichre ich Euch, daß Ihr ganz umsonst sündigt, meine Lieben! denn ich beneide Euch um Eure prächtigen Öfen. Bemantelt, verschleiert, encapuchonirt, kam ich nach vierstündiger Fahrt dermaßen erfroren hier an, daß ich nach Feuer schrie, und im schweren Mantel herumlief, um die Merkwürdigkeiten von Aix zu besichtigen. Sie sind denn auch nicht von der Art, um mich in Flammen zu versetzen! König Rénés Marmorstatue auf dem Cours, von David, recht schön, aber ein gar zu conventioneller mittelalterlicher König, ohne alle Eigenthümlichkeit; — die in Holz geschnittenen Thüren der Kathedrale, die gothisch, und in der Revolution ganz verwüstet ist; — ihr Thurm, oder vielmehr die Merkwürdigkeit daß man ihr keinen bauen kann, weil der Mistral ihn umreißen würde;

— voilà — O, ich hätte fast eine Hauptsache vergessen! ein Altargemälde, das von König René sein soll. Die zwei Seitenflügel stellen ihn selbst und seine Frau mit einigen Heiligen vor, und die Köpfe sind recht gut. Das Mittelstück ist ziemlich konfus: Moses, Schafe und ein Engel liegen zusammen auf der Erde, und die Jungfrau sitzt auf einem Baum, wie auf einem großen grünen Storchnest und sieht zu. Im Stadthause verwahrt man sein Gebetbuch, das er selbst gemalt und mit Randbemerkungen versehen hat. Es wird auch gezeigt, aber nur zu gewissen Stunden. Eine seltsame Einrichtung! die Bewohner eines Ortes bekümmern sich nicht um seine Sehenswürdigkeiten, und Fremde, die sich darum bekümmern, sollen die Stunden halten, als wären sie Einwohner! Ich kann also nicht das Gebetbuch bewundern oder kritisiren, denn der Gasthof zur Mule noire ist nicht von der Art, um einen längern Aufenthalt in Aix erfreulich zu machen. Der Wirth im Hôtel d'Orient war förmlich entrüstet, daß Personen, welche bei ihm gewohnt, sich entschließen konnten eine Nacht in Aix zu schlafen, ordentlich gedemüthigt fühlte sich der Mann uns eine Mule noire empfehlen zu müssen! Du wirst nun meinen, Aix sei ein winziges Nest. Es hat doch 24,000 Einwohner und könnte noch einmal so viel fassen; aber

es sieht todt und arm aus, und hat mit seinen Grafen Glanz, Reichthum und Bedeutung verloren. Unter Ludwig XIV. war der Graf Grignan Gouverneur der Provence; da flogen viele von den Briefen der Frau von Sévigné hieher, wenn ihr Schwiegersohn die Etats hielt und ihre Tochter ihn begleitete. Und die schöne Gräfin Grignan, die kluge kühle Schülerin von Descartes, ließ sich aus ihrer philosophischen Höhe nur grade so weit herab, um sich mit den Briefen ihrer Mutter ein wenig die Zeit zu vertreiben. Mir sind diese Briefe darum sehr merkwürdig, weil sie zeigen, daß bei Briefen der höchste Reiz in der Form — nicht im Inhalt liegt. Jene ist unvergleichlich durch graziöse Nachlässigkeit; dieser besteht aus eleganten Klätschereien und den Fadaisen der Mutterliebe — und seit anderthalb Jahrhunderten suchen diese Briefe eine Rivalin. Das Schloß Grignan liegt als Ruine tiefer im Lande, und die Familie ist ausgestorben, wie so viele von den alten. An ein andres provençalisches Schloß knüpfen sich nicht solche patriarchalische Erinnerungen. Aus Schloß Mirabeau ging der Tribun hervor, welcher der ersten Periode der Revolution durch seine feurige Beredsamkeit die Bahn wies, und in Aix kaufte er die Tuchhandlung, die ihn befähigte zum Deputirten der Stadt gewählt,

und ein Mitglied des tiers-état zu werden. Mirabeau hatte prächtige Gaben und eine glühende Seele: damit kann man sich einen Platz wählen, wo man will — und man wird ihn immer zu behaupten verstehen. Aber in meinen Augen hat Mirabeau einen Fehler, den alle seine Talente nicht aufwiegen: er war käuflich! dadurch ist er für mich entadelt. Ich vergebe Alles, jede Leidenschaft, jede Schwäche, jede Sünde, jede Thorheit, nur nicht zwei Dinge: Bestechlichkeit und Heuchelei. Dann ist es vorbei! dann kann ich nicht mehr bewundern, nicht mehr lieben, nicht mehr ehren. Hohle Hand machen, käuflich sein, mit seiner Herzensmeinung spekuliren und wuchern — stimmt mich eiskalt. Mirabeau ist wol ein Mensch, für den man sich enthusiasmiren kann; ich bin es nicht im Stande, blos deshalb — und vielleicht auch deshalb scheinen mir nicht alle seine Worte so unerhört geistreich und treffend, wie man es zu seiner Zeit fand, z. B. das berühmte „La patience, messieurs, est la vertu des ânes.“ Das ist doch falsch! er hätte sagen müssen: „est le défaut des ânes:“ denn die ganze natürliche Allüre der Trägheit ist Geduld. In der mächtigen feurigen Seele ist die Geduld eine Tugend. — Dies ist nun Aix, mein liebes Clärchen! gefällt es Dir? das wäre mir lieb; mir gefällt es nicht

sonderlich. Ich glaube, es geht der Provence wie den Troubadours: denen gefällt sie am Besten, die nichts von ihr kennen als ihren Namen. Ich umarme Dich.

## Siebenter Reisebrief.

Avignon, 7. April 1841.

Fratello! Zehn bis zwanzig Mal bist Du mehr oder minder heftig verliebt gewesen — hoff' ich sehr! denn wenn Du es nicht gewesen wärest, wenn Du Dein Leben in jener Schwerfälligkeit verbracht hättest, welche den Männern ohne diesen Stimulant eigen ist, und durch welche sie eben so viel Aehnlichkeit vom Murmelthier als vom Menschen haben: so würde mir das Deinetwegen sehr leid thun. Nun sage mir, hast Du Dich je in einer dieser erhöhten Stimmungen für Petrarca's Sonette begeistern können und bin ich etwa ein Murmelthier, das noch nicht zu dem Zustand erwacht ist, um den holden Dichter zu begreifen? Ich habe ihn deutsch, ich habe ihn italienisch versucht; ich schäme mich es zu gestehen — aber er schläfert mich ein.

Seine sanften Verse, die wie Wellen steigen und fallen, klingen in mein Ohr, wie ein Wiegenlied; doch mehr für den Leib als für die Seele, denn sie machen mich mehr schläfrig als still. Ach, wenn sie still machten, das wäre gut! Wie oft habe ich die Iphigenie genommen und gelesen: „Noch einen! „reiche mir aus Lethes Wellen den letzten kühlen „Becher der Erquickung! bald ist der Kampf des „Lebens hinweggespült“..... — Sieh, das macht still, ich weiß nicht warum, denn Orest steht mir nicht näher als Petrarca. Im Gegentheil! die Oresteischen Qualen sind mir fremd, und Petrarca's mein' ich zu verstehen, so gut wie jeder Mensch. Aber er hat nicht gewußt, ihnen Wahrheit zu geben; ich glaube ihm nicht, wenn er klagt; ich möchte ihm immer zurufen: „O mein Herr, sie sind viel zu klug und viel zu fein, um sich recht bitterlich zu grämen.“ Dem Orest glaube ich Alles! der ist müde, der ist zerbrochen, der ist wund um und um! der sehnt sich nach Ruhe und wird umgetrieben vom Krampf des Lebens! o, der hat wirklich gelitten — und doch lebt er nur im Drama, während Petrarca im wirklichen Leben gelebt hat — aber gar zu theatralisch, immer en scène, immer seinen großen Mantel malerisch über die Schulter schlagend, ehe er anfing, ein Sonett zu singen. Er wußte zu

sehr, daß er ein großer und berühmter Mann war, ein Mann, auf den Europa hinblickte mehr als auf irgend einen seiner Zeitgenossen. Dies Bewußtsein hat ihm geschadet, hat ihn gehindert, sich sorglos seinem Genius zu überlassen. Ich meine, der große Künstler muß sich und seinen Ruhm, und die Bewunderung der Welt vergessen, wenn er ans Schaffen geht, ohne Furcht gemein oder trivial zu werden. Dagegen schützt ihn ja eben sein Genius weit besser, als der auf ihn gerichtete Blick der Menge. Petrarca benahm sich immer mit der Muse, wie ein Mann aus der guten Gesellschaft sich mit einer Frau benimmt, die ihn interessirt. Er warf sich ihr nicht zu Füßen, er umschlang nicht ihre Knie — nun gar in ihre Arme sich zu werfen, durfte er sich beileibe nicht erlauben! und darum hat sie ihn auch nicht getröstet, darauf verlaß Dich. Ach, die arme Muse! gründlich trösten kann sie überhaupt nicht; aber doch momentan das Herz erleichtern. Petrarca's Herz jedoch wurde erleichtert durch sein bewegtes reiches Leben, voll Ehre, voll Wissenschaft, voll Verdienst, voll Patriotismus und Thätigkeit; und der Petrarca verdient in meinen Augen weit mehr den Lorbeer auf dem Capitol, als Lauras liederreicher Verehrer. Ihm selbst ist es auch wahrlich nicht zu verdenken, wenn er den Lauro

endlich lieber hat als die Laura. Es würde wol Jeder die Geduld mit einer Frau verlieren, die immerfort in the family way ist! Herr Hugo de Sade mag sich ohne Zweifel herzlich gefreut haben über seine elf Kinder, und mag sehr glücklich gewesen sein mit seiner eben so zärtlichen als tugendhaften Gattin; doch für Petrarca scheinen mir all die lieben Kleinen etwas unerfreulich. Für Laura ist es indessen ein eben so großer Ruhm am päpstlichen Hof zu Avignon, in sittenloser Zeit, als treue Gattin gelebt zu haben, als von Petrarca besungen zu sein. Petrarca verließ auch Avignon, wahrscheinlich sobald er die völlige Hoffnungslosigkeit seiner Liebe eingesehen, und begann, vielleicht um sich zu betäuben, seine Reisen durch Italien, Deutschland, Frankreich, mit denen er bald politische Sendungen, bald wissenschaftliche und gelehrte Zwecke verband; und es ist wol schön zu denken, daß ihn die hoffnungslose Liebe zum großen Mann gemacht hat, was eine sogenannte glückliche vielleicht nicht gethan. Wenn er dann nach Avignon zurückkehrte, um den Papst zu bewegen, seinen Sitz wieder in Rom aufzuschlagen, in der Stadt des Apostels und der Märtyrer, in der Mitte Italiens, welches jetzt von Factionen zerfleischt wurde — so sah er immer Laura wieder; doch nie anders als mit einem ge-

wissen Gepränge, von Frauen umgeben, bei Festen, am Hofe oder in der Kirche. That sie das, um ihn zu blenden, oder um ihn fern zu halten? Man erfährt gar zu wenig von ihr aus seinen Sonetten! Was empfindet sie, oder empfindet sie nichts für ihn? War sie tugendhaft, oder war sie nur eitel? Es scheint, als hätten sie sich nie gesprochen, als hätte sie ihn nur durch ihre Blicke beseligt oder vernichtet. In sechs Sonetten feiert er das Glück, ihren Handschuh aufgehoben zu haben; zu welchen Entzückungen hätte ihn ein holdes Wort begeistert. Ich mag immer gern den Leuten ins Herz sehen, und einigermaßen wissen, wie es darin zugeht. Sehe ich nichts als eine Robe, prächtig von Sammt und Seide, so stimmt mich das gleichgiltig. Am Charfreitag, 1327, 6. April, sah Petrarca Laura zum ersten Male in der Kirche. Er war damals drei und zwanzig Jahr alt, und sie auch ungefähr, und bereits vermählt mit Herrn Hugo de Sade. Ich lief noch heut Abend gleich nach unserer Ankunft umher; ich wollte durchaus jene Kirche entdecken. Hernach erfuhr ich, daß sie bereits zerstört ist, wie auch Lauras Grab, welches die gräßliche Pest von 1348 ihr bereitete. Von ihrem Hause, oder von dem ihres Vaters, des Herrn Audibert de Noves, existirt keine Spur mehr. Der Fußtritt des Menschen

verwest gar leicht. Petrarca starb erst 1374. Er war nicht blos mit allen Gelehrten, sondern eben so sehr mit den Fürsten befreundet, mit den Viscontis, mit Franz Carrara, mit König Robert von Neapel. Es war eine Ehre, ihn bei sich zu empfangen. Selten hat ein großer Mann bei seinem Leben solche Huldigung genossen, solche Anerkennung gefunden, und über solche Nacheiferung sich freuen dürfen, als Petrarca. Ach dagegen der alte Dante! wie der umher irrte! wie der die Stufen zum fremden Hause so steil, und das Brot der Gnade so hart fand! wie der sich nicht zurechtfinden konnte am Hof Con grandes und sich unbehaglich fühlte in Gesellschaft der Höflinge! wie der erliegt unter seinen Schmerzen! — „nessun maggior dolore, „che ricordarsi del tempo felice nella miseria.“ In dem Worte liegt mehr Leid, als in sämmtlichen Sonetten Petrarca's. Der Mann ist zu Hause im Schmerz; ihm thut Alles weh, sogar die Erinnerung an das Glück! in seiner Klage ist fürchterliche Wahrheit. Und in seiner Liebe zu der todten unvergeßlichen Beatrice finde ich auch mehr Wahrheit als in Petrarca's Liebe zur lebenden Laura. Dante war verheirathet mit Gemma dei Donati, er ging die hergebrachten Wege der Menschen; doch Beatrice blieb der stralenreiche Schutzengel seines

Lebens. Er macht keine Wortspiele auf ihren Namen, er besingt nicht ihren Handschuh; er erzählt nur, wie er sie als Knabe gesehen und geliebt — und als Jüngling geliebt und verloren hat. Das erzählt er in seiner „Vita nova.“ Und dann erscheint sie wieder in seinem Paradiese! Virgil hat ihn geführt durch Hölle und Fegefeuer; dazu genügen Geist, Kraft und Wissenschaft. Aber den Himmel erschließen, und das Auge öffnen für die Seligkeit des Paradieses — kann nur die Liebe, und an der Hand der Geliebten wandelt er durch die himmlischen Gefilde und versteht ihre Wunder und Mysterien. O du alter, ewiger, tiefsinniger Dante, du hast wol gewußt, was zu Gott führt, und wie dürftig erscheinen neben dir jene Ausleger, welche behauptet haben: Beatrice sei eine Allegorie der Philosophie. Ich liebe nicht in der göttlichen Comödie die Wanderung durch das Paradies; Dante giebt uns keinen festen Standpunkt und keinen klaren Blick; wir schwimmen immerfort in goldenen Wolken, und es ist unendlich mühselig, dabei sein Glaubensbekenntniß und seine Ansichten über Sündenfall, Dreieinigkeit rc. anhören zu müssen. Doch ich rechne nicht ihm diese scholastische Schwerfälligkeit zu, sondern seiner Zeit — in der die Wissenschaft um so höher geachtet wurde, je abstrakter sie

war, und wo jedes Werk einen gewissen theologisch dürren Beigeschmack haben mußte, der eben so nothwendig war, wie zu Voltaires Zeit der spöttisch leichtfertige. Wo Dante sich aus eigenem Antrieb bewegt, da ist er freier als irgend ein Dichter irgend einer Zeit, denn wie ein Weltrichter verweist er in Himmel, Fegefeuer und Hölle, drückt Brandmale und Ehrenkronen auf die Stirne, nicht blos der Todten, sondern seiner Zeitgenossen, und schleudert bei Lebzeiten dies foudroyante Buch in die Welt, stolz, unbekümmert, muthig wie ein Gott. Weißt Du einen Dichter, der eine so mächtige Idee nicht blos gehabt, sondern ausgeführt hätte? ich nicht. Montaigne sagt von Homer: er hat weder ein Beispiel noch einen Rival gehabt. In der Literatur der Modernen paßt das auf Dante — und auf ihn allein. — In Rom, bei einem obskuren Kunsthändler, zu dem ich einmal gerieth, ich weiß nicht wie! sah ich ein Gemälde von einem unbekannten Maler, das die italienischen Dichter darstellte. Alle sahen aus, wie man gewohnt ist, sie zu sehen; nur Dante war nicht so alt wie gewöhnlich, sondern ungefähr im Alter von einigen dreißig Jahren gemalt, so daß er zwar seine tiefen starken Züge und das Gepräge heftiger Leidenschaften, aber nicht die spätere Verfallenheit und Strenge hatte.

Der Leib war noch nicht so aufgezehrt vom Feuer der Seele! Was mir besonders auffiel, war der Contrast seines und Petrarca's Ausdrucks im Auge, in der Haltung, in den Zügen — in Allem. Dante stolz; aber stolz wie Einer! dabei jedoch nicht eine Spur von Prätention, sondern die vollkommenste Gleichgiltigkeit. Dies mächtige Auge blickt nicht freundlich einen Jeden an; dieser scharfe feste Mund lächelt nicht Jedem zu; er hat andere Gedanken als sich den Leuten angenehm zu machen. Petrarca hingegen — ein schönes feines Gesicht, sehr leutselig, sehr einnehmend, aber ungemeln pretentiös, vom Scheitel bis zur Sohle ganz und gar wie seine Sonette. Nun seh ich in Gedanken immer diese beiden Gestalten neben einander, und da wird Petrarca ecrasirt. Ach, wenn es doch möglich wäre, die Dinge zu beurtheilen, ohne sie zu vergleichen! Dann mögten sie aber allzu nebelhaft und farblos sich darstellen, während sie jetzt vielleicht zu starke Lichter und Schatten bekommen.

**8. April.** Schwerer Tag, fratello! aber angenehm, denn Alles hat mich interessirt. Um 6 Uhr aufgestanden, geschrieben; um halb 9 Uhr herumgewandert, über drei Stunden; in aller Eile gefrühstückt und um 12 nach Vaucluse gefahren, das wenigstens drei Stunden von hier ist; um halb 9

Uhr Heimkehr und zu Mittag gegessen. Wie wär's, wenn ich Dir die Ausmalung dieser Skizze überließe? Du würdest es vielleicht besser machen als ich — wenigstens richtiger, denn mir hat Avignon ungemein gefallen, und es sagt doch alle Welt, es sei ein abscheulich schmutziger, ruinirter, trauriger, öder Ort, wo wüstes Volk lebt. Ich sehe auch ein, daß alle Welt Recht hat — aber was kann ich für meinen schlechten Geschmack! Zuerst das: Avignon ist der erste Ort seit Hyères, wo die Gegend aussieht wie von Menschen bebaut. Um Marseille giebt es einige Gärten, doch von dort bis zur Durance hast Du in der ganzen unabsehlichen Ebene keinen Baum. Das Land sieht aus wie eine Wüste so trocken, so dürr, so grau. Der Oelbaum ist zwar der Hauptzweig der Cultur, und ihm sagt grade dieser dürre Boden zu; da er aber im Durchschnitt alle zehn Jahre erfriert und dann dicht über der Wurzel abgehauen wird, so bringen es die Schößlinge niemals bis zur Baumgestalt, sondern bleiben ein Strauch; und damit sind die Felder bedeckt. Die Ortschaften haben immer dasselbe unbehagliche kahle Ansehen, und über diese tristen Gefilde raste der Mistral wie eine Furie dahin. Es erheiterte mich etwas, daß ich mich bei Orgon ungefähr so benahm, wie Attila Schmelzle. Erinnerst

Du Dich Jean Pauls zaghaften Feldpredigers, der da behauptet, sein Pferd gehe mit ihm durch, im Schritt? es ist nämlich hartmäulig und er kann es nicht zum Stehen bringen. Nun, ich übertraf Attila Schmelzle, denn ich dachte, die Pferde gingen stillstehend durch. Sie standen tout bonnement aus fürchterlichster Ermüdung still, nachdem sie ungefähr eine Viertelstunde ihre letzten Kräfte darangewendet hatten, um den gewöhnlichen Trab zu laufen. Der Postillon peitschte und fluchte; sie trippelten nur, und zwar rückwärts, vermuthlich um ihren Widerwillen zu bezeigen. Da der Wagen aber anfing, sich bei diesen retrograden Bewegungen zu drehen, und der Chausseegraben nahe war: so setzte ich ohne Weiteres heraus, um mich aus dieser drohenden Gefahr zu retten. Draußen sah ich nun wol, daß hier Niemand in Lebensgefahr war, als etwa die armseligen Pferde, die zerrieben und abgehetzt Miene machten in Ohnmacht zu fallen. Es wurden andere geholt, und mit einer halben Stunde des Wartens war es abgethan. Wenn ich im Wagen sitze, so habe ich meine Liebhabereien: der Postillon muß gut fahren, die Pferde gut laufen, und der Weg weder sehr schief noch sehr steil sein; unter diesen Bedingungen bin ich heroisch. In Orgon wollt' ich vom Post-

meister wissen, was das Volk eigentlich im Jahre 1814 mit Napoleon hatte machen wollen, als er hier durchreiste nach Elba. Er wollte gar nicht mit der Sprache heraus, rieb sich die Hände, und sagte: „Bah! des bêtises! des bêtises!“ — Es war aber eine Betise von der Art, wie sie sich kein Mensch zweimal gefallen läßt; sie wollten ihn massacriren, weiter nichts! und er mußte als Courier verkleidet mehrere Meilen reiten. Man ist hier sehr royalistisch, nämlich bourbonisch gesinnt, wie überhaupt im südlichen Frankreich; da aber eine eben so große Partei republikanisch ist, so halten sich die beiden im Schach, und das ist ein großes Glück für die gegenwärtige Regierung. Wäre nur eine Partei, oder hätten sie sich momentan vereinigen können, so scheint mir, daß gerade jetzt ein ungemein günstiger Augenblick für eine Wendung der Dinge gewesen wäre. Mit der Erstürmung der Bastille begann die Revolution; als Buße gleichsam für die Willkürlichkeiten, die dort vorgefallen waren, fiel Ludwigs XVI. unschuldiges Haupt, und sein Geschlecht lebt bis zu dieser Stunde im Exil; und jetzt, nach zweiundfunfzig Jahren, wird ganz Paris embastillirt; — das wollen wir uns nicht gefallen lassen. So hätte man sprechen können, und mit dem allervollkommensten Recht. Aber es wird schon

kommen! auf die Dauer werden die Provinzen den Druck nicht ertragen, womit Paris auf ihnen liegt. Paris kommt mir vor, wie eine Dampfmaschine, die Frankreich gehen macht; jetzt wird der Kessel à haute pression eingerichtet, und wenn das fertig sein wird, so wird er platzen; und wir erleben es noch, Contino! — Jenseit der Durance kommt man in das ehemalige Comtat Venaissin, das Ländchen, welches Johanna I. den Päpsten sammt Avignon abtrat, das bis zur Revolution dem päpstlichen Stuhl gehörte und durch einen Legaten regiert ward. Der Rhone begrenzt es im Westen. Durch die Lage zwischen den beiden Flüssen ist es fruchtbarer, baumreicher, als der kreidige wasserlose Theil der Provence, den ich bis jetzt gesehen, und ich freute mich dermaßen über grüne fette Wiesen, und über Alleen von Pappeln und Weiden, als ob ich vor acht Tagen in der Lüneburger Heide — und nicht in Nizza gewesen wäre. Ich habe nicht das Glück, die Lüneburger Heide zu kennen, bin aber überzeugt, daß sie keinen sterileren Anblick gewähren kann, als das Land von Aix bis zur Durance. Avignon sieht äußerst malerisch aus: crenelirte Ringmauer, crenelirte zum Theil abgebrochene Thürme, das alte Schloß der Päpste, halb Residenz, halb Festung, halb Kirche, und mehr wie halb —

Ruine, die Kathedrale auf einer Anhöhe, unten der rasche Rhone, drüben das Städtchen Villeneuve, zu dem, wie zu Trastevere in Rom, ein ponte rotto führt — oder geführt hat; ich versichere Dir, es sieht ein wenig römisch aus und sehr feudalistisch. Drinnen herrscht nun freilich die Desolation, und zwar die ächte: Ruine ohne Poesie, begraben in Schmutz, in Dürftigkeit, menschenleer, obwol es 30,000 Einwohner zählt, trägt Alles in Avignon das Gepräge der Versunkenheit, Menschen und Häuser, Kirchen und Steinpflaster. Wir gingen gestern Abend umher! nie habe ich eine Stadt von solcher Zerfallenheit gesehen. Kleine Häuser, fensterlos; große, mit zugemauertem Thor; Kreuzgänge zerstörter Klöster in schmutzige Höfe — Kirchen in Magazine verwandelt; Thürme, von denen bei jedem Windstoß die Mauersteine herunterkollern, dennoch kläglichen Wohnungen zur Hinterwand dienend, und einen abgebrochenen Schwibbogen über sie ausstreckend wie einen Leichenarm aus einem vermorschten Grabe; Boutiquen von gräßlicher Unsauberkeit; Bilderladen mit uralten vergilbten Kupferstichen, die zu ihrer Zeit recht schön gewesen sein mögen, und mit ururalten Büchern in Schweinsleder gebunden, vor den Thüren ausgestellt auf wackelnden Tischen; — Alles dies von so verschol-

lenem, gespenstischem Ansehen, daß ich mich fragte, ob es hier nicht zugehe wie in der Belle au bois dormant. Ich vertiefte mich bei einem solchen Antiquar, um nach einer gewissen alten Ausgabe des St. Augustin zu suchen, fand sie aber nicht; während der Zeit war es ganz dämmerig geworden, doch nirgends tauchte ein Licht, dieser Pharus der Häuslichkeit, hinter den trüben Fensterscheiben auf, einzelne schlechtgekleidete Männer begegneten uns, und encapuchonirte Weiber bettelten kläglich und zudringlich. Ich machte lange Schritte! Im Hotel hatte ich ein mächtiges Feuer in einem mächtigen schwarzen Marmorkamine, das noch brannte, nachdem ich längst zu Bett gegangen war, und das dunkle Schatten und grelle Lichter auf die rothen Vorhänge warf. Ich dachte an all die Scheiterhaufen, die hier geflammt, an all die Hexen und Ketzer, die hier Torturen unter den Päpsten gelitten hatten, an all das Blut, das hier geflossen ist in der Revolution, an Marschall Brune, den das Volk drüben im andern Gasthofe massacrirt hat, 1815 aus legitimistischer Rachsucht — und die Schauer dieser Erinnerungen machten es mir vollkommen begreiflich, daß gleichsam eine lange Trauerschleppe ihnen nachziehen und diesem Ort eine unheimliche Düsterheit geben müsse. Ich sah vor Augen die Jammergestalten, die Henker, die Fol-

tern; spukhaft und verzerrt huschten sie in der flackernden Beleuchtung dahin, und ich war herzlich froh, als ich endlich spät einschlief. Mich grauete, wie oft, so um nichts, ich kann wenigstens keinen Grund angeben; aber dann gehen Geister um mich herum, gewiß! und wenn es auch nur die Geister meiner Gedanken sind. Heut aber kommt mir das Alles gar nicht mehr gespenstisch vor, sondern es ist mir nur angenehm, daß Avignon in so vollkommner Harmonie mit seinen Schicksalen ist, und daß ich mir diese so lebhaft vor die Seele führen kann. — Die ehemalige Residenz der Päpste ist jetzt größtentheils in eine Caserne verwandelt, und wird zu dem Behuf auf- und ausgebaut, ohne Styl, ohne Geschmack, eben nur fürs Bedürfniß. Einige alte Fresken in Giottos strenger Manier — angeblich von ihm selbst — sind an Wänden und Decken von zwei Kapellen erhalten, die aber selbst nichts weiter als vier Mauern haben; denn die Revolution ist mit ihrer wildesten Raserei hier losgelassen, und Jourdan coupe-tête hat an einem Tage in einem schmalen Gang dreihundert Menschen erschießen, und zu gleicher Zeit in einem Thurm zweihundert köpfen lassen. Das Blut dieser letzten klebt noch jetzt wie ein breiter bräunlicher Streif an der Mauer. Dann erbrachen sie die Gefängnisse und Gemächer der

Inquisition und verwüsteten diese traurigen Kerker, von denen einer mit Inschriften bedeckt ist, die mühselig in den Stein gegraben und, immer Klagen oder Gebete aussprechend, von armen Gefangenen herrühren, welche eine gefolterte Existenz mit einem qualvollen Tode beendeten. Manches von dem Gemäuer ist durch Pulver gesprengt, vielleicht um es völlig von der Erde zu vertilgen, und wie es jetzt ist, kann man gar keinen Zusammenhang in das Gebäude bringen. Es macht einen verwirrten desolaten Eindruck von gewaltiger Größe und festungsähnlicher Stärke. Von Ueppigkeit und Schwelgerei ist nicht die geringste Spur mehr vorhanden, und sie zeichneten doch eben so sehr die Regierung von Clemens VI. und Clemens VII. aus als Johann XXII. seine Hexenprozesse und Beghardenverfolgung und die kolossale Habsucht, mit der er ein Vermögen von dreihundert Millionen sammelte, welches für jene Zeit ein unerhörter Schatz war. Einen großen schweren, dachlosen Thurm nennt man den Kerker von Cola di Rienzi. Weiß Gott, ob er's war! man kann sich nicht auf die Erzählungen der Custoden verlassen. Sie lernen die erste beste Beschreibung auswendig und beten sie gedankenlos wie ein Paternoster ab. Nachdem sein erstes Tribunat durch Flucht vor dem mißvergnügten römi-

schen Volk beendet war, lebte Rienzi allerdings gefangen in Avignon, und da er ein so kluger und gelehrter Mann war, hätte er, däucht mir, in der Abgeschiedenheit zur Erkenntniß kommen und nicht zum zweiten Mal darauf eingehen sollen in die Fußtapfen der Gracchen zu treten. Aber das ist leicht gesagt und schwer befolgt! wer einmal geherrscht hat, kann die Entbehrung der Herrschaft nicht verschmerzen. Ich glaube, es kommt daher, weil der Herrscher den Traum der höchsten Freiheit träumt, und das ist Menschen von großer Kraft und hohen Gaben der liebste Genuß, weil sie dadurch zur vielseitigsten Entwicklung gelangen. Man meint vielleicht: aber es ist doch nur ein Traum, und die Verhältnisse legen oft dem Herrscher die Rolle des Sclaven an. Ich weiß wol! allein der Opiumrausch — giebt er etwas Anderes als selige Träume, und kann derjenige ihn entbehren, welcher sich einmal diesem Genuß hingegeben? Rienzi bezahlte die Liebe für seinen Traum mit dem Leben, wie ein ächter Opiumesser. — Von einem nackten Felsen neben dem Schlosse übersieht man weit und breit das große fruchtbare Rhonethal, das noch viel ausgerissene Bäume als Spur der letzten Ueberschwemmung zeigt. Damals ist die ganze Ebene in einen See verwandelt gewesen, und die Dampf-

boote sind kreuz und quer von Ort zu Ort darüber hin gefahren, um die Einwohner zu retten, die ihr Hab und Gut in den Wässern untergehen sahen. Jetzt fuhr das Dampfboot friedlich und mühselig den reißenden Rhone hinauf nach Lyon. Man bemüht sich auf dem Felsen eine Promenade anzulegen. Was mir am besten gefiel, war die Aussicht auf die Basses-Alpes, die prächtig beschneit ihre scharfen weißen Linien im Osten gegen den hartblauen Himmel abschnitten. Wären sie nicht gewesen, so hätte ich mich in Nord-Deutschland glauben können: Klima, Vegetation, Himmel — genau wie dort. — Auf der andern Seite des Schlosses liegt die Kathedrale, gothisch, doch ohne Schönheit und Harmonie; dann mache ich mir nichts daraus! Ueberdas von einer Kahlheit im Innern, die mich frösteln macht! ohne Altäre, ohne Gemälde, ohne Schmuck, von oben bis unten abgeweißt. Die Kirchen haben in der Revolution alle dasselbe Schicksal gehabt: die kleinen sind niedergerissen, die großen verwüstet, dann, als man es nicht mehr für eine Schmach hielt zu beten und an einen Gott zu glauben, der die Schwachen tröstet und die Weisen führt — erbaute man gleichsam Nothkirchen, Nothaltäre, so wie man Nothbrücken baut, und seitdem hat Frankreich so viel zu thun

und Geld auszugeben gehabt, daß es bei den Rothkirchen geblieben ist. Erst mußte es Europa erobern, so weit es ging, dann das Eroberte verlieren, und jetzt seit elf Jahren sich bemühen ganz Europa zu beseligen durch seine Freiheitsprojekte, welche gegenwärtig auf die Pariser Fortifikation gestützt, beweisen werden, wohin dieser großsprecherische Liberalismus führt und wem er zu gut kommt. Neulich schrieb ich an Clärchen: „ich hasse den französischen Nationalcharakter;" das war im Grunde ein falscher Ausdruck, denn wie sollt' ich's wol anfangen, um dies armselige Volk zu hassen, dem man seinen alten Gott und seine alten Könige genommen — und ihm dafür nichts gegeben hat, als vague Ideen, die ihm den Kopf verwirren und den Magen nicht füllen. In der Bibel steht, kein Vater gäbe seinem hungernden Sohne statt eines Fisches eine Schlange; — hier geschieht ungefähr so etwas: statt Brot hat das Volk Journale. Sieh, das wollt' ich sagen: die Pariser Journalistik, die das Volk verdirbt, indem sie es konfus macht — die hasse ich, und mein einziger Trost ist der, daß sie wie Göthes „Zauberlehrling" so viel Wasser ins Haus tragen lassen, bis sie es nicht mehr werden bändigen können und darin umkommen müssen. Wenn Du wüßtest, wie das Volk arm aussieht!

wie in Italien — doch ohne die italienische Insouciance, und daher viel beängstigender! Ueberdas gelten weder Kirchenstaat noch Neapel für wohladministrirte Länder, während Frankreich den Ruf hat. Heut ist Charbonnerstag, hoher Festtag der Katholiken; in der Kathedrale funktionirte der Erzbischof vor ungefähr hundert schmutzigen Weibern und eben so viel zerlumpten Buben. Männer in der Messe zu sehen, erwartete ich schon gar nicht; aber doch auf der Straße, sonntäglich gekleidet. Nichts! Bei uns Sonntags in der Kirche oder auf der Straße, in der Stadt wie auf dem Lande, wie reinlich sehen die Leute aus, wie anständig. Ich habe hier nicht einen einzigen Mann erblickt, der ausgesehen hätte, wie ein gesetzter Bürger oder ein wohlhabender Handwerker. Existirt eine solche Classe nicht, oder nur nicht in Aix und Avignon? ich will Letzteres hoffen! hier sehen die wie Gesindel aus, welche ein Gewerbe treiben. Ich finde das ein schlimmes Zeichen! sie haben die derbsten Fäuste; wird der Kopf montirt und der Magen rebellisch, so sei Gott denen gnädig, welche von diesen Fäusten angepackt werden. Alles hat hier die Tendenz der Centralisation, welche das Beispiel von Paris anregt; einige Fabrikanten, einige Kaufleute in einzelnen Städten erwerben insolente Vermögen; doch

die Spuren eines allgemeinen Wohlstandes aller Classen habe ich bis jetzt nicht entdeckt, und ich dächte, das müßte das Kriterium in einem Lande sein, das mit Freiheit und Gleichheit prahlt. Hungern muß kein Mensch, lieber Dinand, allein regieren müssen nur sehr wenige; und wer den Leuten weis macht, sie hätten Alle drein zu reden, wie man sich beim Regieren benehmen müsse, der thut ihnen einen schlechten Dienst, sei es aus Unverstand, sei es aus heuchlerischen egoistischen Absichten. So denk ich. Sind das absolutistische Gesinnungen? Meinetwegen. Auf den Namen kommt mir's gar nicht an! in die Namen hat man eine so unerhörte Confusion gebracht, daß man die Despotie von ein Paar Kammern Liberalismus — und die Herrschaft eines Königs Absolutismus nennt. — Ungefähr mit diesen Gedanken stieg ich in den Wagen, um nach Vaucluse zu fahren. Da vergingen sie mir total! ich dachte .... rathe, woran ich dachte! — an den Wurstwagen, auf den Onkel Berg uns vor Olims Zeiten packte, uns vier, und etwa noch ein Paar Kameraden, so daß wir saßen, hingen, schwebten, ich weiß nicht was! während er uns über Stock und Block kutschierte, daß wir so hoch flogen. Und je ärger es stieß, desto größer war der Spaß. Kinder sind glückselige Creaturen,

weil Alles sie so übernatürlich amüsirt. Nun, ein holpriger Weg, tiefer liegend als die Felder zu beiden Seiten, rechts und links Graben mit abgehaunen Weiden eingefaßt, und ein fürchterlich hart fahrender, stoßender, schmaler Wagen machte mir heut die Fahrt sehr unbehaglich. Der eigentliche Wagen des Landes ist ein zweirädriges, sehr leichtes Cabriolet, womit man fährt wie der Wind und die Püffe weniger empfindet. Säße der Kutscher unten auf dem Fußbrett, wie bei einer neapolitanischen Colossine, so wär' es mir sehr recht gewesen; das läßt aber die Gleichheit nicht zu und er sitzt ebenfalls auf der Bank, in der Mitte. Ich dachte es mir unerfreulich, ein solch blau beblouſtes Wesen, so zu sagen, auf dem Schooße zu haben, und so gerieth ich denn in diese rädernde Kalesche, und kam nicht eher zur Besinnung, als bei Vaucluse — ich meine nicht bei dem Dorfe dieses Namens, sondern sechshundert Schritt weiter bei der Quelle der Sorgue, der eigentlichen Vallée close oder Val chiusa, woraus Vaucluse entstanden ist. Eine senkrechte Felswand im Hintergrund, rechts und links Felsen, kalkig, gelbbraun, seltsam zerbröckelt wie Gemäuer, zwischen ihnen die Sorgue in Kaskatellen aus dem Bassin herabstürzend, das am Fuße jener steilen Hinterwand liegt und aus unter-

irdischem Quell genährt wird — dies Alles im kleinen Maßstabe, nicht wie die Schweiz, nicht wie Tyrol; das ist Vaucluse. Dennoch ergriff es mich über alle Erwartung. Aus dieser Oede, aus dieser Einsamkeit ging Petrarca hervor, in die Welt, in die Unsterblichkeit; „sic itur ad astra!" Heut früh, im Garten der Invaliden, fand ich diese Worte über eine lange Liste von Daten geschrieben, welche Napoleons Biographie enthielten — arme rührende Fresken, mit Kohle auf die weiße Gartenmauer gemalt. Sie fielen mir in Vaucluse ein. Fast ein halbes Jahrtausend trennt die beiden Männer; beide trugen den Lorbeer, beide waren der Mittelpunkt ihrer Zeit, der Eine Fürst des Friedens, der Andere des Krieges, beide gaben ihrer Zeit einen frischen Schwung, und beide kamen mit zermartertem Herzen — auf sehr verschiedene Weise, aber redlich zermartert — über den Sternen an. Und ich dachte an die tausend und aber tausend zermarterten Herzen, von denen nicht die Welt und die Jahrhunderte sagen werden: „sic itur ad astra!" und die dennoch im Verborgenen denselben Weg gehen mögen. O fratello! es mag eine gar herrliche Gesellschaft droben versammelt sein, über den Sternen! glaubst Du wol, daß wir auch dahin kommen werden? in aller Stille, nicht wahr? —

Hier also hat Petrarca die Einsamkeit versucht, ohne sie ertragen zu können. Von großem Schmerz gedrückt meint man wol, sie allein gebe Ruhe, und jeder Contact mit der Welt thue weh. Letzteres ist ganz richtig; jede Berührung, und sei es die einer Rose oder eines Blicks oder eines Lüftchens thut dem weh, der gerade verwundet ist, aber in der Einsamkeit hat man keine Zerstreuung und sieht nichts als die Wunde, und hört nichts als die eigene Klage, die das Echo tausendfach zurückhallt; davon kann Keiner genesen. Im Grunde ist der Mensch immer einsam, denn seine tiefsten Leiden und seine höchsten Freuden theilt Niemand mit ihm, Niemand, nicht der geliebteste Mensch, wenigstens nicht so, wie man's begehrt: also muß man ohnehin schon auf genug Einsamkeit im Leben sich gefaßt machen. Je weher die einem Menschen thut, um so mehr wird er suchen, sich zu bewegen — wie der Kranke sich im Bett wälzt, um eine Lage zu finden, die ihm behaglich ist. Petrarca, Alfieri, Rousseau, Byron — in welcher rastlosen Bewegung waren sie, wenn die geistige Thätigkeit einen Moment nachließ! welch Pilgern, welch Wandern, welch Schweifen — sei es durch Alpenthäler, sei es durch Europa; der Eine diplomatisirend, der Andre botanisirend; Alfieri kauft Pferde, Byron schwimmt;

auf einem und demselben Platze bleibt Keiner. Es waren alle vier Menschen mit wundem Herzen — sic itur ad astra! Die dicken, gesunden, handfesten Herzen — was machen sie? wo bleiben sie? fratello, das weiß ich nicht, und sie gehen mich auch nichts an. Was sollt' ich mich um die grämen, die sich nie grämen? — Wie sie braust, die kleine Sorgue, wie sie grünlich=weiß schäumt, und sich ganz benimmt, als sei sie ein Gletscherbach! Vielleicht ist sie's, man weiß nicht ihren Ursprung. Ach, und wie ich so einen rauschenden Bach liebe, wie ich ihm zuhören kann, stundenlang, und wie ich so gar nichts dabei denke. Es ist ein seliger Zustand, gar nicht zu denken, und man kommt so selten dazu! bald hat der Kopf, bald das Herz seine Beschäftigung, und das macht die Gedanken, die immer wach, immer munter, bald klug, bald dumm, heut gut, morgen taugenichtsig sind, und unsägliche Arbeit machen — ein aufwieglerisches, tolles, thörichtes Geschlecht! Das rauschende Wasser, das Meer und der Bach magnetisiren mir die Seele — ich kann's nicht anders beschreiben; das Gewirr legt sich, der Tumult verhallt, es wird still, ganz still, ich horche auf etwas, was mächtig lauter ist, als meine Gedanken, und was mir eben deshalb die ganze Seele überflutet. Die Frau Rath, erzählt Bettina, hat

sich den Himmel als den Ort vorgestellt, wo sie ihr Festtagskleid als Alltagskleid tragen würde; ich stell' mir vor, daß es ein Ort ist, wo ich an einem harmonisch rauschenden Strom sitzen werde — in welchem Habit, ist mir einerlei. Das Wasser der Sorgue war sehr hoch; bisweilen soll es ganz flach sein. Kommst Du einmal her und findest es matt und klein, weder sprudelnd noch rauschend, so denke nur nicht, ich hätte gelogen. Eine liebliche kleine Trauerweide, halb vom Sturm umgerissen und über's Wasser gebogen, die ihre langen schmiegsamen Zweige wie aufgelöstes Haar trostlos flattern ließ — wird auch vielleicht Niemand nach mir mehr sehen; und sie war doch sehr graziös, recht wie die Hamadryade, die dem entfliehenden Flußgotte nicht folgen kann. Bei der Heimkehr machte ich ein Lied; und dies sind meine faits et gestes in Avignon. Ade. Gott segne Dich.

## Achter Reisebrief.

Nimes, 9. April 1841.

Die Römer! das war ein Volk! was die aufrichteten, steht! was die anfaßten, bleibt! wo die hintraten, war's fest! in all ihrem Thun war Mark und Sinn: das ist der Stempel des Lebens — und darum ist dies Gepräge eines ewigen Lebens ihren Schöpfungen beigesellt. Die römischen Monumente hier herum sind es werth, daß man dies traurige Land besuche; sie sind ganz wunderschön, und sogar vollständiger als die italienischen z. B. der Aquäduct, den man pont du Gard nennt — theils weil er in alten Zeiten die Quelle über den Fluß fortführte, theils weil man in neuen eine wirkliche Brücke an seine mächtigen Pfeiler gelehnt hat. Wie liebe ich die römische Wasserprofusion und die Sorge überall gutes Wasser hinzuschaffen! es ist

nicht blos angenehm für Bäder und Fontänen, es ist so nützlich und wohlthätig, setzt Gewohnheit der Reinlichkeit voraus, befördert sie, und kommt den Aermsten zu gut wie den Reichsten. Dergleichen nenne ich liberal! In Paris, hör ich, giebt es kein andres Wasser, als das ekelhafte der Seine, und das muß man kaufen! folglich wird sogar die Reinlichkeit, das dringendste Lebensbedürfniß, ein Monopol des Reichthums. Da waren die Römer andre Leute! und sogar die Terroristen, die in der Revolution nichts schonten, Kirchen, Schlösser, Klöster niederbrannten und verwüsteten, haben vor ihren Monumenten Respect gehabt und sie nicht zu vertilgen gesucht. Doch was sage ich „sogar die Terroristen!“ das sind nicht die Aergsten, und wenn sie gewüthet haben, so geschah das wenigstens in der Wuth, was gewiß eine große Entschuldigung ist. Die ächten Terroristen sind eine Gesellschaft ehrenhafter Spekulanten, bekannt unter dem Namen la bande noire, welche alle Gebäude aufkauft, die unbewohnt oder Ruinen sind, sie der Erde gleich machen läßt, und dann ihre Steine und den Boden, worauf sie gestanden, verschachert. Auf diese Weise sollen die schönsten Ruinen täglich mehr und mehr aus Frankreich verschwinden; das Land verliert einen malerischen Schmuck und die Geschichte

diese steinernen Dokumente. Liebste Emy, kennen Sie etwas Unerträglicheres auf dieser Welt, wo doch Manches unerträglich ist, als die Nützlichkeits-Beflissenen — diese Menschen, welche nichts auf der Erde sehen, als ein Rechenexempel, das sie lösen müssen, indem sie die Geldbeutel füllen; nämlich die eignen! die fremden, das ließ ich gelten; denn man dürfte alsdann an ein dévouement glauben. Nützlich zu sein ist gewiß sehr gut, wenn es sich auf hülfreich, dienstwillig und mildthätig sein beschränkt; macht man aber ein System daraus, wo jede Existenz nach ihrem materiellen Nutzen einregistrirt wird, wo man vom Stein wie vom Menschen begehrt, daß sie etwas einbringen sollen, so gut wie eine Ente oder Kuh: so finde ich das eine ganz entadelnde Ansicht, durch welche die Erde in ein Arbeitshaus verwandelt wird. Ich halte etwas von zwei Arten nützlicher Existenz! die erste, welche den Bedürftigen Brot giebt; die zweite, welche andern Bedürftigen Freude giebt. Selig diejenigen, welche Beides verbinden. Aber so eine bande noire ist mir zuwider, wenn sie auch nicht ihre unheiligen Hände an den pont du Gard legt.

Bei Avignon fährt man über den Rhone, betritt das Langue d'Oc und hat die Provence im Rücken. Gottlob! die suche ich in meinem Leben nicht wieder

auf. Wer in aller Welt hat diesem unschönen, dürren, von der Sonne versengten, von dem Mistral vertrockneten Lande, mit ruinirten Städten, mit wüsten Bourgaden, den Ruf der Schönheit beigebracht? Sollten es die Troubadours gewesen sein? ach nein, die sind sehr unschuldig an dieser allgemeinen Mystifikation, denn im Grunde weiß Niemand etwas Andres von ihnen, als daß sie eben Troubadours waren. Oder sollte es die Erinnerung an die alte reiche Selbstständigkeit der Provence unter ihren Grafen sein? ich denke nicht; denn das ist eine Epoche, mit der sich nur die Historiker beschäftigen. Die Thäter sind die Romanciers des vorigen Jahrhunderts, z. B. Florian, der seine Schäferwelt hieher verlegte, und Thümmel seine Abenteuer. Man war dazumal so wenig Reisens gewohnt, so sicher die Orte nicht zu sehen, welche die Autoren beschrieben, als man jetzt ist sie zu sehen, daß man gar keinen Werth darauf legte zu wissen, wie in der Wirklichkeit die Provence beschaffen sei. Dazumal wurde gelesen, um der Phantasie Nahrung zu geben; jetzt liest man rationell und kritisch: man will lernen, man will sich bilden — so oberflächlich, ohne Mühe, ohne Anstrengung; der Schriftsteller soll den übernatürlichen Geist haben durch sein Urtheil und seine Anschauung dem Leser Geist beizu-

bringen, und nebenbei späht man nach den Unrichtigkeiten, die er sich etwa zu Schulden kommen läßt. Glückseliger Florian! dir wurde aufs Wort geglaubt, und ich selbst habe es vor zwanzig Jahren gethan, als ich andächtig die Galathée las. Thümmel kenne ich nicht, daher hätte ich ihn nicht anführen sollen; ich habe nur gehört, er sei nie im südlichen Frankreich gewesen und habe geistreich und leichtfertig darüber geschrieben. Wenn es keine Reisebeschreibung wäre, würde ich's wol lesen! ach Gott, hätten Sie meinen Widerwillen gegen die armen Reisebeschreibungen, so stände diesem Brief ein trauriges Schicksal bevor! — Bei la Foux fuhren wir über den Gardon — so heißt jetzt der alte Gard — auf einer sehr eleganten Drahtbrücke von dorischen Säulen gehalten, und gingen dann eine halbe Stunde höher hinauf, wo der pont du Gard seine majestätischen Arkaden von einem Hügel zum andern über den Fluß wirft. Es sind wieder die ungeheuern Quaderblöcke, ohne Cement auf einander gelegt; zwei Etagen großer Arkaden tragen eine dritte von kleinen Bogen, und diese wiederum die Wasserrinne, die größtentheils noch ihr Dach hat, und in der auch der längste Mann bequem aufrecht geht. Das Schönste finde ich den wundervoll leichten, fliegenden Schwung der Bogen, der doch so fest ist,

daß er bald zweitausend Jahr sich gehalten hat. Der ganze Bau sieht aus wie gemalt, so klar, so rein, so graziös, und er ist von Felsblöcken! hätte ich nie die Tempel von Pästum oder das Coliseum gesehen, so würde ich mich vielleicht weniger über Rousseau verwundern, der beim Anblick des pont du Gard seine Geliebte vergaß; aber total! jetzt finde ich diese Lethewirkung doch noch merkwürdiger als den Bau selbst, so imponirend er ist. Man hat es hier recht bequem die alte und die neue Zeit zu vergleichen: die Drahtbrücke und den pont du Gard; jene, vermuthlich auf eine gewisse Reihe von Jahren vom Ingenieur garantirt — die Freiburger ist es nur auf dreißig Jahr — diese, auf die Ewigkeit gebaut und vermuthlich ohne Garantie; beide sehr kühn, sehr leicht und frei, mit unglaublicher Handhabung des Materials; die eine Sylphenarbeit, die andre Titanenwerk. Man hat die Wahl! ich bin für die Titanen; die wollten in den Olymp, und die Sylphen flattern nur so ins Blaue hinein.

Ein Schäfer hütete am pont du Gard seine Heerde, und Florian fiel mir wieder ein, dessen provençalisches Schäfergeschlecht weiß und rosenfarben von Antlitz und Kleidung einherwandelt. Dieser ehrliche Mann, säbelbeinig und schwarzgrauen Angesichts, trug die hiesige Volkstracht: Inexpressibles

von grobem braunem Stoff, plumpe Schuh, blaue Blouse, und eine ehedem weiße Schlafmütze, die übrigens recht warm und recht bequem schien. Wenn ich nun auch keinesweges darauf gerechnet hatte eine Galathee und ihren Herzliebsten hier zu finden, so muß ich doch gestehen, daß ich auf die unglaubliche Häßlichkeit des Volks nicht gefaßt war. Man sieht nur verwitterte oder brutale Gesichter — je nachdem sie alt oder jung sind, Männer und Weiber! ach, was waren für hübsche Weiber, nicht sowol in, als um Nizza, besonders in dem Städtchen Villafranca! man geht dahin über einen Berg. Wie oft bin ich stillgestanden, der Weiber wegen, welche den Berg herabkamen! sie tragen alle Lasten in großen flachen Körben auf dem Kopf, während sie an der Spindel spinnen, und rasch und leicht bergab gehen. Es gehört große Gewandheit dazu, um dies Alles auf einmal thun zu können, Sicherheit, Ruhe; aber dafür sieht es auch wunderhübsch aus — versteht sich, wenn sie hübsch sind, und das sind nur die ganz jungen. Indessen, da jeder Mensch einmal jung ist, so fehlt es nicht daran; und oft mußte ich an Ihre Mutter denken — was sie für reizende Bilder malen würde! Hier, glaube ich, zerwühlt der Mistral die Gesichter.

Wissen Sie wol, daß ich hier in der Heimath

von Clotilde de Vallon-Chalys bin, und daß die Sachverständigen behaupten, diese liebliche Troubadouresse habe niemals existirt? Von wem die Gedichte herrühren, die Herr von Surville unter ihrem Namen herausgegeben ob von ihm selbst, ob von einer Frau, die unbekannt bleiben wollte — hat man noch nicht ergründet; und darum steht es uns frei, uns für die Existenz einer Clotilde, wenn auch nicht aus dem vierzehnten Jahrhundert, zu erklären; denn mit solcher Freiheit dichtete man damals nicht. Man konnte die Gedanken gleichsam nicht überwältigen, darum häufte man Worte. Was man nicht darzustellen vermogte, wollte man umschreiben. Wenn mir alle hundert Jahr einmal ein philosophisches Buch in die Hand fällt, so muß ich immer an die alten Dichter denken. Beide sind dunkel und schwerfällig, nicht sowol weil sie Tiefe — als weil sie nicht die erforderliche Klarheit in sich haben, aus welcher die Worte wie reines Wasser aus dem Quell fließen. In Clotildens Gedichten ist nicht diese Unbeholfenheit. Sie wären ein Mirakel in jenem Zeitalter gewesen, und man würde sie gekannt haben; denn es war damals nicht Sitte sich hinter einem angenommenen Namen — ich weiß nicht, ob aus Beschämung oder Bescheidenheit oder Zaghaftigkeit! zu verbergen. Herr von Surville hat, um die seltne

Bildung und den hohen Geist seiner Ahnherrin gleichsam zu ergründen und zu erklären, etwas gethan, was in meinen Augen Mißtrauen einflößt. Er hat aus Heloisens Paraclet eine Pepinière gemacht, aus der eine lange Reihe von Frauen hervorgegangen, und unter einander durch Freundschaft und Verwandschaft verbunden gewesen sein sollen, die drittehalb Jahrhundert hindurch Heloisens Geist und Bildung sich mitgetheilt und übertragen haben. Das ist eine Fiction! einen so regelmäßigen Weg gehen diese Gaben nicht. Sie überhüpfen bisweilen ein Glied oder mehrere in der Kette der Generationen, und blitzen an einer andern Stelle auf. Sie verschwinden wie Arethusa und brechen hervor wie sie. Das heilige Feuer lodert immer, allein es läßt sich keine Pflanzschule von Vestalen stiften, um es zu pflegen.

O meine Seele! ich habe Ihnen nun die Clotilde und vielleicht Ihre Vorstellung von der Provence todt gemacht. „The tree of knowledge is not that of life.“ Wissen, sehen, denken — das tödtet, denn es skelettirt und zersetzt in die Bestandtheile; und die Bestandtheile, was sind sie? Staub für die Sinne, und für den Geist die Unermeßlichkeit, in der er zerflattert. Da ist unsre Befriedigung nicht! im Gegentheil! wissen, sehen, denken, forschen macht uns nur noch durstiger, während diejenigen, welche sich gar nicht damit

befassen, recht begnügt sind. Ich würde das recht gern einmal versuchen, wenn ich nur wüßte, was ich dann anfangen sollte? ach, das ist so hart im Leben, daß man nicht umkehren kann, daß man wol neue Wege einschlagen, aber nicht auf dem alten bis zu dem Punkt zurückgehen darf, wo man gern' stehen bleiben mögte, und daß die Unbekanntschaft, mit der wir uns auf die neuen wagen, uns auch kein sonderliches Heil bringt. Nun, vor der Hand ziehe ich weiter im Languedoc. Es sieht ein bischen freundlicher aus als die Provence — oder ist es nur grade Nimes, was mir diesen Eindruck macht, weil es einen schönen, wohlgehaltnen öffentlichen Garten mit prächtigen Kastanienbäumen hat. Ich bin dermaßen ausgehungert nach Bäumen, nach Grün, ich hab dermaßen alle Ansprüche an eine schöne Landschaft fahren lassen, daß dieser Garten mir wie ein Hain der Götter vorkommt. Altrömische Bäder durch eine starke Quelle alimentirt, sind zu einer sehr grosartigen Fontäne umgeschaffen und mit Statuen, Treppen und Balustraden von weißem Marmor reich verziert. Zu einer Gartendekoration ist der Rococo-Styl nicht unerträglich; unter freiem Himmel und schönen Bäumen entschuldigt man die Enormitäten der Kunst — d. h. ich that es heute, weil ich eben mild gestimmt war. Große Kanäle

führen das Wasser weiter in die Stadt hinein, die wahrlich ein großartiges Erbtheil von den Römern empfangen hat. Das herrliche Amphitheater, wohl erhalten und glücklich restaurirt, ist wie der pont du Gard von so harmonischen Verhältnissen, daß man beim ersten Blick nicht von seiner Größe überrascht wird. Die Arkaden sind so leicht geschwungen, das Oval des ganzen Gebäudes ist so graziös! man meint, man müsse es auf den Tisch stellen können, um es genauer zu betrachten, und dennoch haben seine Sitze 25,000 Menschen gefaßt. Ich finde es schöner als die Amphitheater von Verona und Pompeji, eben seiner Verhältnisse wegen. Das Coliseum ist außer der Kategorie! das steht wie auf anderm Planeten, oder andre Sterne bestralen es! der Geist der alten Roma hält unmittelbar darüber melancholisch majestätische Wache. Doch einen so lieblichen Tempel wie der, welcher hier den trivialen Namen maison carrée führt, hat Rom nicht. Dort hat mir keiner diesen schwebenden, seligen Eindruck gemacht. Er sieht ganz aus, als habe er sich vom Himmel auf die Erde herabgelassen, als habe ein lichtvollerer Geist als der menschliche ihn geboren, feinere Hände als die menschlichen seine korinthischen Säulen aufgerichtet, und Architrav und Fries mit Arabesken gestickt. Sie kennen

die alte Legende, der Tempel zu Jerusalem sei erbaut, ohne daß man Axt- und Hammerschlag dabei gehört: das fiel mir bei diesem ein! in tiefer Stille hat der Meister ihn erdacht, und ihn hingehaucht — scheinbar mühelos, wie alles Schöne. Die Ueberwindung der Schwierigkeiten schlage ich in der Kunst nicht hoch an, denn ihr Beruf ist: die Mühsale des Lebens vergessen zu machen, und nicht an sie zu erinnern. Darum finde ich dasjenige Kunstwerk, welcher Art es sei, seiner Sphäre am getreusten, das den Stempel einer mühelosen Geburt trägt. Mühe entadelt. Sie streut Staub auf die Götterstirn. Apoll hat den Drachen überwunden, ohne daß ein Schweißtropfen seine Stirn trübe machte, und Apoll ist der Gott der Künste. O meine Seele! wenn Sie doch sehen könnten, was so schön ist! Sie haben das Auge und das Herz dazu. Zuweilen grämt es mich, daß Sie leben sollen, ohne die tiefe Freude, welche man diesen Schöpfungen gegenüber empfindet, gekannt zu haben. Bisweilen — ja, bisweilen freut es mich, daß ich das Auge bin, durch welches Sie diese Gegenstände schauen, daß meine Worte sie Ihnen verständlich machen und ihre Umrisse tief genug Ihnen einprägen, um Ihnen die Ausmalung leicht zu machen. Und weil ich weiß, daß Sie keinem Menschen so gern zuhören und

folgen als mir, und keinen so gut verstehen als mich, so genieße ich Alles doppelt: erst für mich, und dann mich zurückspiegelnd, für Sie.

**11. April.** Gestern fuhren wir nach Arles und wieder hieher zurück. Das Reisen hat seine Schattenseiten, und besonders die, daß man genöthigt ist zum ersten Mal in ein Land zu kommen. Man weiß nicht aus noch ein. Man thut und läßt, wie Bücher und Menschen es rathen. Man übersieht Wichtiges und hält sich bei Unwichtigem auf. Mein Reisegefährte, der übrigens Frankreich kennt, kannte zufällig nicht Arles, welches im Guide beschrieben ist wie ein zweites Rom. Er schlug mir gestern früh vor, die Fahrt dahin aufzugeben, weil der heftigste Mistral wehte, den wir bisher gehabt. Aber Gott bewahre! ich hätte mir lieber die Hand abhauen lassen, als nicht nach Arles zu fahren. Also hin mit Gott! Man fährt drei starke Stunden durch eine unermeßliche Ebene, die zum Theil noch unter Wasser stand — von vorigem Herbst her. Es ist das morastige Land, durch welches der Rhone in verschiedenen Armen zum Meer fließt, ohne Bäume, wenig Wohnungen, und die meist noch unbewohnt und zerstört. Der Sturm klang wie Donner und machte die ganze Atmosphäre durch zerwirbelten und in die Höhe gerissnen Staub trübe

und krankhaften Ansehens. Dabei war er so kalt, daß der Kutscher sich tief vermummte in einen Mantel mit großem Pelzkragen; von mir sage ich nichts, denn ich weiß, Sie halten mich für douillette. Die Drathbrücke über den Rhone bei Arles knarrte und pfiff dermaßen, daß es unbehaglich war hinüber zu fahren. Indessen war für mich die größte Schwierigkeit die, mich auf meinen Füßen zu erhalten, als es zuletzt ans Gehen kam, denn man kann nicht überall hinfahren. Der Führer sagte uns zum Trost, heute sei der Sturm noch nicht in voller Blüte, die werde morgen kommen, wer dann in Arles auf der Straße gehe, müsse sich platt niederwerfen, wenn so eine bouffée komme, um nur nicht gewaltsam fortgeschleudert zu werden. Was nun die gepriesenen gothischen Monumente betrifft, so beschränken sie sich auf einen Kreuzgang und ein Kirchenportal im byzantinischen Styl; und die römischen, auf Theaterüberreste mit zwei herrlichen Säulen von violettem Marmor, und ein Amphitheater. Dieses hat bei Weitem nicht die glücklichen Proportionen des zu Nimes; die Bogen sind schmaler, die Arena ist enger, der Umbau senkt sich flacher, ist auch ruinirter; als römischer Bau gefiel es mir gar nicht. Doch als ich eintrat — ich frage Sie, ob das nicht hübsch war: was sitzt auf den Sitzen, wo sonst die

Zuschauer saßen, und die jetzt ganz verfallen sind? Gebüsch, Gras, Schlingpflanzen? ja, sehr viel! aber ein Haus, ein kleines weißes menschenbewohntes armes Häuschen! dazu die ganze Arena eine grüne mit Blumen bedeckte Wiese; ein alter Hirt in der Sonne sitzend und Holz schnitzend; eine Ziegenheerde im Gras liegend und auf dem zertrümmerten Gemäuer herumkletternd wie auf einem Felsen; und über den abgebrochnen und eingesunknen Arkaden drei riesige Wartthürme von Carl Martel gegen die Sarazenen erbaut, und diese Ruine zu ihrem Fundament machend. Ich versichre Sie, liebste Emy, als Bild betrachtet giebt dies Amphitheater dem Coliseum nichts nach. Aber das wird aufhören. Das einsame Häuschen ist ein Ueberbleibsel von den zweihundert, die sich im Lauf der Zeit drin und drum wie Schwalbennester angeklebt hatten und über zweitausend Menschen beherbergten; durch die Arena ist förmlich eine Straße gegangen. In Nimes ebenso. Dort hat man bereits Alles fortgeschafft und die nothwendigen Restaurationen gemacht; hier ist man in voller Arbeit. Man wird Wartthürme und Häuschen niederreißen, die Sitze und Treppen säubern und herstellen, die Wiese ausrotten, die Ziegen fortjagen, und ein ordentliches Amphitheater präsentiren. Ich habe nun schon so

viel regelrechte gesehen, daß grade dieses in seiner romanesken Verwilderung mir gefiel. Und dann war es so heimlich darin, so friedlich. Die alten Thürme hielten Wache, daß Niemand herein konnte, sogar der Sturm mußte draußen bleiben. Wie gut hatte der alte Hirt es drin! nichts als Sonne und seine Heerde zu hüten. Das kann nicht schwer sein! Mich überfiel die Sehnsucht hier als Ziegenhirtin leben zu können — aber als wirkliche, ohne andre Beschäftigung und Gedanken, als die Sorge für die netten, muntern Thiere. Ich glaube, die fühlten auch Sympathie für mich, denn eine weiße zierliche Ziege kam traulich zu mir und schnupperte an meiner Hand. Wo ist Befriedigung? fragt' ich vorgestern. O, ich weiß es sehr gut! im engsten Kreise leben, nie heraus und in einen andern treten; nie mehr thun als Pflicht oder Bedürfniß des Augenblicks erfordern, nie mehr verlangen, als was sie gewähren; nicht weiter auf der Erde sehen, als bis zu der Mauer, die Haus und Hof umschließt; nicht öfter zum Himmel blicken, als allabendlich, wenn man zwischen Schlaf und Wachen sein Abendgebet spricht; — sehen Sie, damit kann der Mensch befriedigt sein, denn er steht auf einem Platz, den er ganz ausfüllt. Wenn ich nun da Ziegenhirtin wäre, so würde Alles gut gehen, sobald ich mir nie ein-

fallen ließe, auf die Wartthürme zu steigen und ins Weite zu sehen, über die Stadt und die Ebene nach dem Meer. Sagen Sie, was hat der Mensch für eine unwiderstehliche Neigung, von etwas Hohem herab die Welt zu betrachten? und es ist ihm doch so gar nicht gut! er wird da immer tausend Dinge gewahr, die er nicht erreichen und nicht verstehen kann. Und was ist es für eine verlockende Veranstaltung, daß überall neben jedem Häuschen und jeder Wiese so ein Wartthurm sich befinden muß? Man hat die Vernunft, spricht man, um ihn nicht zu besteigen oder um sich wenigstens nicht droben in Betrachtung und Sehnsucht zu vertiefen. O ja, man hat die Vernunft; doch wer übt sie? Manchen schwindelt oben, Andre haben zu blöde Augen, um sich umzuschauen; das kann man doch nicht Vernunft nennen, wenn sie sich schleunigst von dannen machen? Die Vernunft liegt in den Meisten von uns wie ein Goldbarren — ein unbeweglicher Schatz, den wir nicht zu münzen verstehen. Wissen Sie, welche Fähigkeit in uns am stärksten die Vernunft neutralisirt? Es ist nicht wollen, sehnen, wünschen, fühlen; es ist nicht Geist und nicht Leidenschaft; es ist können. Wer kann — ich meine, wer die Gabe hat selbstständig irgend etwas zu gestalten, sei es eine Statue oder sein Leben — der hält sich für

seinen eignen Herrn, seinen eignen König, seinen eignen Gesetzgeber; der spricht zu sich selbst: dies habe ich gekonnt, warum nicht jenes? oder: was ich gestern konnte, kann ich auch morgen. Und so kommt er denn ganz allmälig zu der Grenze, wo er nicht mehr kann, und wo ihm dann zu Muth ist, als würden ihm plötzlich die verwegenen Flügel geknickt. Er verdient's! wäre er vernünftig gewesen, so begegnete ihm das nicht! heißt es alsdann. Ich habe immer großes Mitleid mit den Menschen, die viel können. Ueber kurz oder lang geht es ihnen übel, und sie haben fast immer kurze jauchzende Freuden und lange Schmerzen. Zum Glück sind sie selten, diese Menschen, denn die Mehrzahl beschränkt sich auf das Thun, und das ist ein guter calmant. Thun und Wissen ohne Können giebt vortreffliche Menschen, grade den Mittelschlag, den die Welt braucht, der immer Sonne hat, eine grüne Wiese, und Schutz vor dem Sturm — so wie ich es als Ziegenhirtin im Amphitheater zu Arles gehabt haben würde. Es fiel mir schwer den stillen heimlichen Raum zu verlassen, und in das Museum zu gehen, welches aus den Ueberresten von Basreliefs, Säulenknäufen, Statuen und dergleichen besteht, die man hier und in der Umgegend gefunden. Ein weiblicher Kopf gefiel mir über die Maßen, obgleich er keine Nase

hat. Jemand hatte mir gesagt, die Frauen in Arles seien ausgezeichnet hübsch; ich gestehe, daß ich keinen Geschmack für die breiten, stumpfen Physiognomien habe, denen ich hier begegnet bin — ebenso wenig wie für Gemälde, die gleichsam mit dem Maurerpinsel hingekleckst und nur auf den Effect berechnet sind. Der bestimmte Schnitt, die zarte Ausarbeitung gefällt mir vorzugsweise bei der antiken Schönheit. Solch ein Kopf, in seiner festen Vollendung, in seinen eigenthümlichen Zügen, ist aus den Händen eines Meisters hervorgegangen, und wenn er lebte, so würde man meinen, die Natur habe ihn mit besondrer Vorliebe behandelt. Was hingegen so breit, so unbestimmt, so allgemein ist, was so aussieht wie eine Fabrikwaare ohne Eigenthümlichkeit, wonach man funfzig Mal hinsehen kann, ohne es sich ins Gedächtniß zu prägen — das ist keine Schönheit. Das kann höchstens dem Einen oder dem Andern gefallen — und ach Gott! was gefiele den Männern nicht! Ich habe keine andre schöne Frau in Arles gesehen, als den naselosen Marmorkopf im Museum. — Von dieser Expedition kam ich etwas unbefriedigt nach Nimes zurück; denn Arles sieht überdas ebenso verfallen und arm als Aix und Avignon aus, ebenso still, ebenso unbetriebsam. Hier ist doch ein bischen mehr Leben

und Thätigkeit; hier sieht man doch ab und an einen anständig gekleideten Menschen auf der Straße. Ich weiß nicht, ist es der Anzug oder ein gewisses polterndes Betragen, was sie unter einander haben, genug das Volk sieht brutal bis zur Barbarei aus. Ach, guter Himmel! die hochgepriesene französische Civilisation existirt in den Federn der Journalisten.

Wir gingen heute im öffentlichen Garten zum Hügel hinauf, der die Tour magne trägt — ein uraltes wunderliches schwerfälliges Gebäude, dessen Ursprung und Bestimmung man nicht kennt und das man aufs Gerathewol römisch nennt; vom Garten aus, als point de vue, macht es sich ganz gut, in der Nähe nicht. Hübsche Wege führen hinauf, schattig und wohlgehalten. Plötzlich bei einer Wendung tritt ein Mensch uns entgegen, ganz anständig gekleidet, und hebt an: „Pardon, nobles Anglais etc. etc.“ kurz, er bettelte und gab sich für einen spanischen Priester aus, der mit Don Carlos das Land verlassen, hielt aber seine Rede in so gutem Französisch, wie ein Spanier es schwerlich über seine Lippen bringt. Bei solchen Gelegenheiten schäme ich mich immer für den Rock, den ein solcher Mensch trägt! Lumpen sind die Livree der Bettelei; wer sich in einem gewissen Stande nicht lieber todtschießt als bettelt, der muß sie auch tragen, damit

man weiß, wie man mit ihm dran ist. Seines Rockes wegen classifizirt man ihn anders. Bei der maison carrée waren wir von armen Weibern mit Kindern auf den Armen umbettelt wie in Italien. Ich hatte mir Polizei und Armenanstalten in Frankreich anders vorgestellt; aber ich glaube, die Polizei hat alle Hände voll, um politische délits zu hindern, zu entdecken und zu bewachen. Die carlistischen Spanier sind hier übrigens mit offnen Armen empfangen — vielleicht wirklich aus Mitleid, vielleicht noch mehr um legitimistische Gesinnungen an den Tag zu legen.

Auf jenem Hügel liegt auch eine Taverne von ziemlich schlechtem Aussehen, die den Namen Cavalier zu ihrem Schild gemacht hat. Der weckt blutige Erinnerungen! Jean Cavalier war der Maccabäus der Calvinisten, welche im Anfang des vorigen Jahrhunderts eine so gräuliche Verfolgung im Languedoc erduldeten, nachdem der „große König" das Edict von Nantes zurückgenommen. Von den Zeiten der Albigenser her waren immer die Berggegenden des südlichen Frankreichs die Stätten, wo die reformatorischen Grundsätze und Lehren besonders viel Anklang fanden. Die Bewohner der Cevennen im Haut-Languedoc, der Alpen im Dauphiné waren sämmtlich calvinistisch, vielleicht weil der Ernst, der

den Bergvölkern eigen ist, sie mehr der ernsten Kirche der Reformatoren geneigt machte; vielleicht weil sie in ihrem einsameren und abgeschiedeneren Leben Muße und Lust zum Nachdenken hatten, und durch die Lehren der Reformatoren nicht gehindert wurden es auf religiöse Gegenstände zu wenden. In den Kriegen der Ligue war der Heerd der Calvinisten im südlichen Frankreich, und sehr zusammengeschmolzen an Zahl, Macht und Ansehen, erhielten sie sich dort ungefähr neunzig Jahr in der beschränkten Freiheit, die ihnen Heinrich IV. durch das Edict von Nantes im Jahr 1598 gesichert hatte. Sein Enkel, der „große König“ war im Mannesalter bereits ein Greis, abhängig von einem Beichtvater und einer intriganten Frau. Pater le Tellier und Frau von Maintenon verstanden sich, um ihre Herrschaft über Ludwig XIV. auf seine Gewissensscrupel zu gründen; er, aus jesuitischem Fanatismus — sie, um dem etwanigen Einfluß einer Montespan vorzubeugen, oder einer andern Dame, für die der König in seine früheren Neigungen zurückfallen könnte, wenn er sie reizender und liebenswürdiger als die kühle, kluge, schlaue und ehrgeizige Maintenon fände. Um ihn beständig in Athem, Unruhe und Spannung zu halten, und um ihm eine Beschäftigung zu geben, für die er sich interessiren mußte, weil sie sein Seelen-

heil fördern sollte, beschlossen sie die Bekehrung der Calvinisten, die sich in eine Ausrottung derselben verwandelte, da die Verfolgten sich nicht bekehren wollten. Scheiterhaufen und Rad spielten ihre Rolle, und Nimes war der Schauplatz barbarischer Hinrichtungen. Jahre lang ertrugen die Calvinisten alle Arten der Verfolgung, wanderten aus, wenn sie konnten oder zogen sich in die Berge zurück, und betrachteten sich als Märtyrer. Als aber Ludwig XIV. das Edikt gab: in Frankreich existire nur die katholische Kirche und wer darauf ertappt werde, die Gebräuche einer andern zu üben, sei als ein Abtrünniger zu betrachten und mit den Galeeren zu strafen; — da brach der Krieg aus, die Calvinisten griffen zu den Waffen, und Jean Cavalier, eines Landmanns Sohn, Bäckergesell und vier und zwanzig Jahr alt, war einer ihrer Führer, und der einzige, welcher militärisches Talent hatte. Er gewann solche Vortheile über die Truppen in Langue d'Oc, daß der König den Marschall Villars, wie zur Ueberwindung eines mächtigen Feindes, dahin senden mußte, und auch dieser verlor ein Treffen gegen Cavalier. Aber die Calvinisten waren nicht einig unter sich. Manche beneideten Cavalier, Andre hatten sich auf das Heftigste fanatisirt. Convulsivische Propheten standen auf und trotzige Puritaner; jene

wollten nur ihren Inspirationen gehorchen — diese nur der Bibel; sie warfen dem Cavalier zu große weltliche Geschicklichkeit und überhaupt weltliche Absichten vor. Hatte er diese wirklich, oder war er muthlos durch die Vorwürfe und die geringe Unterstützung, die er bei seinen Glaubensgenossen fand, genug, es gelang dem Marschall Villars ihn zur Unterwerfung zu bewegen. Jean Cavalier trat mit dem Regiment, das er organisirt hatte, in die Dienste des Königs; aber er entfloh kurz darauf nach England, ward Oberst und starb 1740 auf der Insel Wight. Seine Unterwerfung geschah hier. Als er der Marschallin Villars vorgestellt wurde, bat sie ihn dringend ihr etwas vorzuprophetisiren; ich weiß nicht, ob ihn diese Bitte sehr entzündet hat. Der Krieg war aus; der Calvinismus scheintodt; allmälig, in tiefster Stille erwachte er wieder, bis die Revolution ihm endlich Leben und Freiheit gab. Ob es hier nun Kirchen giebt, reformirte oder katholische, das vermuthe ich nur, ich weiß nichts über sie. Man kann stundenlang in den Städten umher gehen, ohne eine Kirche gewahr zu werden. Daher hat auch der Anblick der Städte selbst etwas Zerflossenes, Breites, Nüchternes — was freilich auch daher rühren mag, daß sie in so unübersehbaren Ebenen liegen. Avignon ausgenommen gewähren

Alle die unmalerische uncharakteristische Ansicht einer Landkarte oder eines Planes. Die freundlichsten Gebäude überall sind Theater und Justizpaläste, immer mit Säulen, Portiken und Statuen verziert, nicht grade immer geschmackvoll, indessen doch augenerfrischend zwischen den ewigen Häusern und Häusern. Man wird ganz stumpf, so bald aus den Massen, welcher Art sie seien, Häuser oder Menschen! nicht einzelne Sommitäten hervorragen und den Blick fesseln. Ja man begehrt sie dermaßen, daß man schon ganz vergnügt ist, wenn sie nur da sind — auch ohne Schönheit. Dann hat man doch den Spaß nach Herzenslust zu kritisiren.

## Neunter Reisebrief.

Montpellier, 14. April 1841.

Ich bin jetzt auf der Jagd nach französischen Kunstleistungen. Avignon und Nimes haben kleine Gemäldesammlungen; hier ist das Musée Fabre, ein prächtiges Geschenk des Malers Fabre an seine Vaterstadt, und zugleich die einzige Sehenswürdigkeit von Montpellier. Ich muß Ihnen ein wenig von den Bildern erzählen: das ist Ihr Fach, meine Emy. Spuren eines alten eigenthümlichen Malergeschlechts, wie die florentinische, die deutsche, die niederländische Schule, habe ich bis jetzt noch nicht gefunden. Die Freskenüberbleibsel in Avignon sind aus Giotto's Schule, und ein Paar Bilder auf Goldgrund im dortigen Museum von Unbekannten; vielleicht haben sie denselben Ursprung. Ob noch mehr dergleichen etwa nach Paris in die Kunst-

sammlungen gebracht, ob sie während der Religionskriege und Revolution vernichtet sind, oder ob keine existirt haben — das habe ich noch nicht ermittelt. Unter Franz I. brachte Primaticcio die Kunst der Renaissance nach Frankreich, nämlich die modernisirte und daher häufig karikirte Antike; so habe ich die Cinquecenten in Italien gefunden; ob Primaticcio eigenthümliche Wege gegangen, werde ich erst später beurtheilen können, nachdem ich die Lustschlösser an der Loire gesehen, die er größtentheils gebaut und mit Malereien geschmückt hat. Unter Ludwig XIV. nahm die Kunst ich weiß nicht welchen theatralischen, conventionellen Pomp an, der seine ganze Zeit in all ihren Productionen bezeichnet. Ich glaube, „der große König" wollte dahinter seine kleinen Schwächen verbergen! — gerade umgekehrt wie die alten Götter es machten, die in Menschengestalt zwischen den Menschen umherwandelten und sich nur verhüllt den Weibern nahten, die sie beglückten: zeigte sich Ludwig XIV. immer in dem majestätischen blendenden Pomp des Zeus, und wenn er auch keine Semele fand, so machte er doch einen so gewaltigen Eindruck auf die impressionable Menge, daß Alle den gewissen olympischen Gang annahmen, um mit ihm Schritt zu halten. Man hielt den Menschen für unwürdig

der Kunstverherrlichung, sobald er nicht ein König war. Man ließ sich malen als Diana, als Minerva, als Apoll ꝛc. Die Dichter schrieben in wunderschönen Versen Tragödien, in welchen mehr Prinzen und Königstöchter auftreten, als je auf der Welt gelebt haben mögen. Es kommt mir vor, als habe man eine so gewaltige Furcht gehabt, gemein zu sein, sobald man natürlich sei, daß man sich mit unübersteiglichen Mauern und Schranken umringte, und jeden Blick und Schritt über sie hinaus stigmatisirte. Man glaubte nur an die Kraft, die Ehre, die Tugend, die Verdienste eines Königs — nicht des Menschen. Gott weiß es, ich liebe nicht die Tenier'schen Bauerschenken und nicht die bürgerlichen Dramen voll tugendhafter Hofräthinnen und nichtswürdiger Amtmänner; was soll in der Kunst die Rohheit und die Misere des Alltagslebens in ihrer dürftigen oder grellen Nacktheit? als Studien lasse ich sie gelten, als Kunstwerke nicht. Die Hofräthinnen sind eben so wenig immer tugendhaft, als die Bauern betrunken und die Könige edel; — aber ich begreife die Zeit sehr gut, welche auf den „grand siècle“ folgte, wo man so excedirt von der Erhabenheit der Könige und Götter war, daß man für nichts Geschmack fand, als für die niedlichen Bilder von Greuze, für diese

herzigen Kinderköpfe mit schönen blonden Haaren, mit frischen seraphischen Augen, die alle aussehen wie Ida, oder wie Tony, oder wie Ihre Mutter sie so lieblich malt. Die Revolution und die Kaiserzeit warfen sich in das heroische Element, und in welchem man sich jetzt bewegt, ist schwer zu unterscheiden: es ist eine Mischung von allen. Man studirt alle Vorgänger, man hat alle Erfahrungen und technische Fertigkeit vor Augen und in den Fingern; es ist jetzt nur die Frage, was man in der Seele habe, und überhaupt ob etwas. Die besten Bilder der Neuen wie der Alten sind natürlich in Paris, und ich habe in Italien gefunden, wie schwer es ist, einen Künstler zu beurtheilen, ehe man alle seine Werke kennt. Uebrigens wissen Sie wol, daß bei mir in allen Dingen nie ein anderes Urtheil stattfindet, als daß ich den Eindruck wiedergebe, den sie auf mich machen. Ueberhaupt urtheilt kein Mensch anders — obgleich man von objectiver Auffassung und Anschauung und wie die hohlen Worte heißen! redet; sie sollen bedeuten, daß man unparteiisch und nicht vom persönlichen Standpunkt befangen sei. Glauben Sie so etwas? ich nicht. Der Eine sieht die Dinge klarer, der Andre dunkler; der Eine sieht schärfer und weiter um sich, als der Andre; doch gerade der, welcher am schärf-

sten und klarsten sieht, hat das nur den Gaben seiner Persönlichkeit, seiner Entwicklung zu danken, und wird nimmermehr behaupten, daß Alle von seinem Standpunkt aus die Dinge zu betrachten und zu beurtheilen hätten oder daß es einen solchen gäbe. Für Theorien, die, wie Mohameds Grab, zwischen Erde und Himmel schweben, ohne ihm oder ihr zu gehören, mag eine allgemeine Anschauung — so übersetze ich mir objectiv — möglich sein; für politische, philosophische, überhaupt für alle Systeme; doch nimmermehr für das, was frisch und frei aus dem Leben selbst hervorbricht, Jedem zugänglich ist, Jedem an das Herz klopft. Herr von Varnhagen sagte mir im vorigen Frühling, nachdem er Jenseits der Berge gelesen: ich sei trotzig. Das hat mich königlich amüsirt, um so mehr da er es höchst liebenswürdig zu sagen wußte. Finden Sie das denn auch? Ach ich Arme! wie käme ich wol zum Trotz? sage ich nicht immer: ich glaube, oder: ich meine? Freilich, das, was ich glaube oder meine, sage ich rund heraus. Wenn ich nicht mein franc-parler haben soll, so schweige ich lieber ganz und gar.

Die Familie Vernet, die durch drei Generationen der Malerei treu geblieben, ist aus Avignon gebürtig. Joseph Vernet, der Großvater, ist der Marinemaler, von dem im dortigen Museum eine große

Menge Handzeichnungen, Skizzen nach der Natur gemacht, aufbewahrt werden. Mich interessiren außerordentlich solche flüchtige Umrisse; sie sehen so leicht, so hingeworfen aus, daß ich meine, ich könnte es auch so machen. Aber siehe da! gerade zu ihnen gehört Künstlerblick und Künstlerhand. Carl Vernet ist der Vater; dessen Sachen gefallen mir nicht besonders! Pferdescenen und dergleichen, die entweder konfus oder ängstlich aussehen, und mir den Eindruck machen, als habe er mit einer lahmen Hand gemalt. Verstehen Sie wol, was ich meine? es giebt gewiß einen technischen Ausdruck dafür, ich kenne ihn nur nicht. Endlich Horace Vernet; das ist der Sohn. Sein Mazeppa ist da, den Sie wol aus Kupferstichen kennen, den schönen Jüngling, festgebunden auf dem Rücken des wilden Pferdes, das mit ihm durch Flur und Wald dahinrast; ein Wolf springt scheu bei Seite. Das weiße Pferd gefällt mir ganz besonders in diesem Bilde! ein mittelmäßiger Künstler würde nicht ermangelt haben, Mazeppa auf ein dunkles zu legen, um seine Gestalt recht hervorzuheben. Die Marmorbüsten von Joseph und Horace Vernet, letztere sehr schön von Thorwaldsen gearbeitet, stehen neben einander, doch ohne die geringste Aehnlichkeit. Joseph hat ein gutes, wohlwollendes nachdenkliches Gesicht,

schlicht von Haltung und Zügen. Horace, ein prächtiger Kopf, feingebogene Nase, dedaigneuser Mund, zwischen den Augenbraunen eine gewisse Falte, die ich liebe, weil sie wie eine Flamme aufzulodern scheint; aber eine seltsam theatralische Haltung, der man es ansieht, daß er sie gewählt hat, weil er meint, sie kleide ihn. Da irrt er sich heftig! nichts kleidet den Menschen besser, als die Haltung, in die er von selbst verfällt, und ich finde es recht seltsam von einem großen Künstler, durch etwas Anderes als durch seine Werke Effekt machen zu wollen. Ein Tänzer, ein Schauspieler ist darauf angewiesen, seine Figur geltend zu machen; ihm kann man es verzeihen, wenn er sich in einer gewissen Attitüde malen läßt; doch Maler, Dichter und tutti quanti — die müssen sich hübsch ruhig verhalten und keine Ostentation mit ihrer Person treiben. Hat man dazu Lust, so muß man es schon lieber machen, wie Frau von Montespan, die sich hier als Flora von Mignard gemalt befindet, und gleichsam eine fremde Gestalt annehmen. Das ist nun der berühmte Portraitmaler, von dem alle Damen von Ludwigs XIV. Hof gemalt sein wollten! Ist es Frau von Montespans feine, geistreiche, hochmüthige Schönheit, welche durchaus nicht zur heitern lieblichen Flora paßt — oder ihre schwere

rothe und blaue Kleidung — oder der kleine Herzog von Maine als Zephyr im grünen Taffeträckchen mit großem hellbraunem perrückenhaftem Haarwuchs — genug, ich meine, nur an jenem Hof, wo Alles conventionell war, konnte man Mignard's porzellanartiger Carnation Geschmack abgewinnen. Ein anderer, ganz unbekannter Portraitmaler aus derselben Zeit, Largillière, hat ein viel besseres und natürlicheres Colorit — wenigstens in den beiden Portraits von Hortense Mancini, der schönen Nichte Mazarins, in die Ludwig XIV. so heftig verliebt war, daß er sich mit ihr vermählen wollte, und von Pauline de Grignan, Frau von Sevigné's Enkelin. Wenn man die Portraits mancher wegen ihrer Schönheit berühmter Frauen sieht, wie z. B. diese zwei, so wird man recht gewahr, daß die eigentliche Essenz der Schönheit nicht oder nur höchst selten in den Zügen liegt, sondern in den Mienen, im Lächeln, im Ausdruck beim Sprechen, in tausend Kleinigkeiten, die dem Maler unzugänglich sind und die aus seinem sorgsamsten Gemälde eine andere Person machen, als das Original ist. Frauenzimmer wie diese Pauline und wie Hortense Mancini sollten sich aus Eitelkeit nie malen lassen, denn das, was sie schön macht, ist so fein, so mit der Intelligenz verwebt, so beweglich wie Wolken und

Wellen, daß es entschwindet, wenn sie dem Maler ganz stupid und ohne besonderes Interesse gegenüber sitzen. Das war Avignon. — In Nimes hat man die maison carrée inwendig in ein Museum verwandelt, damit sie hübsch nützlich sei, vermuthlich. Alles hat man kreuz und quer dahinein gehängt! Altes und Neues, Gutes und Gräßliches durch einander! Ein herziges Bildchen von Palma vecchio mit dem vollen Reize des venetianischen Pinsels ausgestattet, neben einer Athalie von ich weiß nicht welchem Unglückseligen, der da gewähnt hat, eine Frauengestalt, so kreidig, so nackt und so disgraziös wie möglich auf einem Bette — das sei schön! Nicht aber der Geschmack — nein, ich versichere Sie, das rohe Auge erschrickt, wenn es dergleichen nach einem Palma vecchio anschaut. — Ein Gemälde von Paul Delaroche hat mir sehr gefallen. Cromwell, der den Sarg öffnet, in welchem die Leiche Carls I. liegt; — vielleicht deshalb, weil dieser Cromwell vollkommen der Vorstellung entspricht, die ich mir von ihm gemacht. Er sieht aus wie die Brutalität, wie die massive Gewalt, wie die bodenloseste Gemeinheit selbst, ohne einen Funken von Genie, ohne anderes Talent, als das der Heuchelei, klein und vierschrötig von Gestalt, mit dem plumpen Kopf und dem wilden Blick ei-

nes Büffels. Vortrefflich! meiner Idee nach ganz vortrefflich! So steht er da, dunkel gekleidet in einem dunkeln Zimmer, und vor ihm auf einer Bank von dunkelrothem Sammt der schmale Sarg, dessen Deckel er mit der Rechten abgehoben hat, und in welchem man über dem verhüllenden Leichentuch des Königs blutiges Haupt sieht. — Sie wissen, die feinen melancholischen Züge der Stuarts, immer so ernst, als ob ihnen ein trauriges Schicksal prophezeit wäre; immer so bleich, als leuchtete ihnen ein trüberes Gestirn als die Sonne; und nun doppelt bleich und ernst durch den Tod — und welchen Tod!

Das Musée Fabre nun hier in Montpellier ist viel größer als jene beiden und füllt zwei lange Säle und mehrere Zimmer. Verschiedene Personen sind dem Beispiel Fabre's gefolgt und haben es beschenkt, so daß man sich sehr gut ein Paar Stunden täglich darin unterhalten kann. Man stößt doch überall auf Unbegreiflichkeiten! Fabre, der so wunderschön portraitirt, ist wie von Eis in eignen Compositionen. Dann erfriert ihm förmlich das Colorit im Pinsel, welches sonst so lebendig ist. Greuze, bezaubernd in seinen Kinderköpfen, wird fade, sobald er ein junges Mädchen malt. Ach, guter Himmel, welch eine Dürftigkeit in unsern

schönsten Talenten, liebste Emy! wie eng sind uns die Grenzen gesteckt, in denen wir etwas leisten können! Wahrlich, der indische Fakir, der sein Leben lang seine Nasenspitze betrachtet, ist ein sehr verständiger Mensch. Eine jammervolle Meinung, nicht wahr? o ja, ich weiß wol! aber das ist nun so mit mir: wenn das, was ich gekommen bin zu sehen, sei es Kunst oder Natur oder sonst was — nicht erster Ordnung ist, wenn es mich nicht hinreißt, mir nicht das Herz erschüttert, mir nichts von Glauben und Liebe, von Kraft und Begeisterung erzählt: so macht es mir zwar Vergnügen, doch das genügt mir nicht, und dann werde ich traurig. Sie werden meinen, das sei eine wunderliche Wirkung des Vergnügens. Es ist wirklich so! was so recht göttlich und unsterblich schön ist, hat ich weiß nicht welche Strahlenglorie, die mir in die Seele hineinleuchtet, wie eine Verheißung unendlicher Freude. Was nur lieblich, nur anmuthig ist, oder wie die Namen heißen mögen! hat einen irdisch vergänglichen Glanz, und wie soll der nicht traurig machen? da finde ich es schon besser, gar nicht zu glänzen, und sich auch gar keine Mühe darum zu geben, wie der Fakir. — Von Reynolds mögte ich mehr kennen! da ist der kleine Samuel im Tempel — das finde ich einzig schön, was den

Ausdruck des Knaben betrifft, der auf die Knie gestürzt ist, als er die Stimme Gottes hört, und nun mit einem Gemisch von Andacht und Erstaunen lauscht, was so unbegreiflich natürlich ist, daß man unwillkürlich auch zuhört, ob man etwas verstehen könne. Gemalt hingegen ist es fürchterlich, mit fingerbreiten Strichen, und das habe ich nicht gern. Solche Malerei kommt mir vor, als hätte der Meister seine Kunst nicht geliebt, sondern nur geübt, um Geld zu verdienen.

Aus dem Musée gehe ich auf die prächtige und etwas pretentiöse Promenade des Peyron, dessen Fontainen durch einen eigens für sie gebauten Aquädukt alimentirt werden, und suche die Aussicht zu bewundern, denn man sieht Alpen, Pyrenäen und Meer zu gleicher Zeit — d. h. drei bläuliche Striche im Osten, Westen und Süden. Das ist wol recht merkwürdig, doch weder frappant noch malerisch, um so mehr, da das Auge ganz matt wird von der Wanderung durch die unendliche baumlose Ebene. Der Mistral verläßt uns nicht, ist eben so eisig, doch weniger heftig. Die Zahl der Fremden, welche ihrer Gesundheit wegen herkommen, soll nicht groß sein und immer mehr abnehmen. Dampfschiffe ꝛc. machen die Reise nach Italien zu leicht, um nicht Jeden dahin zu locken. Indessen

werden doch neue und recht hübsche Häuser gebaut, und die Stadt sieht überhaupt wohlhabend aus. Bis zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts gehörte sie den Königen von Aragon, und Manfreds Tochter Constanze wurde hier mit Peter III. vermählt, der Sicilien durch jene blutige Vesper und den Haß gegen die französische Herrschaft gewann. Haben Sie wol je so ein altes kleines löschpapiernes Volksbuch in Händen gehabt, das man für 18 Kr. kauft und darin die Geschichte des Grafen Peter von Provence — oder, wie er dort genannt wird, von Provincia — und der schönen Magelone gelesen? Wenn nicht in dieser alten einfachen Gestalt, so kennen Sie sie wahrscheinlich aus dem Phantasus. Nie habe ich geglaubt, daß Peter und Magelone anders existirten, als in dem Kopfe des alten Trouvère, Bernard de Treviers; doch siehe! nicht nur ihr Grab, sondern auch das ihrer Kinder ist hier — oder soll hier sein, denn ich bin nicht so glücklich gewesen, es aufzufinden. Vor Jahren, in Würzburg, suchte ich das Grab Walters von der Vogelweide in allen Kirchen und Kreuzgängen, und immer, wenn ich die Kirchner nach einem berühmten Grabmal fragte, meinten sie ganz vergnügt, ich suche das von St. Kilian, dem Schutzpatrone Würzburgs. Hier, nachdem wir endlich bis zum

Clos de St. Martial gedrungen waren, schlug die Kastellanin uns vor, das Grabmal des Besitzers zu besehen, denn von dem der schönen Magelone hätte sie zwar viel sprechen hören, doch es nie mit Augen gesehen, obgleich in diesem Garten die Kapelle ist, wo es errichtet sein soll. Hat sich einmal die Poesie irgend einer Persönlichkeit bemeistert und verstanden ihr Leben einzuhauchen: so lebt sie, hat nicht nur irdische Schicksale, sondern sogar ein Grab auf Erden, wie alles Menschliche; und nimmt eine dermaßen bestimmte Gestalt an, daß ein so trockner Kopf wie der Verfasser eines Guide sein muß, mit Bestimmtheit von ihrem Grabmal spricht. Giebt es etwas Wirklicheres, Wahrhaftigeres als die Poesie? Was einmal in der Sage lebt, lebt ewig. Es kommen wol die Superklugen und beweisen, Homer habe nie gelebt, Ossian nie, Wilhelm Tell nie; wer glaubt ihnen? sie sind ja da, wir hören ihre Lieder, wir kennen ihre Schicksale, ihre Thaten, wir wissen von ihnen, wie von lieben Freunden — dagegen richtet die Superklugheit nichts aus! — Was kann ich Ihnen denn noch von Montpellier erzählen? etwa, daß ich im Schauspiel war und den ersten Act von Herolds niedlicher Oper l'Eclair sah, und zwar gar nicht übel ausgeführt. Aber das Parterre ist mir zu tumultuarisch! ich bin überzeugt, daß

bei uns betrunkene Handwerksburschen nicht wilderen Lärm in der Schenke machen, als das hiesige Publikum gestern im Theater. Und zwar um gar nichts! sie pfiffen, schrieen, stampften, polterten, heulten, hielten Reden, unterbrachen die Vorstellung viertelstundenlang, verständigten sich dann mit dem Polizeidirector, oder wer der Herr war, der sich erhob, wenn der Lärm zu arg war und sie um ihr Begehren fragte — genug, es war nicht auszuhalten. Und abermals muß ich sagen, daß sich gegen dies furchtbar rohe Benehmen an öffentlichen Orten die italienischen Manieren ganz vornehm herausstellen. In italienischen Theatern ist wahrlich das Publikum ungenirt genug, kommt, geht, spricht nach Lust und Laune, ist nur still, wenn es sich unterhält. Doch nie verfällt es in Brutalität, um sich wichtig oder um Aufsehen zu machen; nie bereitet es absichtlich Störungen. Es klappert mit den Bänken beim Kommen und Gehen; doch niemals bringt es Pfeifen mit, um auf demselben thierische Laute zu executiren, wie diese Herren — Studenten oder Pöbel. Natürlich war kein Offizier im Parterre, sondern alle in den Logen. Die Einrichtung der französischen Schauspielsäle ist wie die der deutschen, und gefällt mir gar nicht. Ich bin für die italienische Einrichtung, die auch in Wien stattfindet,

nämlich lauter getrennte Logen, ohne Wirrwar von Balkons, Amphitheater und wie diese pêle-mêle-Plätze heißen; dadurch ist der Anblick eines Schauspielsaales viel ruhiger und viel eleganter. Die Frauen sitzen vorn in ihren Logen, die Männer hinter ihnen; so schickt es sich. Hier und bei uns kann man alle Augenblick das Umgekehrte sehen. Wie oft habe ich in Berlin hinter zwei Reihen von Männern gesessen, wenn ich nicht Lust hatte, eine Stunde vor Anfang des Schauspiels hinzugehen! Wie das angenehm ist, hinter zwei Reihen breiter dunkler Rücken zu sitzen, und welch ein lieblicher Anblick für das Parterre, statt eines Kranzes von Damen — wenigstens zur Hälfte einen Kranz von bärtigen Gesichtern über sich zu sehen! Bei getrennten Logen hat jede Frau es so bequem und sicher in der ihren, wie in ihrem Zimmer; sie wird nicht gedrängt, nicht gestoßen, Niemand klettert über sie hinweg, sie braucht nicht equilibrische Exercitien zu machen und über Bänke und Sitze zu voltigiren, um zu ihrem Platze zu gelangen; mit einem Wort, die französische und deutsche Einrichtung kommt mir gegen die italienische recht unanständig vor. — Etwas so Gemeines wie der gestrige Abend war, etwas so Nettes habe ich heute früh gesehen! Sie werden lachen, wenn ich Ihnen sage, daß es —

eine Marketenderin war. Ein Regiment marschirte in Parade auf, und da ging unmittelbar hinter der Musik die Marketenderin desselben einher, so niedlich, als ob sie im Ballet auftreten sollte: dunkelrothe Pantalons und kurzes gleichfarbiges Kleid mit einem gelben Streif besetzt, dunkelblauer Spenzer, kleiner schwarzer Hut, und ein Tönnchen über der Schulter — förmlich uniformirt wie das ganze Regiment. Die Soldaten sahen auch sehr gut aus, ungenirt in Gang und Haltung; aber die Musik ist brutal und kreischend. Ich glaube, nur die Deutschen verstehen mit der Instrumentalmusik umzugehen! sie haben das feine Ohr, welches zu deren Ausführung nothwendig ist, und gehen nicht so heftig auf den Effekt los. Musik und Poesie sind die Künste der Deutschen, denn sie haben Seele und denjenigen Sinn, der unmittelbar an die Seele sich wendet: das Ohr. Zu den bildenden Künsten hingegen gehört vorzugsweise ein scharfes, rasches Auge, ein entschiedenes und doch nüancirendes Auffassen der Gegenstände, eine gewisse Beweglichkeit des Blicks — und das fehlt ihnen. Sie formen und coloriren mit Tönen, nicht mit Meißel und Pinsel. Es mag Ausnahmen geben, doch wahrlich sehr selten. Mein Gott, was giebt es nicht für eine Menge Kunstschulen und Akademieen in Deutschland!

sie treiben wol auch genug grüne Blätter, aber die Blüthen! die Blüthen! mir däucht, die wollen nicht recht zum Vorschein kommen.

Neulich habe ich mich so über Rousseau verwundert, der am Pont du Gard seine Liebste vergaß. Ich habe doch auch in Nimes über all den Alterthümern einen Menschen vergessen, wenn auch keinen geliebten, und zwar so gründlich, daß er mir erst hier wieder einfiel, nämlich Reboul, der bekannte Dichter, der nie sein Bäckerhandwerk aufgegeben hat, und nie der allgemeinen Gravitation aller französischen Talente nach Paris gefolgt ist. Dieser Mann ist ein Mirakel in seiner Zeit, ein anmuthiger Autor und nicht von Eitelkeit und Ehrsucht besessen zu sein, sondern friedlich und genügsam an seinem heimathlichen Heerde, auf seinem bescheidenen Platze zu bleiben! In Nizza hatte uns Jemand Grüße für ihn aufgetragen, so daß wir ohne allzu große Unbescheidenheit ihn hätten aufsuchen dürfen. Doch ich vergaß ihn über der maison carrée! im Grunde tröstete ich mich leicht darüber. Erstens suche ich nicht gern auf, aber ich lasse mich gern finden, dann bin ich doch sicher, Niemand zu belästigen. Und zweitens finde ich nichts so unerquicklich und ungenügend, als drei Minuten mit einem Menschen zu sprechen, von dem ich die Ue-

berzeugung habe, daß ich ihn nie wieder sprechen werde. Diese Ueberzeugung macht mich von Hause aus todt und matt, und ich bringe es zu weiter nichts, als zu den gewöhnlichen Phrasen der Höflichkeit. Daher bin ich nie auf der Jagd nach irgend welchen Sommitäten, künstlerischen oder fürstlichen oder sonst, wie das sehr Viele auf Reisen sind; und Sie dürfen sich nicht wundern, wenn von einzelnen Personen gar nicht die Rede ist. Mich interessiren die Massen; Einzelne nur, wenn sie meine Freunde sind. — Gott behüte Sie, geliebte Seele. Ade.

## Zehnter Reisebrief.

Perpignan, 19. April 1841.

Herzensmama! Als mich Frau von Waldau im vorigen Frühling zum ersten Mal nach jener unseligen Operation besuchte, fiel ich ihr um den Hals und lamentirte: „Ach, was hab' ich für einen dummen Streich gemacht, und wie bin ich dafür bestraft! nun mache ich in meinem Leben keinen mehr.“ — Sie küßte mich ruhig auf beide Wangen, und antwortete höchst gelassen: „Aengstigen Sie Sich doch darum nicht! Sie werden noch sehr oft in Ihrem Leben einen dummen Streich machen.“ Ich kann Dir nicht sagen, wie unbeschreiblich mich damals diese Zuversicht erquickte! Jetzt fällt mir ihre Verheißung ein, weil ich vielleicht einen dummen Streich mache, indem ich nach Spanien gehe. Die Nachrichten lauten so unsicher, so widersprechend, der

Eine verheißt so viel Gutes, der Andere betrachtet die Fahrt wie eine so arge Pönitenz, daß man nicht daraus klug werden kann. Der hiesige Banquier, dem wir empfohlen sind und bei dem man uns alle erwünschliche Nachrichten versprach, sagt nur: Bis Barcelona ist die Reise durch die Pyrenäen vollkommen sicher; darüber hinaus ist mir Alles fremd wie auf tausend Meilen Entfernung. — Da ich nun vielleicht von Barcelona wieder hieher zurückkomme, so will ich doch wenigstens nicht zweimal die Dampfbootfahrt machen, sondern lieber die Gelegenheit benutzen, um ohne Gefahr das Land selbst zu sehen und morgen mit der Diligence abfahren, und mich meinem guten Glück vertraun. Heute ist das Wetter endlich etwas freundlicher: wir haben hier zwei Tage des allerheftigsten Mistrals gehabt, und deshalb unsere Abreise etwas verschoben; denn Gott mag wissen, wie der Pyrenäenpaß ist, und ob da der Sturm nicht etwa die Wagen umreißt. Es heißt zwar, die Chaussee sei gut, aber gewöhnlich wenn gesagt wird, ach der Weg ist vortrefflich! man fährt wie im Zimmer! — so kommt es so heraus, daß man zwanzigmal Gefahr läuft umzuwerfen. Der Weg von Montpellier hieher war deshalb angenehmer als der übrige durch das südliche Frankreich, weil die Pyrenäen immer klarer und deutlicher her-

vortraten, und ihre lichten majestätischen Formen stralend über die eintönige Ebene erhoben. Zur Linken, am Ufer des Meeres, hatten wir auch hier beständig große Teiche oder Seen von Salzwasser, welche durch eine Reihe von niedrigen Dünen vom Meer getrennt sind, und aus welchen man Seesalz gewinnt. Von Hyères bis Perpignan findet sich mit verschiednen Unterbrechungen diese Eigenthümlichkeit, die einen großen Erwerb- und Handelszweig bildet, aber der ganzen Küste ein morastiges Ansehn giebt, und sie hie und da für die Bewohner so ungesund macht, wie das in sumpfigen Gegenden zu sein pflegt. Dann kamen wir durch alte Städte, an deren prächtige, halbverschollne Namen so manche Erinnerungen sich knüpfen, wie an halbeingesunkene Grabmäler. Da ist Béziers, die unglückselige Stadt, die im Albigenserkriege belagert und eingenommen ward. Armand, Abt von Citeaux, wilder und blutgieriger als Simon von Montfort, der Feldherr, selbst — und gleichsam der geistige Anführer des Heeres, ließ sämmtliche Einwohner umbringen. Die Zahlen schwanken zwischen 35,000 und 60,000. Als man ihn fragte, wie die Ketzer von den Rechtgläubigen zu unterscheiden wären, um für diese Schonung zu üben, antwortete er: „Tödtet nur Alles! Gott wird schon die Seinen erkennen.“ So kalt-

blütiger Grausamkeit kann nur ein Mönch fähig sein, der sich gewöhnt hat jede menschliche Regung dem Himmel zum Opfer zu bringen, und der, wenn ihn sein Fanatismus zum Verfechter der Rechte des Himmels und der Ehre Gottes gemacht hat, taub und blind für die gemeine irdische Barmherzigkeit ist. Ebenso grausam und falscher noch als dieser Abt, benahm sich während dieses entsetzlichen Krieges der Bischof von Toulouse, Fouquet. Er war früher in der Welt und ein Troubadour gewesen; es existiren noch Liebeslieder von ihm für Azalais de Roquemartine, Gemahlin des Vicomte von Marseille; doch müde der Liebe und Lieder trat er in den Orden der Bernhardiner, zeigte sich als den wüthendsten Verfolger der Albigenser, und verfuhr wider sie bald mit Feuer und Schwert, bald mit List und Lüge. Der beständige Kampf zwischen der geistlichen und weltlichen Macht, die während des Mittelalters in tausend Gestalten hervortritt, machte diesen Krieg noch giftiger — wenn es möglich ist mönchischen Fanatismus durch eine neue Triebfeder zu spornen. Alle Bischöfe, und Fouquet an der Spitze, ergriffen freudig die Gelegenheit den Grafen und Herren entgegen zu treten und sie im Namen Gottes um ihre irdische Macht zu bringen. Es war keine Demüthigung, welche nicht die beiden

Grafen von Toulouse, Raimund VI. und Raimund VII. durch Fouquet erfahren hätten! es gab keine Falschheit, die er sich durch trügerische Versprechen von Schonung und Begnadigung nicht gegen die Einwohner von Toulouse erlaubt hätte! Und dieser Mann wird im Orden von Citeaux „le Bienheureux“ genannt, und Dante sieht ihn in seinem Paradiese! — So vertheilt die Welt ihre Kronen! so spenden Männer Gottes und gar der Genius, Ruhm und Huldigung! O Mutter, da ist keine Krone, keine, keine! die nicht hundertmal durch eine nichtswürdige Stirne entadelt ist — und dennoch wird der Mensch nimmer müde Blick und Hand sehnsuchtsvoll nach ihnen zu erheben. Ob es daher kommt, daß Jeder den Wunsch hat, oder eigentlich die unwillkürliche Regung, etwas Edles, das in den Staub gefallen ist, wieder zu Ehren zu bringen? Ach, niedrige und hohe Wünsche und Gesinnungen kreuzen sich so geschwind in unsrer Brust, wie die Schwerter von zwei geschickten Fechtern und wir können nicht bestimmen, von wo aus die Funken und Blitze sprühen! — Während Béziers der Belagerung und Metzelei anheim fiel, hatte der Vicomte Roger all seine Kräfte auf die Vertheidigung seiner zweiten Stadt, Carcassone, gewendet. Als sich nun aber Simon von Montfort mit seinem

ungeheuren Heer vor diese Stadt lagerte, sah Roger wol ein, daß auf die Dauer die Vertheidigung unmöglich sei; überdas fühlte er sich so vollkommen unschuldig, so ganz frei von ketzerischen Meinungen, daß er wähnte, die Einnahme von Béziers werde der Blut- und Raubgier des Kreuzheeres genügen, und ihm unter Bedingungen Frieden verschaffen. Unter der Fürsprache seines Oheims Don Pedros II. Königs von Aragon, wandte er sich an Simon von Montfort, und es ist rührend zu lesen, wie er um Schonung bittet für seine armen Unterthanen, und bereit ist um jeden Preis, der mit der Ehre verträglich ist, Frieden zu erkaufen. Doch seine Feinde wollten von keiner Bedingung wissen, und als sie ihm gar den erniedrigenden Vorschlag machten, ihm und zwölf Gefährten Leben und Freiheit zu schenken, wenn er Carcassone übergeben wolle: so brach er alle Unterhandlungen ab und entschloß sich zum Kampf auf Tod und Leben; und die Belagerung begann. Bald brach der fürchterlichste Mangel in der Stadt aus: es fehlte an Wasser. Angst und Mißvergnügen und Muthlosigkeit stellten sich ein. Roger wußte wol, daß er jetzt noch weniger auf erträgliche Bedingungen rechnen dürfe; dennoch, um für die Seinen Alles versucht zu haben, begehrte er wieder zu unterhandeln, erhielt einen Geleitsbrief

und ritt in das feindliche Lager. Kaum dort angelangt, wurde er verrätherisch gefangen gehalten, und die Stadt eingenommen. Sämmtliche Einwohner hatten sich durch einen unterirdischen Gang nach dem Thurm von Cabardis gerettet; nur 450 wurden gefangen und sogleich verbrannt. Abt Armand bot die Lande des gefangenen Roger allen Fürsten, die den Kreuzzug mitmachten, als Lehn des Ordens von Citeaux an. Doch der Graf von Burgund und die übrigen Herren wiesen mit Verachtung den Antrag eines Mannes zurück, der solche Felonie an Roger begangen. Bei Simon von Montfort überwog der Ehrgeiz die ritterliche Gesinnung; er ward Lehnsträger des Cisterziensers. Ob er, ob Armand das letzte Verbrechen beging? Genug, der heldenhafte, vier und zwanzigjährige Roger ward im Kerker nach kurzer Gefangenschaft vergiftet. Dies geschah 1209 und 10. Das blutige Erbe blieb aber nicht lange bei den Montfort's! Amaury, Simon's Sohn, trat es der Krone Frankreich ab, nachdem Trencavel, Rogers Sohn, von Aragon aus verschiedene Versuche gemacht, um wieder in seine Rechte einzutreten. Von all diesen Kämpfen und Zerstörungen ist keine Spur mehr in Béziers! der Name Roger ist verschollen und man hört nur Paul Riquet nennen und man wird zur Statue von Paul Riquet

geführt. So hieß der geschickte Ingenieur, der unter Ludwig XIV. den berühmten Canal du midi anlegte, welcher die Garonne mit dem mittelländischen Meer verbindet. Er ist hier geboren und seine Vaterstadt hat seine Statue in Erz gießen und auf der Promenade errichten lassen. Sie ist nicht schön; die schwere bauschende Tracht seiner Zeit macht sie plump. Der etwas gesenkte Kopf ist sinnend und nachdenklich von Haltung und Ausdruck und recht gut. Sonderbar nimmt sich der Mantel aus, der dieser stillen Gestalt wie vom Sturme gepeitscht über der Schulter hängt. Der Künstler hat wol gemeint den Ausdruck des Lebens zu erhöhen, aber sich sehr vergriffen, denn nur in der Natürlichkeit der Bewegung offenbart sich Leben. — Dann ist da Narbonne, eine der prächtigsten Städte zur Römerzeit und später eine der Hauptstädte des westgothischen Reiches. Ataulph, der Nachfolger Alarichs, heirathete die Schwester des Kaisers Honorius Placidia, hielt in Narbonne die Nachfeier seiner Vermählung und dehnte von hier aus die Grenzen seines Reichs weit über die Pyrenäen hinaus. Als er 415 ermordet wurde, ließ sein Nachfolger und Mörder die purpurgewohnte Kaisertochter, die stolze Placidia, in Koth mit niedern Sclaven vor seinem Wagen gehen. Darauf kehrte sie nach Rom zurück,

und nachdem Honorius gestorben, ward ihr Sohn erster Ehe, Valentinian III., Kaiser, und sie eine Zeit lang allmächtig. Manche Menschen sind zur Herrschaft geboren, und aus allen Wechselfällen ihres Schicksals taucht für sie ein Thron empor. Narbonne theilte mit Toulouse die Ehre Residenz der westgothischen Könige zu sein, welche allmählig ganz Spanien eroberten. Es verlor seinen Glanz hundert vierzig Jahr später, als König Athanagild, von den Franken gedrängt, seine Residenz nach Toledo verlegte. Es blieb den Verheerungen der Franken, später den Invasionen der Sarazenen ausgesetzt; die Bevölkerung verschwand, die Monumente gingen unter, es verwilderte — so wie überhaupt Menschen, Zustände und Bildung in der Epoche verwilderten, welche dem Mittelalter vorhergeht. Als dieses im elften und zwölften Jahrhundert in voller Blüthe stand, erhob sich auch Narbonne wieder aus dem Staube, glänzte durch Handel und Reichthum, und ward gleichsam die heilige Stadt der Troubadours, als Ermengarde, Vicomtesse de Narbonne, fast ein halbes Jahrhundert hindurch die Königin aller Minnehöfe und die Beschützerin der Sänger war. Sie starb 1194, ehe noch der Krieg gegen die Albigenser begonnen, die sie mild in ihren Schutz genommen so wie alle Großen in Septi-

manien. Sie hatte keine Kinder und Narbonne kam durch Erbschaft an das spanische Haus Lara, verlor seine Fürsten, seinen Hof, sein buntes reiches Leben, bis es zuletzt, dem Languedoc und der Krone einverleibt, nichts geworden ist als eine französische Provinzstadt, ganz so kläglich und bedeutungslos wie alle übrigen, mit 10,000 Einwohnern. Aus der römischen Zeit ist kein andres Ueberbleibsel als Bruchstücke von Säulen, Altären ꝛc. vorhanden; aus der gothischen gar keins; aus der mittelalterlichen ein prächtiges, nämlich eine Kirche, die erste wirklich edle gothische Kirche, die ich in Frankreich gefunden. In Béziers hatte man uns zur Kathedrale geführt, die freilich groß und alt genug, doch ohne alle Schönheit der Proportionen oder Verzierungen ist. Als in Narbonne wieder die Rede von einer Kathedrale war, glaubte ich wieder so ein rohes, plumpes Gebäude zu finden, entschloß mich mühsam hinzugehen, und fand statt dessen eins, das wie unter einer glücklichen Constellation aller innern und äußern Gestirne entstanden ist. Nicht das Aeußere! o nein! da hat man angebaut und zugemauert und weiß der Himmel was und wie! allein das Innere, obgleich nur der Chor vollendet ward, ist von der seltensten Großartigkeit, mit kühnen fliegenden Gewölben, mit gemalten Fensterscheiben, nichts

zerstört, nichts angekleckst voll unentweihter Feierlichkeit. Man beschäftigt sich gegenwärtig mit dem Fortbau in besserm Styl als dem, welchen irgend ein Bischof vor 150 Jahren daranzupassen versucht hat. Ich konnte aber noch nichts erkennen! Geschmackvoller wird es werden, gewiß! man wird nicht den Spitzbogen zwischen korinthische Säulen wölben; aber ob man im Stande sein wird dem Gebäude die Harmonie, die unerschütterliche Einheit zu geben, welche die alten gothischen Kirchen so imposant macht, das bezweifle ich. In der Zeit der Régence und in der heutigen baut man alles Andre besser als Kirchen, weil einem alles Andre wichtiger vorkommt. Es ist noch eine und ganz uralte Kirche in Narbonne, die von St. Paul; sie ist wie alle dieser Art mehr merkwürdig als schön. Das Christenthum hatte eine rauhe Wiege — man sieht es diesen höhlenartigen, kerkerähnlichen Gebäuden an! — Von Perpignan giebt es nichts zu erzählen, obgleich es chef-lieu eines Departements und Grenzfestung ist. Du mußt wissen, liebste Mutter, daß, so wie Frankreich keine Meilen, sondern Kilometres hat, so hat es auch nicht mehr die alte Eintheilung in Provinzen, als da waren Languedoc, Provence, Normandie ꝛc. sondern statt dessen 86 Departements, welche von Flüssen und Bergen ihre Na-

men entlehnen. In jedem Departement ist eine Stadt chef-lieu, Sitz des Präfekten. Bei diesem römischen Namen darf man aber nicht etwa an den alten Präfekt von Gallien denken, sondern ungefähr an einen Regierungspräsidenten in Preußen. Genau Bescheid weiß ich nicht in den Funktionen beider Herren; sie haben die Administration unter sich, daher vergleiche ich sie. Perpignan ist chef-lieu des département des Basses-Pyrénées; da ich es heute gehört habe, so merkte ich es mir. Uebrigens gehen alle diese departementalischen Namen statt der Bezeichnung der alten Provinzen eben so wenig in meinen Kopf, als für die alten Elemente Stickstoff- und Sauerstoff- und andere Gasarten; und ich tröste mich damit, daß ihre Nomenclatur Sache des Statistikers ist, während der Historiker immer vom Languedoc rc. wissen wird. Perpignan war die Hauptstadt der Grafschaft Roussillon, welche den Königen von Aragon und bis 1659 der Krone Spanien gehörte; da ging sie bei dem pyrenäischen Frieden unter Philipp IV. an Ludwig XIV. verloren. Einige Thürme der Befestigungen und neben den Thoren, sind noch ganz mittelalterlich mit créneaux versehen, die man nie an modernen Fortificationen sieht, die aber malerisch genug sind und so etwas von Mauerkronen haben. An ein Paar

alten stattlichen Häusern in der Stadt nimmt man auch noch hübsche Steinmetzarbeit wahr, zierliche Fensterbogen, Pfeiler, die sie theilen und halbverwischte Wappen. Das Beste ist hier aber die Aussicht auf die Pyrenäen. Ein prächtiger Schneeberg, und lange Reihen seiner untergeordneten Kameraden begrenzen die grüne Ebene. Wir sahen sie heute recht schön von der Promenade la Pépinière aus, wo Militairmusik spielte — vor wenig Menschen und herzlich schlecht. Blechinstrumente hatten die Hauptrolle, auf einen halben Ton höher oder tiefer kam es den Leuten nicht an. Eine Musik für Barbaren! — Die stillen frischen Berge lagen rund umher, und erquickten das Auge, während das Ohr Marter litt. Morgen werde ich hinüberfahren in das fremde unbekannte Land, das wie außerhalb Europa's liegt und von hier aus wirklich schwerer zu erreichen scheint als Amerika. Dieser Durst etwas Neues zu sehen ist wirklich wie ein Fluch! man wirft sich in Unbequemlichkeiten und Plagen aller Art, vielleicht in Gefahren, um ein Land und ein Volk kennen zu lernen, von denen man im Grunde nicht viel Gutes hört, und ohne zu wissen, ob man auf irgend eine Weise für seine Mühe entschädigt wird. Hier steht mir noch die Wahl frei! Ich könnte meinen Weg nordwärts nach Paris neh-

men, aber — das gähnt und widert mich an. Paris kommt mir vor wie eine alternde gefallsüchtige Schöne, deren verblühte wohlübertünchte Reize nur auf ganz unerfahrne Leute Wirkung machen kann. Nur daran zu denken langweilt mich dermaßen, daß ich das verwilderte rohe Spanien mit wahrem Vergnügen betrachte, denn die Rohheit kann doch am Ende gebändigt und gesittigt werden, während die Hyperkultur ohne regenerirenden Lebenskeim jenen prächtigen Blumen gleicht, gefüllten Dahlias und dergl., deren Blüthe dreimal so groß und voll als im natürlichen Zustand ist, die aber keinen Samen tragen. — Und somit, geliebte Mutter, fahre ich morgen früh um drei Uhr nach Spanien von dannen. Ich küsse die Hand.

## Elfter Reisebrief.

Barcelona, 22. April 1841.

Nun das muß ich sagen — wenn die Reise durch Spanien nicht unbequemer ist als hieher, so mache ich sie lieber zu Lande als zu Wasser! man sieht doch, man hört doch, man hat Abwechselung, während man auf dem Dampfboot so gut wie taub und blind dasitzt, und bewußtlos zwischen Himmel und Wasser dahinsaust. Ich behaupte nicht, daß die Landreise nach unsern Begriffen angenehm sei. Schlüge man mir in Deutschland vor in dieser Art zu fahren, so würde ich mich für verloren halten und meine Seele Gott befehlen. Aber Eines hab ich mir fest eingeprägt: mich nicht über Gewohnheiten und Gebräuche zu ängstigen und zu verwundern, die uns seltsam und unbequem scheinen mögen, bei denen aber die Menschen hier zu Lande sich

sehr wohl befinden. Ich werde Dir die Fahrt beschreiben, liebe Mutter, und ausführlich. Es wird jetzt so viel und gern gereist, und Spanien liegt für manchen Reiselustigen so unzugänglich da, weil sichre Nachrichten darüber fehlen, daß man mit kleinen Notizen einen wahren Liebesdienst erzeigen kann.

Als ich mich in dem coupé der Diligence zu Perpignan etablirte, war mir schlecht zu Muth. Drei Uhr Morgens, folglich tiefe Nacht; ein enormer Wagen; außer dem coupé das intérieur für sechs, und die rotonde für vier Personen, und oben auf der impériale nicht nur eine unerhörte Menge Gepäck, sondern noch etwa ein halbes Dutzend Menschen beherbergt. Ich bin nicht gewohnt in solcher riesigen Maschine zu fahren, die lang wie eine Straße, schwer wie ein Schiff und so eingerichtet oder bepackt ist, daß sie sehr leicht umwerfen kann; ich sehnte mich nach meinem Wagen, der friedlich mit sämmtlichen Koffern meine Rückkehr in Perpignan erwartet, während ich mich à la légère equipirt und mit sehr geringem Gepäck versehen habe. Indessen, da Alles glücklich von statten ging, da nichts zerbrach, nichts umfiel, niemand von der impériale herunterstürzte bei den plötzlichen Wendungen, die der schwere Wagen rasselnd durch die schmalen

krummen Gassen machen mußte, so faßte ich allmählig ein Herz zu ihm und that meine Aeuglein wieder auf, die ich zuerst aus Angst geschlossen hatte. Ja, stell Dir vor, so ängstigte ich mich! ich wundre mich wirklich selbst über meine Zaghaftigkeit. Auf der ersten Station, eben als ich angefangen mich in seiner Atmosphäre zu akklimatisiren, wurde der Wagen verändert, und zur Pyrenäenauffahrt bekamen wir einen viel kleineren. Diese montée ist nun gar nichts; nicht schön, nicht großartig, nicht gefährlich, nicht eigenthümlich, nicht hoch; sondern ganz charakterlos. Da die Pyrenäen in der Mitte am höchsten sind, und sich immer mehr verflachen, wo sie am atlantischen und mittelländischen Meer auslaufen, so wußte ich wol, daß ich weder einen Stelvio, noch Gotthard, noch Simplon finden würde; aber ich sah nichts, was sich mit den Thälern und Bächen des Brenner — ja nicht einmal mit dem Jura vergleichen konnte. Man kletterte nur so in den Bergen umher, die sich durch nichts auszeichneten — höchstens durch die Menge Ginster, der sie wie mit goldnem Schnee bedeckte. Junquera ist der spanische Grenzort, wo die gewöhnlichen Formalitäten mit Pässen und Douane vollzogen werden, und zwar so, wie es ungefähr überall geschieht. In Figueras wurde zu Mittag gegessen, und ohne Knoblauch und Zwiebeln

welche man mir als die Hauptbestandtheile der spanischen Küche genannt. Hier bekamen wir wieder einen größeren Wagen, der mit nicht weniger als neun Maulthieren bespannt war. Ich wollte meinen Augen nicht trauen, als diese Heerde anfing sich in Bewegung zu setzen, denn es geschah folgendermaßen: der Kutscher fährt à longues guides! — Bei uns dankt man dem Himmel, wenn der Kutscher geschickt genug ist, um mit vier Pferden so fahren zu können, hier mit neun! Dieser Künstler in seinem Fach hat mit dem Conducteur der Diligence einen Platz vor dem coupé und etwas niedriger, so daß ich alle Evolutionen unsers Neungespanns bequem übersehen konnte. Jedes Maulthier hat seinen Namen: Pajerito, Gallando, Amorosa, und andere, die dem Charakter oder den Eigenschaften entlehnt sind. Der Mazoral — so heißt der Kutscher — ist in beständiger Unterhaltung mit ihnen, ruft ihre Namen, ermuntert die Trägen, lobt die Behenden, befeuert Alle, und lenkt sie mehr durch Geschrei, als durch die Zügel. Das Vorderste heißt fast immer la Voluntaria, und ist eine Art von Freiwillige mit besonderer Intelligenz ausgestattet, welche ihre Kameraden anführen muß. Weil auf ihre Leistungen so viel ankommt, widmet der Mazoral ihr ganz besonders seine Aufmerksam-

keit und seine Unterhaltung. So geht es über Stock und Stein, bergauf und bergab, immer im gestreckten Trab, und nebenher rennt der Zagal, ein Knabe mit einer Peitsche, der seinerseits die Thiere ermuntert, sich auf die Voluntaria schwingt, wenn man durch einen Fluß fährt, oder um eine scharfe Ecke biegt, und, wenn er gar nicht mehr rennen kann, zum Conducteur und Majoral auf den Sitz springt, und sich da fünf Minuten ausruht. Kommt beim Geschirr etwas in Unordnung, so nimmt der Conducteur die Zügel, der Majoral setzt herunter, voltigirt über Deichsel, Pferde, Stricke und Alles, stellt die Ordnung wieder her und nimmt blitzgeschwind seinen Platz wieder ein. Angehalten wird nie! Die Wege sind gräßlich, unter jeder Vorstellung! In Perpignan sagte man, die Chaussee bis Barcelona sei so gut wie eine französische. Das will gewiß recht wenig sagen; aber nur über die Pyrenäen ist ein Weg, den man Chaussee nennen kann, weil er wirklich einmal gemacht worden ist; unterhalten wird er nicht, übrigens fährt man ungefähr, wo man will, oder besser, wo man kann, durch Graben, durch einen großen und breiten Fluß, durch Sümpfe, durch steile Abhänge hinauf und herab! Giebt es eine allmälige und lange Auffahrt, so ist die ganze Diligence der Voluntaria anvertraut; Conducteur, Ma-

joral und Zagal verlassen ihre Plätze, gehen hinter oder neben dem Wagen, unterhalten sich zusammen, treten auch wol in irgend eine Wächterhütte, und höchstens wirft einer von ihnen ab und an mit einem Stein nach der Voluntaria, um sie auf diese freundliche Weise daran zu erinnern, daß sie eine Pflicht zu üben habe, und unter fortwährender Aufsicht stehe. Dieser ganze Aufzug hat etwas unbeschreiblich Wildes! die neun Maulthiere mit dem betäubenden Geklingel ihrer Schellen; diese schreienden und herumspringenden Männer, mit rothen Mützen, rothen Gürteln, und Sandalen an den nackten Füßen; dieser Aufwand von Kräften, von Lärm, von Getöse; und das Alles, um eine Diligence fortzuschaffen — was bei uns die einfachste und gewöhnlichste Sache von der Welt ist! Verwahrlost sind die Wege, die Brücken, und was durch die Regierung eines Landes unterhalten sein will; aber weder das Volk, noch das Land. Ich bin freilich in Catalonien, in der arbeitsamsten, gewerbfleißigsten Provinz von ganz Spanien, bei einem Volk, das von jeher thätig und frisch war; aber es ist dennoch unglaublich, daß man so wenig Spuren der Verwüstung und Vernachlässigung wahrnimmt, welche die unausbleiblichen Folgen eines Bürgerkrieges und einer so completen Desorganisation zu sein pflegen,

wie sie seit Jahren hier geherrscht haben. Die Felder sind bestellt; in den reinlichen weißen Häuschen der Dörfer und kleinen Ortschaften klappert der Webstuhl; die Weiber sitzen unter den Thüren und klöppeln Spitzen, die Männer treiben ihr Handwerk. Alle sehen tüchtig aus, schlank und fest von Gestalt, mit schmiegsamen Gliedern und mit einem ungewöhnlich leichten Gang. Sind es ihre Sandalen, von Hanf geflochten, die ihnen den Fuß schützen, ohne ihn zu beschweren, ist es der breite rothe Gürtel, der ihrer Gestalt Sicherheit und Haltung giebt — genug sie schreiten einher, wie ich nie das Volk habe gehen sehen, das überall etwas Plumpes und Schweres im Gange hat. Die Weiber tragen Tücher von buntblumiger Indienne über dem Kopf und unter dem Kinn zugeknüpft, welche so groß sind, daß sie ihnen zugleich Schultern und Nacken bedecken. Es sieht ungeschickt aus, um so mehr, da ihre Jacken von Tuch enge Ermel haben, die etwas über den Ellbogen reichen, und sehr fest den Leib umschließen; dagegen sieht der Kopf immer unförmlich groß aus. In den Städten tragen sie die Mantilla, einen Schleier von schwarzem Taffet mit Spitzen besetzt oder auch ganz und gar von Spitzen, und in der Hand einen bunten Fächer. Es ist wol nicht die allerunterste Klasse, welche sich so kleidet, aber doch

schon diejenige, welche in Perpignan helmähnliche — und in Montpellier flache weiße Hauben von besonderem Schnitt trägt; und da finde ich denn die Mantillen unendlich viel graziöser und kleidender.

Um halb sechs Uhr Abends kamen wir nach Gerona, wo die Diligence zur Nacht bleibt. Sie geht freilich immer um zwei oder drei Uhr Morgens ab, so daß es nur eine halbe Nacht ist, indessen kann man sich doch, wenn nicht ausschlafen, so doch ausruhen. Die Gasthöfe sind merkwürdig! man geht bis in den Speisesaal, ohne daß sich eine Seele blicken läßt und sich um den Fremden bekümmert. Die Einrichtung der Zimmer ist von der höchsten Einfachheit: roher Backstein als Fußboden, grob übertünchte, schmutzigbunte Wände, Strohstühle, ein erträgliches doch höchst einfaches Bett; auch hier ist es nicht anders, kaum das Nothdürftigste! — In Gerona benutzten wir die letzte Stunde des Tages, um ein wenig die Merkwürdigkeiten zu betrachten, zu denen ich nur die prachtvolle Cathedrale rechnen kann; denn das arabische Bad im Kloster der Kapuzinerinnen liegt innerhalb der Klausur und wird nur auf eine besondre Erlaubniß des Generalvikars gezeigt. Davon wußten wir nichts, hätten auch ohnehin keine Zeit gehabt, um sie uns zu verschaffen. Ein geistlicher Herr, den wir am Sprach-

gitter fanden, nahm sich freundlich meiner an, und suchte für mich wenigstens Einlaß bei den Klosterfrauen, doch sie blieben unerbittlich, und wir mußten uns auf die Kathedrale beschränken, zu der eine ungemein hohe Treppe emporführt, die mich an die von Ara Cöli zu Rom erinnerte. Oben, vor dem Portal, hat man eine weite Aussicht auf das Gebirge, drinnen war es Anfangs so dunkel, daß ich nicht zwei Schritt vor mir sehen konnte, und nur ganz allmälig traten die Gegenstände wie aus braunem Nebel hervor, und bauten sich zauberisch zu einer der feierlichsten ernsthaftesten gothischen Kirchen zusammen. Tiefes Schweigen, majestätischer Friede und ich weiß nicht was für eine kolossale Ruhe, thronte über diesen drei langen Schiffen, über diesen mächtigen Pfeilern, unter diesen kühnen Gewölben. Es war mir fast zu dunkel, zu streng, ich mußte unwillkürlich denken, ob dieser Dom nicht etwa dem Gott des alten Bundes gewidmet sei. Da blickte ich aufwärts, und siehe! wie ein Kranz von leuchtenden Blumen lag ganz oben eine Reihe kleiner runder Rosacen mit gemalten Scheiben rings umher; und nach und nach tauchten aus den dunklen Seitenkapellen die Altäre mit vergoldetem reichem Schnitzwerk empor, wie das Licht eines Pharus — und nun fand ich den Bau von tiefsinniger

Schönheit, weil er so gewaltig ernst ist wie das Menschenleben und doch, wie dieses, aus dem Himmel und auf der Erde holdselige Blüthen empfängt. An einer andern alten Kirche gingen wir auf unserm Heimweg vorbei, in welcher der Leichnam des heiligen Narcissus ruht, der in diesem letzten Kriege zum Generalissimus der Catalonier ernannt wurde. Diese Art von Devotion erscheint doppelt seltsam, sobald man bedenkt, daß alle Klöster in Spanien aufgehoben und in Catalonien gar mit Wuth zerstört sind; man sollte meinen, ein solcher Act des Hasses und Widerwillens gegen den größten Theil der Geistlichkeit bedinge Mißtrauen und Gleichgültigkeit gegen ihre Lehren, und diese Meinung soll auch keineswegs irrthümlich sein. Doch die Menge ist nun einmal so, daß, wenn sie auch heute spottet und lacht in vollem Uebermuth, sie doch morgen, sobald irgendwie Noth eintritt, in jeden Aberglauben und jede götzendienerische Gewohnheit zurückfällt. Weshalb man grade die Kapuzinerinnen zu Gerona bei dieser allgemeinen Klosterstürmerei verschont hat, habe ich nicht erfahren. — Wirklich brachen wir um zwei Uhr Nachts nach kurzer Rast wieder auf, und fuhren mehre Stunden durch einen ausgehauenen Pinienwald auf sandigem hügeligem Wege, wo sich sehr bequem Räuberbanden verstecken könnten. Ab

und an trafen wir wachthabende Piquets an der Straße, und einige Soldaten lösten sich von ihnen ab, und eskortirten uns von Station zu Station. Wenn es Kavallerie war, so bekamen wir nur zwei Mann, und diese verlangten nichts für ihre Dienste; von den Infanteristen liefen aber immer vier bis fünf neben dem Wagen her, eben so schnell wie er, und baten um eine kleine Vergeltung ihrer Mühe. Die armen Teufel sahen dürftig genug aus, was ihre Equipirung betrifft, geflickt und abgetragen, und ihre Alpargotes oder Sandalen an den bloßen Füßen machen sich seltsam zu dem militairischen Anzuge; aber Gang, Haltung und Gestalt sind so behende und kräftig, es ist so viel Nerv darin, sie sind dermaßen rompus à la fatigue, daß sie trotz der elenden Kleidung tüchtig aussehen. Ich möchte wissen, welchen Effekt deutsches Militair in einer solchen machen würde! — Nachdem wir den Pinienwald überstanden hatten, wurde die Gegend sehr freundlich. Die Morgensonne schien auf weiße Dörfer und zerstreute Wohnungen, auf Weinberge und Felder. Wir fuhren durch mehre kleine Flüsse, deren Ufer mit schönen Bäumen eingefaßt waren, worin die Nachtigallen schlugen; dann über kleine Bergäste — immer sehr unwegsam, und kamen endlich an das Meer bei Cabella. Da wurde gefrühstückt

und ich lernte eine Würze der spanischen Küche kennen, die mir durchaus nicht munden will; Safran. Man bereitet Makkaroni mit Safran, Reiß mit Safran, und nach meinem Geschmack verdirbt man diese sehr guten Sachen dadurch. Recht frappant war in Cabella der Contrast zwischen den saubern Häusern, worin die Bewohner so fleißig arbeiteten wie in einem sächsischen Fabrikdorf, und den kriegerischen Vertheidigungsmaßregeln in diesem jetzt so friedlichen Ort. Die halbe Kirche war erbaut von einer mit Schießscharten versehenen Mauer; an einigen Häusern bemerkte man sie gleichfalls, und immer stand mit großen schwarzen Buchstaben darunter geschrieben: Viva la constitution, oder auch: Viva Isabella II. — Jetzt ist man mißvergnügt in Catalonien, weil die Regierung einen Handelsvertrag mit England schließen will. Da es die einzige Provinz ist, die Baumwollenfabriken hat, so hat es bisher eine Art von Monopol für ganz Spanien darin gehabt, und die Waaren theurer und schlechter als die englischen geliefert. Die übrigen Provinzen wünschen den Vertrag, weil die catalonischen Fabriken durch die Concurrenz mit England zugleich angespornt zu besserer Arbeit, und mit ihren Forderungen im Zaum gehalten werden dürften, denn jetzt sollen sich Fabrikanten binnen fünf bis

sechs Jahren insolente Vermögen erwerben. Spanien bedarf eines Herrschers, der weiser ist als der weise Salomo, um all die verschiedenen Interessen der unter einander so unerhört verschiedenen Provinzen zu schützen, zu heben, und ihre feinen zerreißbaren Fädchen zu gleicher Zeit zu einem starken, gemeinsamen Faden zusammen zu spinnen. Es müßte nicht sowol einen Regenten haben, als einen Regenerator, einen von den seltenen Menschen, wie sie zuweilen in Epochen der Verwilderung und Verwahrlosung auftauchen, um, wie kühne Lootsen, das gefährdete Schiff durch einen ganzen Wald von Klippen und in sichres Fahrwasser zu bringen. Es hat sich so lange ausgeruht und einen so tiefen Schlaf durch die Jahrhunderte gemacht — und dabei springt doch etwas wie innere Energie hervor, zwar nur als Funke, nicht als Flamme — daß man wol sehr leicht an eine Desorganisation der Kräfte, aber sehr schwer an eine Dissolution derselben, an ein Unvermögen zu frischer Produktion glauben mag. — Ich besah in Cabella die Arbeit einiger Spitzenklöpplerinnen, die in emsiger Beschäftigung unter ihren Thüren saßen. Es war ganz hübsch gearbeitet, aber Muster, wie sie ungefähr vor zehn Jahren in der Mode waren, keine Spur der jetzigen! — Die Häuser in Dörfern und kleinen Städ-

ten sind so eingerichtet: ein großer und weiter Hausflur, den man ganz übersieht, weil die Hausthür, breit und hoch wie ein Thorweg, ganz offen steht und ihm Licht giebt. Er ist bald Werkstatt, bald Kaufladen, und immer Familienzimmer. Da arbeitet der Mann von seinen Gesellen umgeben, und die Frau sitzt daneben und wiegt das Kind; oder die Weiber sitzen im Kreise beisammen und stricken oder klöppeln. Ist die innere Thür geöffnet, so blickt man in ein Hinterzimmer, das als Küche dient. Im obern Stock ist eine große Fensterthür, bald mit und bald ohne Glasscheiben, doch immer mit einem Balken von Holz, worauf Blumentöpfe stehen, Wäsche getrocknet, Kleider gelüftet werden ꝛc. Das wird wol das Schlafgemach sein. Darf man nach der unzähligen Menge von Kindern urtheilen, so ist die Bevölkerung im Steigen; ich weiß nicht, was die Statistiker darüber sagen. Von Cabella bis Mataro fährt man an der Küste bergauf, bergab, durch eine wahrhaft sizilianische Bergformation und Vegetation; dann in der Ebene bis Barcelona, wo wir gestern Nachmittag um halb fünf Uhr ankamen. Die Stadt ist alt, sehr alt, schon zur Römerzeit bedeutend, dann von Ataulph für sein Westgothenreich erobert. Aus der Sarazenen-Ueberschwemmung tauchte das Land zwischen

Pyrenäen und Ebro, dessen südlicher Theil jetzt Catalonien heißt, unter dem Namen der spanischen Mark empor und stand unter der Oberlehnsherrschaft Carl's des Großen, der von den streitenden sarazenischen Partheien zu Hülfe gerufen worden war, und es von ihrer unsichern Herrschaft ablöste. Einer der mächtigsten fränkischen Lehnsträger ward der Graf von Barcelona. Doch unter den schwachen Carolingern löste sich dies Band nach und nach. Graf Ramon Berengar III. vermälte sich 1109 mit Dulcia, der Haupterbin Graf Gilberts von Provence, aus dem Hause der Bozone, und ward selbst dadurch Oberlehnsherr der meisten Großen in Septimanien. Ramon Berengar IV. vermälte sich 1137 mit Petronille, Erbin des Königreichs von Aragonien, und so wurden die Grafen von Barcelona Könige — und zwar mächtige Könige, eines tüchtigen, arbeitsamen Volkes, das handel- und gewerbetreibend, kühn zur See und tapfer im Felde, nebenbei stolz, unbeugsam, störrisch, im Bewußtsein seiner Kraft und in seinen langen Freiheitsgewohnheiten war. Zu Aragonien und Catalonien fügte der König Don Jacob I. in seiner langen Regierung von 1214 bis 76, die Eroberung der Balearischen Inseln und des Königreichs Valencia über die Mauren; und dessen Sohn, Don Pedro III.

die Eroberung Siciliens, 1282, als Schwiegersohn König Manfreds. Als nun gar Alfons V. von der kinderlosen Johanna II. zum Erben von Neapel erklärt wurde, 1420, gingen die Ansprüche, die er nicht befestigen konnte, auf seinen Neffen Ferdinand den Katholischen über, der sie geltend machte, nachdem er sich durch seine Vermählung mit Isabelle von Castilien, 1469, zum mächtigsten Herrscher in Spanien gemacht. Er legte den Grund zu der ungeheuern Monarchie, die unter Carl V. ungefähr funfzig Jahr lang an der Spitze des Erdballs stand, und die den Keim zu ihrem reißenden Verfall in ihrer kolossalen Größe, in ihrem übermäßigen Reichthum trug. — Wenn Barcelona auch längst nicht mehr Residenz der Könige ist, so hat es sich dennoch, gleichsam aus alter Gewohnheit, in Thätigkeit und Wohlstand — und der Catalonier sich in Betriebsamkeit erhalten. Er soll geizig und aufrührerischen Sinnes sein. Wo das Geld so schwer zu erwerben ist wegen der Störungen, welche Kriege und Faktionen bereiten — wo es noch schwerer zu erhalten ist wegen der Unsicherheit despotischer, schwacher und schwankender Regierungen — da darf man sich nicht verwundern, wenn der Besitz desselben überschätzt wird. Und eben so wenig, wenn politischer, religiöser und geistiger Druck es dahin gebracht hat,

daß seine stolzen freien Allüren sich in aufrührerische Gesinnung umgesetzt haben, wie gährender feuriger Wein in Essig. Am Schluß des Erbfolgekrieges, in welchem Catalonien glühend Partei für das Haus Oesterreich ergriffen hatte, versuchte Philipp V. die Catalonier zu bändigen, indem er ihnen nicht nur die Waffen nahm, sondern jedem Hause nur ein Messer, und zwar durch eine Kette an den Tisch geschmiedet ließ. Ich glaube eben so wenig, daß eine Regierung die Fehler und bösen Neigungen eines Volkes — als die Erziehung die eines Kindes ausrotten könne; aber ich glaube, daß viel für Völker und Kinder zu machen sei, wenn man ihren guten Eigenschaften Spielraum und Entwickelung gönnt und die bösen nicht auffrischt, indem man sie durch Widerspruch reizt. Doch ach! Könige und Eltern behandeln allzu oft Volk und Kind nach Laune und Bequemlichkeit! es soll hübsch still sein, nicht unruhig, nicht schreierisch, nicht widerspenstig und es hat doch oft ganz heimlich seine bittern Aengste, nach denen Niemand fragt. Und andere, die es besser meinen, oder sich weiser dünken, handeln nach einem gewissen System, das sie sich aber leider öfter nach ihrer Bedürftigkeit als nach der von Volk und Kind gebildet haben; fehlt darin die Willkür, so tritt dafür allzu oft schneidende Beschränkung ein. O, zum

Herrschen wie zum Erziehen gehört nicht blos ein tiefes und umfassendes Genie, sondern vielleicht noch mehr eine tiefe glühende ausdauernde Liebe — ich meine eine vollkommne Abnegation der Persönlichkeit und ein beständiges Opfer desjenigen, was dem Mächtigen, sei es ein König, sei es ein Vater, so lieb ist: nämlich der Bequemlichkeit, und des Vergnügens seinen Willen nach Lust und Laune durchzusetzen.

Der Gasthof de los quatro naciones, der die miserabelsten Zimmer, einer Dorfschenke würdig, doch Tisch und Bett gut hat, liegt an der rambla, einer Straße, die zugleich durch eine Allee in eine Promenade verwandelt ist — ungefähr wie die Linden in Berlin, nur sind die Bäume jünger. Als wir gestern Abend von einem kleinen Streifzug durch die Stadt in das Hotel zurückgingen, war die ganze rambla schwarz von Menschengewimmel. Halb beängstigt, halb erfreut, machte ich mich schon auf das Schauspiel einer kleinen Emeute gefaßt, aber es war nichts weiter, als der allabendliche Spaziergang. Frauen fehlen ganz und gar, es war kühl und regnerisch; und alle Männer waren dermaßen in ihre Mäntel vermummt, wie in Deutschland mitten im Winter. Es war schon ganz finster und spät, als ich noch immer das Getrappel von all den Füßen, diese sonderbare kühle Promenade

bei Laternenlicht von zahllosen Männern, in meinem Zimmer hörte. Heute gingen wir viel umher. Das gute Pflaster von breiten, flachen Steinen, und die fast gänzliche Abwesenheit der Wagen, macht es sehr bequem. Es ist eine große Stadt von 160,000 bis 180,000 Einwohnern, und auch eine recht elegant gebaute und wohlhabende Stadt, die durch ihre hohen Häuser und prächtig gepflasterten Straßen ein wenig an Mailand, ein wenig an Neapel erinnert, aber dieser Mangel an Wagen giebt ihr etwas Kleinstädtisches. Freilich, in Venedig sind auch keine Wagen: da ist es aber kein Mangel, sondern eine Vollkommenheit mehr, denn die Gondel ersetzt sie und erspart dem Ohr ihren brutalen Lärm; hier aber vermißt man sie, denn sie gehören nun einmal zu unserm Begriff von Wohlhabenheit. Von der kleinen Königin habe ich eine Menge Porträts gesehen, Oelgemälde und Kupferstiche, Brustbild und ganze Figur. Ich will hoffen, daß sie nicht ähnlich sind, denn das ist kein liebes, gutes Kindergesicht. Ein brauner, harter Kopf mit plumpen Zügen, bedenklich schmalen Lippen, und ich möchte fast sagen mit einem bösen Blick. Ich dachte an Tony — wenn die gemalt wäre mit einer Krone auf ihren blonden Härchen, was das für ein liebliches Königskind sein würde! — Zuerst

wurden wir nach einem Garten geführt, der zur öffentlichen Promenade gehört, und jardin de la Regna heißt. Da sie ein Kind ist, so paßt er für sie! Kleine, hübsche Blumenbeete, kleine, schmale Wege, kleine Volieren, hier mit Kanarienvögeln, da mit Papageien, dort gar mit Perlhühnern, und mehr dergleichen kleine, unschuldvolle Veranstaltungen. Ich gestehe Dir, daß ich etwas blasirt über die Freuden des Hühnerhofes bin, und ungeduldig aus diesem gar so kindlichen Garten nach den alten herrlichen Gebäuden eilte, welche aus dem Mittelalter Barcelona schmücken. Von den drei gothischen Kirchen, die Kathedrale, Sta. Maria de mar, und Sta. Maria delpino, sämmtlich im feierlich ernsten Stil der Kirche zu Gerona — ist die erste durch Größe und herrliche Proportionen am imposantesten. Auch hier herrscht die tiefe Dunkelheit, auch hier treten allmälig goldne Altäre und buntglühende Fenster wie fremde Gestirne aus der Nacht hervor. Das ist der Hauptschmuck der Kirchen: gemalte Scheiben und Schnitzwerk, Heiligenbilder in ihren Nischen, Spitzbogen, Säulen und Schnörkel aller Art, Alles vergoldet über den Altären; fast gar keine Bilder, und wo eins ist, schlecht und unerkennbar in der trügerischen Beleuchtung. Das Grabmal von Graf Ramon Berengar II., der 1076 den Grundstein zu

dieser Kathedrale legte, hängt seitwärts nach Art der alten Monumente wie ein großer Vogelbauer an der Wand. Es war Messe, doch Niemand in der Kirche. Es scheint, als ob stille Andacht den Menschen hier nicht genüge, als begehrten sie Pomp und Ceremonien, um sich nicht sowol zu erbauen, als vielmehr physisch erschüttern zu lassen. Wäre ich in der Charwoche hier gewesen, so hätte ich ein Schauspiel sehen können, das in den Städten von Catalonien mit allem möglichen Gepränge begangen wird und das Volk in Schaaren herbeizieht; es wird nämlich die ganze Passionsgeschichte, den Evangelien entlehnt und in Verse gebracht, auf einem Theater dargestellt. Dies Ueberbleibsel der alten Mysterien und Autos sacramentalos ist dahin verändert, daß keine burleske Partie die ernste Handlung unterbricht, und daß keine possenreißerischen Scherze neben den geheiligten Worten des Evangeliums erklingen. Uebrigens wird es eingeübt und studiert, auf malerischen Effekt berechnet und künstlerisch mit schöngruppirten Tableaux geschmückt, wie jede andre theatralische Darstellung. Die Schauspieler werden gewählt nach ihren körperlichen Gaben oder ihrem Talent für die Bühne. Der Christus muß ein schöner Mensch mit einem schwarzen Bart — der Judas rothhaarig, die heiligen Frauen schön sein.

In Tarragona hat man vor zwei Jahren die Rolle des Christus einem Galeerensträfling übertragen, der sich durch Schönheit und Talent ausgezeichnet hat; und die ganze Stadt hat sich verbürgt und Caution für ihn gestellt, daß man ihn nicht vor Entzücken entwischen lassen würde. Aus seiner Auferstehungsglorie ging er also unter dem Beifall und den Thränen der Menge in den Bagno zurück. Eine Modistin und eine Wäscherin stellten die heiligen Frauen dar, und als der Christus vom Kreuz genommen in dem Schooß seiner Mutter gelegen hat, soll es ein wunderschönes Tableau gewesen sein. Es ist sehr natürlich, daß Menschen, welche der Rührung und Erbauung durch so handgreifliche sinnliche Eindrücke gewohnt sind, unempfänglich für die Sprache werden müssen, welche die Andacht in der Stille und Einsamkeit spricht. Wird man denn nie dahin kommen eine Form des kirchlichen Gottesdienstes zu finden, welche der Bedürftigkeit unsers Gesammtwesens begegnet? die katholische captivirt brutal nur den sinnlichen Menschen, die protestantische unterdrückt ihn, ohne den geistigen zu wecken. Jene beschäftigt schmeichlerisch Auge und Ohr und der Geist vagabondirt ins Blaue hinein; diese martyrisirt Auge und Ohr und zerknickt den Schwung der Seele durch kreischenden Gesang und eintönige Rede. Dort

vergißt man nachzudenken über den Sinn und die innere Wahrheit der Feier; hier flüchtet man sich aus heller Angst in das Nachdenken hinein, um alle die unschönen Eindrücke los zu werden, von denen man bestürmt wird. Ach, dort wie hier muß man sich auf seinen eignen einsamen Pfad werfen, wenn man die Gedanken zu einer Region erheben will, wo die Seele Sabbatfeier und Sabbatstille findet, und wo man den Verstand und die Sinne in Ruhe läßt.

Ein majestätischer Kreuzgang schließt sich an die Kathedrale. In seinem innern Hof stehen Citronenbäume in freier Erde, aber schlecht gehalten, und ein kleines mürrisches Fontänchen, einen Ritter zu Pferd vorstellend, nicht größer als ein Kinderspielwerk. Zwirnfadendünne Wasserstralen spritzen aus Augen, Ohren, Schweif des Pferdes. Das Bedürfniß der Contraste, die Unmöglichkeit von einem und demselben Gedanken auf die Dauer befriedigend erfüllt zu werden, ist so groß im Menschen, daß er auf die wunderlichsten Einfälle geräth, um sich gleichsam von großen Schöpfungen und ernsten Werken zu erholen. So muß es dem Baumeister gegangen sein, der diesen imposanten Kreuzgang mit einer solchen Spielerei ausstattete. Nachdem er sich in die tiefsinnigsten Berechnungen und die großartigsten

Formen versenkt hatte, versuchte er zu spielen wie ein Kind. Das gefällt mir bei einem tüchtigen Menschen.

Zwei ganz modernisirte und mit stattlichen Façaden versehene Gebäude sind Justizpalast und Lonja. Desto mehr wird man dort von dem innern Hof — hier von einem Saal überrascht, dessen merkwürdig leichten Bau ich nie und nirgends gefunden. Die Lonja ist die Börse, und jener Saal ist die Halle, in welcher sich die Handelsherrn versammeln. Zu welcher Architectur er gehört, ob zur gothischen oder zur gemischten, ist schwer zu bestimmen: denn er hat im Grunde nichts eigentlich Charakteristisches, und sieht aus wie verschlagen aus fremden Zonen, beinah — als ob eine Frau ihn gebaut hätte, kühn und zerbrechlich. In der obern Etage sind Säle mit Gypsabgüssen der Antiken für die Zöglinge der Zeichenschule; und andre, wo das Handelsgericht gehalten wird. In einem der letzteren fand ich die Decoration recht seltsam, dem Fauteuil des Präsidenten gegenüber stand eine Statue der Lucretia, wie sie sich den Dolch ins Herz gestoßen hat und zurückgesunken daliegt. Was in aller Welt hat die Lucretia dort zu thun! überdies war es ein ziemlich mattes Produkt eines lebenden Bildhauers, von dem auch noch ein Paar Genien oder dergleichen

idealische Gestalten, bei und von denen man denken kann, was man will, d. h. gewöhnlich — nichts! in allen vier Ecken standen. — Der Justizpalast hat außer den zierlich skulptirten Gallerien und Fenstern eines inneren Hofes, noch einige kleine Curiositäten, z. B. die Gemälde sämmtlicher Herrscher, die Barcelona je gehabt hat. Diese lange Reihe beginnt mit Ataulf und endet mit Isabelle II. Welche zahllose Abstufungen und Umwandlungen der Zeit, der Verhältnisse, der Charaktere von jenem kriegerischen Helden bis zu diesem kleinen Mädchen! und doch immer derselbe Grundzustand durch die langen Jahrhunderte, immer Beherrschte und nie Herrscher! Ist es der Mühe werth, fragt man sich unwillkürlich, Revolutionen und was weiß ich für Umwälzungen mit unerhörtem Aufwand von Blut und Leben und Thränen zu machen, wenn das letzte Ende von dem Allen doch immer und ewig nichts Anderes ist, als der Zepter in den Händen des Helden, des Weisen, des Narren, des Tyrannen oder des Kindes — und unter diesem Zepter kurze Wolfahrt und lange Mühsale der Völker. Was man auch erdacht und versucht haben möge — anders wird es nicht; und das ist nicht die Schuld der Gesetzgeber oder Fürsten, wie Manche das wol behaupten aus Heuchelei oder Kurzsichtigkeit, wenig-

stens nicht hauptsächlich ihre Schuld; sondern es ist die melancholische Bestimmung des Menschengeschlechts. Zu langen Freuden und kurzen Schmerzen ward noch keiner von uns geboren; wie sollte es denn ein Volk sein? Das sage ich nicht aus Gleichgültigkeit gegen Einen oder gegen Alle, wol aber aus tiefer Ueberzeugung.

Barcelona ist die Stadt in Spanien, welche gegenwärtig den lebhaftesten Handel hat. Wie das bei allen Handelstädten geht, wenn sie sich nicht Kronen aufzusetzen verstanden, wie Venedig, Genua, die niederländischen und etwa die der Hanse, sie verlieren durch die Reibung mit Fremden ihre Originalität, so wie ein Geldstück, das aus einem Beutel in den andern geht, sein Gepräge. Barcelona sieht aus wie dies und das, aber nicht durchaus wie eine spanische Stadt; Spanien muß man tiefer im Süden suchen, und da wir hier gehört haben, daß die Fremden überall vor den etwaigen politischen Eruptionen vollkommen gesichert sein sollen, weil sich Niemand um Unverdächtige bekümmert, so fahren wir morgen mit dem Dampfboot nach Valencia. Die Reise in der Diligence ist gar so ermüdend, besonders da sie jetzt bereits für mich den Reiz der Fremdartigkeit verloren hat. Etwas, woran ich mich hier noch gar nicht gewöhnen kann,

ist die Barfüßerei der Soldaten und ihr ärmlicher Aufzug. Sie sind den ganzen Winter in Sommer=beinkleidern herumgelaufen, und wenn ihnen die Regierung Sold für sechs Monat schuldig worden ist, so bezahlt sie für drei. Die Offiziere sollen es noch übler haben, denn da den Gemeinen, außer ihrem ohnehin schon sehr geringen Sold gar keine Subsistenzmittel zu Gebote stehen, so treten jene mit ihren Forderungen so lange zurück, bis diese befriedigt sind. Ich finde das sehr großmüthig, denn mancher Hauptmann hat auch nichts weiter, als seinen Sold, und wenn es ihm auch leichter wird Schulden zu machen, als dem gemeinen Soldaten, so lebt er dafür in Verhältnissen, wo die Armuth doppelt drückt — einmal durch die Entbehrungen, die sie auflegt, und dann durch den Gegensatz mit der Welt von Luxus und Behaglichkeit, in der er seines Gleichen leben sieht. In Reih und Glied sollen sich dennoch die Truppen recht gut ausneh=men. Man ist jetzt in der Erwartung der Regent=schaftsbestimmung. Niemand zweifelt daran, daß Espartero alleiniger Regent werden wird. Es ist schwer zu ergründen, ob man sich im Allgemeinen dazu freut oder nicht, und ob er nur die Truppen für sich hat, oder die Volksgunst, oder eine Partei, deren Interesse mit dem seinen Schritt hält. Für

einen Mann von großem Talent hält ihn Niemand: allein der Eine spricht, er sei unerhört ehrgeizig und schlau, und der Andre, er sei von redlicher Gesinnung und gutem Willen. Alle meinen ungefähr, daß vor der Hand nichts Andres in und mit Spanien zu machen sei. Dies vor der Hand wird wol so lange dauern, bis die kleine Königin vierzehn Jahr und somit majorenn wird, und sich vermählt. Espartero hat keinen Sohn — überhaupt keine Kinder — sonst könnte man etwas erleben. Diktatoren gehen weit! Ich hatte mir vorgestellt, daß das Volk in Spanien glühend und energisch einer Partei anhinge. Aus dem Independenzkriege — so nennt man hier den Krieg gegen Napoleon — hat man eine solche gute Meinung von ihm aufbewahrt. Freilich war damals die Sache dadurch ganz von der gegenwärtigen verschieden, daß es gegen die Franzosen nicht sowol eine Partei, als eine allgemeine Schilderhebung des ganzen Volks gab; während jetzt jede Provinz, ja jede Stadt, nicht sowol Prinzipien und Ideen oder auch nur Personen anhängt, als vielmehr ihrem individuellen Interesse. In diesen letzten fünf und zwanzig Jahren ist die ganze Welt fürchterlich materialistisch worden, und überall sieht man Ideen vor dem Interesse erliegen. So weit Spanien hinter dem übrigen Europa an Cultur und

Civilisation zurückstehen möge — grade in diesem Punkte nähert es sich der allgemeinen Bildung, und der Lauheit und Flauheit, welche diese Richtung dem Charakter einprägt. Als die Königin Christine im vorigen Herbst, kurz vor ihrer Abdankung, nach Barcelona gekommen ist, als man sie und ihre kleinen Töchter so schutzlos und einsam — und sie doch beständig freundlich und lieblich gesehen hat, als sie alle drei in einem sehr einfachen Wagen ihren Einzug gehalten haben, die Kinder auf dem Ehrenplatz, weil das eine Königin, das andere Thronfolgerin ist, und die Mutter ihnen gegenüber: da ist der glühendste Enthusiasmus für sie ausgebrochen und eine Fluth von Rührung und Begeisterung. Und einige Tage später hat sich derselbe Enthusiasmus des Volks auf Espartero geworfen, und man hat ihn hier mitsammt seinem Pferde vom Erdboden aufgehoben und buchstäblich auf Händen getragen. Man pflegt wol zu sagen, Fürstengunst sei ein wetterwendisch Ding, aber warlich, Volksgunst ist es nicht minder! — Liebe Mutter, ich erzähle Dir alles, was ich höre. Viel Zusammenhang vermag ich nicht da hinein zu bringen und noch weniger eine eigene Meinung herauszustellen. Dazu muß man viel länger in einem so ganz fremden Lande leben und verschiedene Phasen

desselben mit durchmachen; und ich habe es immer höchst impertinent gefunden, wenn Reisende behaupten, die geselligen, politischen, literarischen und alle möglichen Zustände eines Landes ergründet zu haben, sobald sie die Nasenspitze über seine Grenze gesteckt. Die liegen nirgends so blank und baar da, daß man gleich beim ersten Blick sie erkennen könnte! freilich hier am wenigsten, weil die Wellen nach dem langen Sturm gewaltig hoch gehen. — Ich küsse Deine Hand, Herzensmama.

# Zwölfter Reisebrief.

25. April 1841.

(Am Bord des Amsterdam. Rhede von Alicante.)

Nun bin ich en pleine Espagne! Land, Städte, Menschen, wie man sie nur hier sehen kann! Dazu der schönste Himmel und das schönste Meer — und so ruhig, daß ich, im glücklichen Alleinbesitz der Damen-Cabine, schreiben kann. Es war aber keinesweges immer so friedlich und bequem. Am 23. um halb ein Uhr Mittags schifften wir uns in Barcelona bei strömendem Regen ein. Nachdem die erste Unruhe vorüber war, die immer der Einschiffung der Passagiere zu folgen pflegt, fand ich in der Damen Cabine eine Spanierin mit einer fünfjährigen Tochter, einem Säugling und dessen Amme. Ich war in gelinder Verzweiflung

ich finde Kinder unter drei Jahren kleine, abschrek-kende Gebilde, und nun diese nächtliche Gemeinschaft mit einer Amme und einem Säugling auf diesem engen Raum! Indessen verlor ich bald die Besinnung, denn das Wetter war sehr schlecht, das Meer sehr hoch, und die ganze Schiffsgesellschaft, ein paar Engländer ausgenommen, die ungestört dinirten, befand sich mit mir in demselben jammervollen Zustand, der bis zum Abend dauerte. Die Spanierin weinte und schrie abwechselnd vor Verzweiflung, wollte ans Land gesetzt sein, und gab sich verloren, als das nicht geschah. Ich ächzte wol auch ein bischen, aber nicht sehr; wenn ich krank bin, bin ich still. Den Säugling muß ich loben! er schrie nicht und befand sich recht wol. Die ganze Nacht war schlecht, und ich dankte Gott, als es um acht Uhr früh hieß, wir wären auf der Rhede von Valencia. Geschwind ein wenig Toilette gemacht — ach, sehr wenig! der enge Raum, meine Reisegefährtin! — enfin, es ging. Auf dem Verdeck war ich geblendet! Valencia lag, weiß wie ein Schwan auf seinem grünen Nest, auf der Ebene da, und ein Kranz von violetten Bergen, wie von Blumen rund umher, während das Blau des südlichen Himmels Vor- und Hintergrund von unvergleichlicher Transparenz bildete! Valencia! auch

eins der vielen maurischen Königreiche, und gerade dasjenige, welches die Mauren durch ihre große agronomische Geschicklichkeit zu einem Eden umwandelten! Valencia! klingend von Liedern, von Romanzen, von Guitarren, duftend von Blumen, belebt von tapfern Rittern und schönen Frauen, von reizenden, lockenden Abenteuern der Liebe, der Leidenschaft und der Rache! Valencia! wer kennt es nicht! „Der Cid zu Valencia und im Tode,“ den herrlichen, königlichen Kampfpreis, den der edle Campeador durch sein gutes Schwert sich gewann! Das flog mir Alles durch den Sinn, als ich's ins Auge faßte mit jenem freudigen, erwartungsvollen, zitternden Blick, den wir auf etwas nie Gesehenes und doch schon längst Bekanntes und Geliebtes werfen. Ein Boot brachte uns nach dem Hafen von Valencia, el Grao, und von dort eine Tartane durch eine prächtig große und frische Allee von Ulmen und Pappeln nach der dreiviertel Stunden entfernten Stadt. Eine Tartane ist folgende Maschine: ein einspänniger auf zwei Rädern liegender Karren, in den man von hinten einsteigt und seitwärts auf zwei schmalen Bänken Platz nimmt; buntbemalte Leinwand überspannt ihn im Bogen. Ein wahrhaft höllisches Fuhrwerk, zerschmetternd für Kopf, Brust, sämmtliche Glieder,

und Nerven, aber das einzige, welches in Valencia Mode ist, denn wir sahen mehre Privat-Tartanen zierlicher gebaut und hinten und vorn mit Glasfenstern geschlossen, jedoch immer ganz simpel auf ihren breiten, großen, stoßenden Rädern liegend. Die Bäume der Allee stehen in Gräben, durch welche, wie durch die ganze Ebene, Wasser geleitet wird. Ohne diese künstlichen Frigidationen, die noch aus der Maurenzeit stammen, würde das Land ebenso wüst und unfruchtbar sein, als es jetzt üppig und frisch ist. Das Getreide stand hoch und fest, wie eine Mauer, und war durchschnitten von Maulbeerpflanzungen, die hier ganz besonders gepflegt werden, wegen der Seidenzucht. Ab und an stieg eine Palme nonchalante und träumerisch aus dem vortrefflich bestellten Felde empor, wie ein poetischer Gedanke aus einem praktischen Leben — fremdartig und fesselnd. Winzige, schneeweiße Bauerhäuschen mit spitzen Strohdächern, und einige wenige Landhäuser lagen am Wege rechts und links. Eine große, gemauerte Brücke führt über den Guadalaviar, und durch eine schnurgerade Allee italienischer Pappeln, Alameda vilja genannt, kommt man in die Stadt, die groß genug, doch schlecht gepflastert und gestraßt und ohne schöne Gebäude ist. Die Douane ist wol das größte und beste der neuen,

die Lonja de seda, eine Halle, worin der Seiden-handel getrieben wird, das schönste der alten — obgleich sie weit hinter der graziösen Lonja von Barzelona zurückbleibt, wegen ihrer seltsamen, wie Gerstenzucker gewundenen Säulen. In der Kathedrale soll eine große Kuppel und eine Seitenkapelle von maurischer Construction sein. Ich muß mir gefallen lassen, was dem Führer zu sagen beliebt! Ehe ich nicht Granada gesehen, kann ich nicht mit Sachkenntniß von jener Architectur sprechen. Von der Platteforme des Thurmes der Kathedrale, den man Miguelat nennt, übersieht man die Stadt und die Ebene bis zu den Bergen, die sich im Halbkreis, doch zu fern für malerischen Effect, um sie lagern. Malerisch ist diese Ebene überhaupt gar nicht, auch nicht dem Bilde entsprechend, das meine Phantasie sich entworfen, die auf eine zweite Conca d'oro gerechnet hatte; doch sehr angenehm für das Auge, weil sie um und um meilenweit grün und grün und abermals grün ist; und vielleicht noch angenehmer für den Gedanken, daß das ausgesogene, vernachlässigte Spanien ein Gartenland hat, welches in der Kultur mit der Lombardei rivalisirt und sie in der Production übertrifft.

Eine solche Masse horrender Gemälde, wie zu Valencia, habe ich in meinem Leben nicht gesehen!

In einem aufgehobenen Carmeliterkloster waren lange Säle mit ich weiß nicht was für Sudeleien angefüllt, und die Sammlung des Don Pedro Perez, eines ehemaligen Barbiers, verdient auch kaum einen andern Namen, als den einer alten Trödelbude. Ihm fliegen freilich die Namen Raphael, Correggio, Dominichino und andere extravagante Behauptungen von Unvergleichlichkeit und Unschätzbarkeit seiner Bilder über die Lippen; aber die gräßliche Confusion in seinen Zimmern, wo Gemälde, Kupferstiche, Glas und Porzellan, chinesische Puppen und hölzerne Schäfer, unwichtige Curiositäten und affröse Antiquitäten, wie Kraut und Rüben durch einander hingen, lagen und standen — schien mir ein getreues Symbol der Confusion in seinem Kopf zu sein. Einige Bilder von Spagnoletto und von Juan Juanes, einem Valencianer, dessen Christus mit der Hostie in der Kathedrale sehr bewundert wird, mag der alte Herr wol haben. Allein ich bin nun mal zur Admiration der Mittelmäßigkeit total verdorben. Das mag ein großes Unglück oder ein großer Fehler sein, um so mehr, da ich ebenfalls nicht kapabel bin, es durch ein bischen falsche Extase zu ersetzen, sondern dürr wie ein Stock bleibe. Obenein war das ganze Haus von einem vernichtenden Kohl- und Knoblauch-

Arom durchzogen; da ich nun meine Seekrankheit noch nicht gründlich überstanden haben mochte, so zog mich ein geöffnetes Fenster magnetisch an, und wo ich konnte, schnappte ich nach frischer Luft, und ließ die apokryphischen Raphael's und Leonardo's im Stich. Dafür behandelte mich denn Herr Perez mit der mir gebührenden Geringschätzung. Ich verfiel in ein wahrhaft tolles Lachen, als er mir sagte, ich möchte nur da hinten irgendwo sitzen bleiben, und mich ruhig verhalten, und die Herren vortreten lassen, die etwas von der Sache verständen. — Es ist immer sehr lieblich unter blühenden Citronenbäumen zu sitzen, doch nie mehr, als wenn man aus solchem Wust von ungeordneter Antiquaille und untergeordneten Kunstsachen zu ihnen fliehen kann. Deshalb vielleicht hat die neue Promenade, la glorieta, einen ganz reizend frischen Eindruck auf mich gemacht, obzwar sie bei uns gewiß für sehr unbedeutend gelten würde, und es dem Raum und der Anlage nach auch wirklich ist. Am interessantesten in Valencia ist das Volk anzusehen. Zwei Typen herrschen in seiner Gesichtsbildung vor: der eine ist mohrisch, mit runden, schwarzen Augen, platter Nase, dicken Lippen; der andere ein Gemisch von nordischem und arabischem Blut, feine, bestimmte Züge, intelligenter Ausdruck, und besonders ein

wunderhübscher, scharfer Schnitt von der Nase zu kurzen Oberlippe, wenn man das Profil betrachtet. Es ist eine ungeheure Verschiedenheit zwischen ihnen und dem Volk im südlichen Frankreich und in Italien. Der Provençale sieht roh und brutal aus, der Römer finster und hochmüthig, der Neapolitaner fratzenhaft lebendig, der Valencianer halb ernst, halb schlau, ganz vornehm. Unser Kutscher grüßte im Vorbeifahren eine Schaar guter Freunde! unmöglich kann irgend ein Königssohn eine graziösere und doch stolzere Bewegung mit Kopf und Hand machen und verbindlich zurückhaltender lächeln, als dieser Mensch. Die Tracht ist ganz malerisch. Die Beinkleider von weißer Leinwand sind so weit, daß sie wie eine Tunika flattern, und reichen nur bis ans Knie; unter demselben beginnt der Strumpf, der bis zum Knöchel geht, und Algargates schützen den bloßen Fuß. Die Weste von buntem Baumwollenzeug hat kleine, silberne oder versilberte Knöpfe in Filigranarbeit. Einige tragen eine Tuchjacke, buntausgenäht, darüber, und Andere nur ihre Hemdärmel, über deren Weiße ich mich sehr verwunderte, da es nicht Sonntag war; — Alle eine hochrothe, wollene Echarpe als Gürtel um den Leib. Die Kopfbedeckung ist entweder ein spitzer, schwarzer Hut, oder eine hinten herabfallende, sackähnliche, rothe

Mütze. Ueber der Schulter endlich tragen sie die Manta; das ist nicht ein Mantel, wie man aus der Aehnlichkeit des Namens schließen sollte, der heißt Capa, sondern etwa ein Shawl von dem buntgestreiften Wollenstoff, wie man ihn bei uns in Bauerstuben zu Decken über Tischen und Koffern sieht. Wenn es warm ist, legen sie die Manta zusammengerollt auf eine Schulter; wenn es kalt ist, drapiren sie sich darein, wie die alten Römer in ihre Toja. Früher, d. h. vor dreißig bis vierzig Jahren, ist es Sitte gewesen, daß ein junger Mann erst an seinem Hochzeitstage die Manta tragen, so wie auch zum ersten Mal in einem Bett schlafen durfte. Die Manta bekleidete ihn damals mit einer Art von Toga virilis, zu der ihn nur die Ehe, nur die Würde berechtigte, das Haupt einer Familie zu sein. Zu der Zeit ist es unmöglich gewesen, ihn zu bewegen, seine Tracht mit der Livree zu vertauschen, sobald er bei einem Herrn in Dienst trat, oder ihn zu vermögen, Wasser zu tragen. Beides galt für sclavisch und unwürdig, und war durch kein Geld von einem Manne zu erkaufen. Das hat aufgehört. „Der Hunger hat sie gebändigt,“ sagte Derjenige, der mir dies erzählte, ein Spanier. Ich habe einmal von einem Bären gehört, den man durch Hunger zum Wassertragen und Bratenwenden

in der Küche abgerichtet hat; das kam mir schon passabel grausam vor, man hätte ihn ja lieber tödten können! Aber wie mir leid that, hier dem Siege des Hungers über die uralten, stolzen Sitten der Vorfahren, die jedem Menschen so heilig lieb sind, zu begegnen! Ohnehin scheint mir der Widerwille gegen die Livree kein bloßes Vorurtheil; die Volkstracht macht den Menschen zu einem selbständigen Individuum, zu einer Persönlichkeit zwischen seines Gleichen; die Livree macht ihn zu einer unfreien Maschine. Jene giebt Bedeutung, diese nur Bezeichnung. Ich weiß wol, daß man sagen kann: Bah! so tief schneidet ein Rock oder ein Hut nicht in das Leben ein! — und daß man es sogar durch Beispiele und Belege unterstützen kann. Ich glaube gern, daß mit einem Volk Umwälzungen vorgehen können, ohne daß es seine Kleidung verändert, aber diejenigen, welche es von allen Erinnerungen und Gebräuchen, überhaupt von der Anhänglichkeit an die Vergangenheit losreißen wollen, nehmen ihm oder diskordiren ihm die Nationaltracht. Das wußte Peter der Große sehr gut, als er seinen Russen die Bärte scheeren ließ. Das weiß man heutzutage sehr gut in Bern, wo auf gewissen sonntäglichen Tanzböden die Mädchen in Berner Tracht nicht zugelassen werden, sie müssen sich hübsch nach

der Mode in irgend ein armseliges Fähnchen von Indienne oder dergl. kleiden. — Zu meinem höchsten Mißfallen und Erstaunen sehe ich hier alle Frauen in unseligen Indienne- oder Kattun- oder Zitzkleidern, oder wie man diesen häßlichen buntfarbigen, geschmacklosen, bettelhaften Stoff nennen mag — und nirgends eine Spur von der schwarzen zierlichen Basquine, welche die Spanierinnen mit so eigenthümlicher Grazie tragen sollen. Im Kreuzgang jenes aufgehobenen Carmeliterklosters mit der famösen Gemäldesammlung, saßen Stickerinnen am Rahmen und nähten mit der Tambourirnadel große viereckige Schleier von weißem Musselin für die Weiber vom Lande aus. Beiläufig: solch ein Schleier kostet fix und fertig mit breiter Bordüre sechs Realen, das sind anderthalb Franken oder zehn Groschen. Wir mußten auf den concierge warten, und die Frauenzimmer erzählten mir in der Zwischenzeit von dem prächtigen Anblick, den an Sonn- und Festtagen die Glorieta gewähre, wenn alle Frauen im höchsten Putz auf ihr spazieren gingen. In Barcelona soll es ebenso sein. Da gehen nach der Messe die Frauen auf die Promenade en grande toilette, mit Ringen über den Handschuhen, mit Diamanten gar, wenn sie dergleichen Ohrringe oder Nadeln haben. Sonntags in so auffallendem Anzug auf der Pro-

menade zu wandeln, würde bei uns ganz und gar schlechter Ton sein. Ich bin recht neugierig hier einen solchen Anblick zu haben. Das ist wahr, liebes Clärchen, ich gaffe die Leute hier ungefähr wie Wunderthiere an; aber sie revangiren sich und thun ein Gleiches. Mein Hut ist etwas Auffallendes. Einige der Vornehmern und Eleganten sollen zwar Hüte tragen; doch im Allgemeinen sieht man sie gar nicht. Ferner sieht man überhaupt auf der Straße wenig Frauen, die nicht zum Volk gehören. Den ganzen Tag hält sich die Spanierin in ihrem kühlen Hause auf, und nur Abends nach Sonnenuntergang erscheint sie auf der Promenade; daher braucht sie keinen Hut. Die Mantille rahmt ihr Gesicht viel zierlicher ein und genirt weder den Blick noch die Kopfbewegung, und sollte noch irgend ein blendender Sonnenstral auf sie fallen, so hat sie den großen Fächer in der Hand, womit sie sich bequemer schirmt, als mit einem Hut — besonders nach der jetzigen Mode. Ferner bietet ein Fächer den großen Vortheil, daß man hinter demselben sehen und nicht sehen kann, ganz wie man eben Lust hat. Das Spiel der Spanierin mit ihrem Fächer soll unnachahmlich sein — behaupten die Männer. Wenn Uebung Grazie geben könnte, so ließe sich diese leicht erklären, denn jedes kleine Mädchen von

sechs bis sieben Jahren trägt schon ihren Fächer in der Hand. Da er bei uns einigermaßen zur grande toilette gehört, so war es mir wol frappant ihn bei den Frauen zu finden, die, nichts weniger als gut gekleidet, auf dem Obst- und Gemüsemarkt Zwiebeln und dergleichen einkauften. Auf diesem Markt hatte ich Gelegenheit ziemlich viel Volk versammelt und es in seiner Kleidung und Haltung zu sehen. Das Wetter war äußerst angenehm, warm, doch vom Seewind gekühlt; und als wir gegen Abend zum Dampfboot zurückkehrten, war die weiche goldige Beleuchtung der Landschaft noch vortheilhafter als die etwas zu scharf stralende des Morgenlichts. Am Bord fand ich meine spanische Reisegefährtin wieder, welche es zu umständlich gefunden hatte sich mit ihrem Kleinen an das Land setzen zu lassen, und nun seufzend und gelangweilt den Moment der Abfahrt ersehnte — um so mehr, da die Amme fortwährend seekrank war. Es waren alle Mittel an der unglücklichen Person versucht worden; keins half. Jetzt endlich fiel der Gebieterin ein, ihr Champagner geben zu lassen, und siehe! das war wirksam. Ich empfand tiefes Mitgefühl über diese Genesung, erstens der Kranken wegen, und zweitens meinetwegen; denn in dem käfigengen Raum einer Damen-Cabine ist eine Kranke wirklich nur dann zu

ertragen, wenn Alle krank sind. Wir hatten eine kurze und glückliche Fahrt, und waren heut früh um fünf Uhr vor Alicante, dem Reiseziel der Spanierin. Während sie mit ihren Kindern Toilette machte, um ihren sie erwartenden Gatten in fiochi zu begrüßen, blieb ich ruhig auf meiner Matratze liegen und sah zu, auf welche Weise man in Spanien dies wichtige Geschäft betreibt. Ungefähr wie bei uns; aber doch nur ungefähr! fünf Minuten vor dem Spiegel, um das Shawl in gehörige Falten über hübsche runde Schultern zu werfen — wie bei uns, nicht wahr? aber wenn man nicht ein Handtuch finden kann, statt eins zu fordern die Hände im Kleide abzutrocknen — nicht wie bei uns! — Der Säugling bekam ein niedliches Mäntelchen von hellblauem Atlas um, und auf sein winziges dreimonatliches Köpfchen wurde eine Haube von Blonden, mit blauen Blumen garnirt, gestülpt. Dies Kind hatte, wie viele seines Gleichen, ein possirlich altes Gesicht; mit dieser Mütze sah es ganz und gar aus wie ein kleines verschrumpftes Mütterchen. Beim Abschied sagte mir die Spanierin, ihr Landhaus bei Alicante stehe zu meiner Disposition — eine Phrase der Artigkeit, welche man nie gegen Fremde versäumt. So antwortet auch der Besitzer auf die Frage: „Gehört Ihnen dies Buch,

oder das Tuch oder was es sei? — nie anders als: „Und Ihnen auch" — und bietet es sofort zum Geschenk an. So wird man eingeladen an der Mahlzeit Theil zu nehmen, wenn man in ein Haus tritt, dessen Besitzer eben bei Tisch ist. Lauter uralte Gewohnheiten, welche jetzt nicht viel mehr als eine Formel sein mögen, welche aber ihren morgenländischen Ursprung nicht verleugnen können, und wenigstens in den Worten das Wohlwollen und die Gastfreiheit bewahrt haben, die sie früher in der That übten. Einen größern Contrast als die Gegend von Alicante mit der von Valencia kann man sich nicht vorstellen. Er frappirte mich um so mehr, da er durch gar keine Abstufung vorbereitet war. Vor zwölf Stunden sah ich Frische und Kraft in voller Ueppigkeit, in rechter Jugendblüte um Valencia gelagert, und die Cultur behaglich ausgedehnt auf der weiten und breiten lachenden Ebene; heute früh den schroffen, nackten, heißen Felsen, starr am Meere sich hinziehend, ohne Vegetation, ohne Cultur, nichts als Schärfe und Dürre, und Alicante eingeklemmt zwischen Fels und Meer, wie das Product dieser Natur, wie eins mit dem Stein. In der Stadt drinnen sah es viel heiterer aus als wir erwartet hatten; hübsche weiße Häuser mit flachen Dächern, von Balustraden umgeben, und die Straßen

besser gepflastert und weit reinlicher, als in Valencia. Mein erster Gang ist immer in die Cathedrale; die von Alicante bot aber nicht die geringste Merkwürdigkeit, wenn Du nicht etwa das dafür rechnen willst, was wir auch in Valencia bemerkten, daß nämlich die Frauen in den Kirchen ganz morgenländisch auf den Matten kauern, womit der Fußboden bedeckt ist. Zuerst knien sie nieder, aber nach sehr kurzem Gebet lassen sie sich gleich umfallen, und verharren in der bequemeren Stellung. Die größte Sehenswürdigkeit von Alicante ist unstreitig das Haus des Marques Algorfa. Eingedenk des Don Pedro Perez hörte ich äußerst mißtrauisch zu, als wieder die Rede von einer Gemäldesammlung in einem Privathause war, doch so wie ich dieses nur betrat, sah ich wol, daß hier ein anderer Geist walte, als in dem Pandämonium des ehemaligen Barbiers. Von der Schwelle an war dies Haus comme il faut. Sogleich und ohne alle Fragen nach Namen und Herkunft der Fremden, ließ uns der Marques seine Zimmer öffnen, welche buchstäblich seine Zimmer waren, denn er bewohnt sie, und Bücher, Karten, Kupferstiche und Journale, welche auf den Tischen lagen, zeigten, daß sich der Hausherr zwischen seinen Bildern aufzuhalten pflege. Alle Zimmer waren gut möblirt, mit hübschen Tep-

pichen, und mit sehr vielen, und einigen sehr guten Gemälden geschmückt. Die meisten sind aus der spanischen Schule: mit der geht es mir wie mit der arabischen Baukunst: ich muß auf Glauben annehmen, was man mir von ihr erzählt. Der Marques zeigte uns ein Paar Bilder von Murillo, eine kleine höchst unschöne Magdalene und einen Heiligen, dessen Namen ich vergessen habe, der mir jedoch sehr gefiel, weil er wahr und natürlich aussah. Ein liebliches Bild aus Leonardo's Schule hing wie eine fremde zarte Blume zwischen all den — Bäumen; denn in der That, so, scheint mir, verhalten sich die italienischen Maler zu den spanischen. Ich bin heißhungrig auf ihre besten Leistungen! es ist ein großer Vortheil, wenn man diese zuerst sehen kann. An den besten Werken eines Malers oder einer Schule nimmt man wahr, was sie überhaupt im Stande sind zu leisten, und ihre Eigenthümlichkeit, ihr Streben, ihre Richtung treten klar und verständlich uns entgegen. Indem sie wie ein Lichtstral in unser Auge fallen, öffnen und erhellen sie es zugleich. Lernt man zuerst die untergeordneten Bilder einer Schule kennen, an denen die Fehler die Vorzüge überwiegen, bei denen die Originalität des Malers auf dem plattgetretnen Pfade der Routine verschwunden ist, in denen man statt des characteristischen

Zuges nur die Manier findet; — lernt man sie vollens auf solche Weise kennen, wie ich hier, wo man mir bei jedem Gemälde zu verstehen giebt oder gradezu sagt: es sei bewundernswerth, es sei eine herrliche Schöpfung eines herrlichen Malers; — so wird man ganz verwirrt und abgeängstigt, denn außer zur Liebe, überredet man sich zu nichts so schwer als zur Bewunderung. — Ich weiß nicht, ob wir so geboren sind oder ob wir uns so machen — genug, nichts macht uns so viel Vergnügen als die Kritik, weil sie uns immer ein kleines Gefühl von Ueberlegenheit giebt, — aber ganz ohne Grund, versichere ich Dir! Der Kritiker erkennt wohl die Fehler eines Werkes, und bleibt zuweilen für dessen Vorzüge blind. Das oberflächlichste Auge vermag Fehler wahrzunehmen; ein tieferes und durchgebildeteres hat Wahrnehmungen der Schönheit. Es ist so kinderleicht zu kritisiren, daß ich mich verwundre, wie es uns dennoch Spaß machen kann — um so mehr da die unbedeutendsten Menschen am eilfertigsten damit bei der Hand sind. Sie haben freilich ein ganz besondres Motiv: sie fühlen sich genirt durch die fremde Ueberlegenheit, und um aus diesem unbehaglichem Gefühl herauszukommen, werfen sie sich in die Kritik. Das giebt wenigstens eine Haltung! Durch diese Ueberzeugung, die sich auf manche

Erfahrung gründet, bin ich zu großem Widerwillen gegen das ewige Mäkeln und Tadeln und Kritisiren gelangt, wodurch man sich und Andere so herzlich langweilt. Denn im Grunde hört doch jeder verständige Mensch lieber loben als tadeln, weil es angenehmer ist an gute und schöne Dinge zu denken, als an häßliche und schlechte. — So geht es mir nun hier all diesen Bildern gegenüber: tadeln mag ich nicht, bewundern kann ich nicht. — Einige Herren von der Dampfbootgesellschaft sind zu den Forts um Alicante heraufgestiegen, um die Ebene zu sehen, die freundlich und bebaut jenseit der Felsenwand liegt und la huerta — der Garten — heißt. Wir besuchten die Alameda oder Promenade, sahen vor dem Thor ein kleines Feld mit reifer Gerste und fuhren um drei Uhr Nachmittags an Bord zurück — wo ich mich amüsirt habe Dir zu schreiben, liebes Clärchen.

## Dreizehnter Reisebrief.

26. April 1841.

(Hafen von Carthagena, am Bord des Amsterdam.)

Nichts ist angenehmer, liebes Clärchen, als kleinen Gewohnheiten nachhängen zu dürfen, nachdem man gezwungen gewesen ist von ihnen abzulassen! Ich habe nun einmal die, allein zu schlafen, und da gestern keine Dame gekommen ist mein Reich zu theilen, so war ich in der Cabine so behaglich wie in meinem Zimmer, und schlief vortrefflich. Der Amsterdam ist ein großes und sehr gutes Dampfboot, das englische Maschinen und fast gar nicht die zitternde Bewegung hat, welche den Dampfbooten eigen und ziemlich nervenerschütternd ist. Dazu kommt noch, daß die Damen-Cabine in der Mitte des Schiffes, nicht wie gewöhnlich im Hin-

tertheil desselben liegt, so daß man fast gar nichts von der Bewegung spürt. Ihre Wände sind zierlich boisirt, Thüren schließen die vier Cabinetchen, in welchen sich je zwei und zwei Schlafstätten über einander befinden. Ein großer Spiegel ist in der Hinterwand eingerahmt und ein sehr breites und bequemes Sopha steht darunter. Beiläufig: darauf schlafe ich, denn die kleinen Bettstellen kommen mir vor wie Särge und ich mag nicht bei lebendigem Leibe da hinein kriechen. Ein hohes kuppelähnliches Fenster gewährt recht vollständig Licht und Luft, und unter demselben, in der Mitte des Zimmers, steht der runde Tisch, an welchem ich Dir schreibe, auf einem sehr bequemen Fauteuil sitzend. Ist das nicht ein niedliches Cabinetchen? Gestern Abend, als der schwedische Consul in Alicante, an den ich empfohlen war, an Bord kam, um mich zu besuchen — war es ein Salon; über Nacht ein Schlafzimmer. So lebt man auf dem Meer, mein Clärchen.

Jeden Morgen komm' ich ganz neugierig auf das Verdeck, als ob ich in meinem Leben kein Land gesehen hätte. Der Anblick von Carthagena ist nicht anmuthiger als der von Alicante; derselbe Mangel an Vegetation, dieselbe schroffe, nackte Felsenformation, die hier wo möglich noch schärfer ist, da sie

wie Krebsscheeren ins Meer hineingreift und Carthagena's vortrefflichen Hafen bildet, der einst für Spanien war, was jetzt Toulon für Frankreich ist: nämlich der bedeutendste für die Kriegsschiffe. Ach, jetzt ist nicht ein einziges da. Carthagena ist kläglich zu besehen! — Um halb zehn Uhr waren wir gestern Abend abgefahren, und um fünf lagen wir heut früh vor Anker. Es dauert immer ziemlich lange, bis das Schiff freie pratique und die Reisenden Erlaubniß erhalten an das Land zu gehen, denn die Sanidad, die Polizei und die Douane senden ihre verschiedenen Beamten an Bord, um den Gesundheitszustand, die Pässe und die Koffer und andre Effecten zu inspiziren. Gestern war ein Reisender verloren gegangen, ein Portugiese; das gab großen Tumult. Wir mußten uns Alle auf dem Verdeck einstellen und wenn man den Namen ausrief, klar und verständlich antworten: hier! — Doch wurde mir diese Ceremonie erlassen, da es sich ja um einen Mann handelte. Ob und wo er sich wiedergefunden, hab' ich nicht gehört; es wird aber wol geschehen sein, denn des Morgens ist die Confusion und Unruhe von einigen hundert Menschen immer groß für den so sehr beschränkten Raum des Dampfbootes. Wir waren heute in Gesellschaft zweier Herrn an das Land gegangen, die an einen Kauf-

mann ein Empfehlungsschreiben hatten, und so bin ich denn in einem Privathause gewesen, und zwar bin ich förmlich hereingeplatzt, wie eine Bombe, denn wir traten in das Magazin jenes Kaufmanns, der ein Quincailleriehändler ist, die beiden Herrn gaben ihren Brief ab, und sogleich, nachdem er ihn gelesen, bot unser improvisirter Wirth mir die Hand — nicht den Arm — und führte uns die Treppe hinauf in seinen Salon. Seine Nichten erschienen, wir wurden mit Biscuit und süßem Wein bewirthet, und die jungen Mädchen gaben mir einen Fächer — wie man wol bei uns jemand ein Fußbänkchen giebt, um es ihm recht bequem zu machen. Als ich den Fächer sehr hübsch fand, theils weil er es wirklich war, theils aus Artigkeit, baten sie mich sogleich ihn zu behalten; so will es die Sitte. Im Nebenzimmer stand ein Flügel, aber sie wollten weder singen noch spielen. Die Zimmer waren von der höchsten Einfachheit, was das Ameublement betrifft: weiße Wände, ein Sopha und geflochtene Strohstühle, Fußboden von Backstein; aber wenigstens vierzehn Fuß hoch und in demselben Maaß geräumig, folglich prächtig kühl. Feine Matten aus einer gewissen Pflanze strohähnlich geflochten, Esparta genannt, hingen auswendig vor den Fenstern. Geht die Sonne fort, so rollt man sie auf wie ein

Rouleau, wird die Hitze größer, so besprengt man sie mit Wasser, wodurch die Kühle sehr vermehrt werden soll. Es amüsirte mich die Einrichtung eines Bürgerhauses zu sehen, das gar nicht auf den Besuch von Fremden gefaßt war, und ich meine, daß bei uns schwerlich junge Mädchen dieses Standes, wildfremden Menschen gegenüber, so unverlegen und doch artig sich benehmen würden. Darauf machte uns der Herr des Hauses die Honneurs von Carthagena und führte uns nach dem Arsenal. Vor drei Wochen habe ich das zu Toulon in vollem Flor der Thätigkeit gesehen; heute dieses, welches einst ebenso ausgestattet war, 7000 Menschen beschäftigte — während jetzt ganz Carthagena nur 12000 Einwohner zählte — nach demselben großartigen Zuschnitte gebaut und eingerichtet, und ganz, aber ganz todt ist. In einem Hof sind die alten Anker aufbewahrt, und in einem andern saß ein Dutzend Menschen und rieb verrostete Kugeln ab: darauf beschränkte sich was von Magazinen und Thätigkeit übrig geblieben war! Gras, Unkraut und Blumen wucherten überall. Von den großen, weitläuftigen Gebäuden waren alle verfallen, einige in Ruinen. Ich finde schon die Industrie und das Getriebe des Handwerks unerquicklich genug, doch von dem desolaten Eindruck, den ihre Ruinen machen,

hat man nur dann eine Vorstellung, wenn man ein so kolossales Monument derselben vor Augen hat. An diese langen, unabsehbaren, tristen Gebäude, ganz für den Zweck der Nützlichkeit, also vollkommen schmucklos errichtet, läßt sich nicht ein poetischer Gedanke, nicht eine sang- und klangreiche Erinnerung knüpfen. Es ist ein Gerippe ohne die versöhnende Hülle des grünen blumenreichen Grabes, die die holdselige Natur über die Ruinen, diese Leichen der Zeit, zu breiten pflegt. Die Tempel des Alterthums, die Schlösser des Mittelalters sind so poetisch in ihrer Verfallenheit, weil in ihren Trümmern die Geister umgehen, die einst in ihnen lebendig waren. Aber ich frage: was für ein Geist mag in einer verfallnen Seilerei umgehen? Die Industrie hat keinen Geist und setzt keinen in Bewegung: sie kennt nur positive Spekulationen und setzt dazu Arme und Beine in Bewegung. Stockt ihr Triebrad, so denkt man an weiter gar nichts, als Dürftigkeit, Verarmung und Bettelei. Ach, arm sein ist eben so gut als reich sein, denn die Bedürfnisse wachsen in dem Maaß, als es leicht wird sie zu befriedigen. Wem es schwer wird, der hat wenige! Doch Verarmung — die ist hart, drückend und bitter, weil mit ihr das unwillkürliche Gefühl des Gesunkenseins verbunden ist. Und nun gar die Verarmung eines

Volkes! Man sagt zwar, Spanien sei nicht arm zu nennen, denn es habe in seinem Boden unglaubliche Ressourcen. Was helfen die, wenn man nicht versteht sie in Bewegung zu setzen? eine wasserlose Gegend bleibt ohne artesischen Brunnen wasserlos, und wenn sie zwanzig Klafter unter der Erde das Weltmeer hätte! Und manche Provinzen Spaniens haben, buchstäblich, kein Wasser, so daß man nicht durch Irrigationen den Mangel an Regen ersetzen kann, der an dieser Küste so groß ist, daß in sechs bis sieben Monaten des Jahrs kein Tropfen fällt. Ja, einer der Herrn an Bord, ein Bewohner von Alicante, hat eine Dürre von achtundzwanzig Monaten erlebt! — In andern Provinzen fehlen die Menschen. Zur Zeit der Mauren hat Spanien zwanzig Millionen gehabt; Einige sagen dreißig gar; jetzt hat es zehn. Damals war das Land wohlhabend, blühend, genügte allen Ansprüchen eines üppigen Volkes, also mußte es freilich Ressourcen besitzen, die im Zusammenhang mit der Menschenmenge waren, und die untergingen oder brach liegen blieben, als jene auf so schauderhafte Weise zusammenschmolz. — Ueberall fehlt Communication durch Canäle und Chausseen, und somit die Aufforderung das Land sorgfältig zu bebauen, denn es existiren keine Mittel, um die Produkte fortzuschaffen — grade wie in Sizilien! Die ungeheure

Ebene von Castilien trägt in Fülle den besten Weizen; man schüttet ihn den Schweinen vor, weil der Absatz fehlt. Aller Handel beschränkt sich auf die Küsten. Da er den engsten Beschränkungen unterworfen ist, und da die Regierung nicht im Stande ist dieselben aufrecht zu halten, indem sie ihre Beamten ebenso stark besoldet als streng beaufsichtet, so soll ein so unerhört großer Schmuggelhandel getrieben werden, daß der rechtliche fast unmöglich gemacht wird. Die Douaniers sind von frechster Käuflichkeit. Mein Gott, wer suchte nicht davon Vortheil zu ziehen? Es streifen unablässig Gardes-côtes an der Küste auf und ab; allein man meint, daß sie der Schmuggelei mehr förderlich als hinderlich sind. Carthagena ist das leibhafte Bild von Spaniens Verfall, und zum ersten Mal ist es mir recht lebendig vor Augen getreten! Das Land, welches einst den Handel beider Indien in Händen hatte, welches die unüberwindliche Armada ausrüstete, besitzt nicht ein einziges Kriegschiff mehr und sein hauptsächlichster Handel wird durch Schmuggler gemacht. Wenn wir lesen von Carthago's, Griechenland's oder Rom's Untergang, so finden wir in dem Gedanken, daß lange Jahrhunderte sie unter ihrem Schutt begraben haben, daß eine neue Religion, eine gänzliche Umgestaltung der Gesellschaft,

andre Politik und Staatsverhältnisse seitdem eingetreten sind, eine Art von Beruhigung. Das ist nicht der Fall mit Spanien! dessen Größe beginnt in dem Moment, den wir als den Anfang der neuen Geschichte betrachten, vor drei und ein halb Jahrhunderten, folglich gehört sie, wie auch ihr Untergang, ganz der modernen Zeit an; und nur zweihundert Jahr schließen beide ein, denn im Jahr 1500 ward Carl V. geboren, eben als seine Großältern Ferdinand und Isabelle im Apogäum ihres Glückes und Ruhmes waren, und im Jahr 1700 starb Carl II., der letzte Sprosse des Hauses Oesterreich in Spanien, und mit ihm ward die stolze Bedeutsamkeit des Landes zu Grabe getragen. Den Bourbons des achtzehnten Jahrhunderts klebt, ich weiß nicht was für eine aussaugende Fähigkeit an. Wo sie herrschten, in Spanien, in Neapel, in Frankreich — überall schien ein Vampyr entnervend auf dem Lande zu brüten, und vielleicht sind die Bewegungen, welche wir erleben, nicht sowol Aeußerungen wieder erwachter Kraft, als die letzten Convulsionen der Schwäche — sowol in Frankreich als hier.

Da ich gar nichts von Carthagena zu berichten habe, so will ich Dir ein wenig von der spanischen Geschichte erzählen, liebes Clärchen. Doch halt! ich habe dennoch in der traurigen Stadt etwas

Wunderschönes gesehen — nämlich einen Menschen! einen jungen Mann in der Tracht, die ich Dir gestern beschrieb, auf einen Stab gestützt und an eine Mauer gelehnt. Es ist ganz extraordinär, wie schön die Menschen hier gehen und stehen. Männer mit grauem Bart halten sich und schreiten wie Jünglinge. Sie stehen meist mit gekreuzten Füßen, indem sie ihren langen Stab unter die rechte Achsel stützen. Schöne alte Statuen sieht man in dieser Stellung, und jener junge Mann glich ihnen ganz und gar. Ich that auch, als ob er eine solche sei, denn kaum zehn Schritt von ihm entfernt sah ich ihn durch die Lorgnette an. Er mochte sich wol ärgern über diese wundersame Impertinenz und es doch für Pflicht halten zu grüßen; genug er wendete den Kopf etwas verdrießlich ab, während er leicht den Hut berührte — und das war nun vollens hübsch! — Der Name Carthagena erinnert an den Ursprung der Stadt: Carthager haben sie gegründet, und Hamilcar, Hannibal's Vater, machte große Eroberungen in Spanien. Doch schon mehre Jahrhunderte vor ihnen hatten Phönizier sich angesiedelt, den reichen Boden exploitirt, Cadix gegründet. Einige Meilen von Valencia liegt Murviedro; diese Stadt soll das alte Sagunt sein, das sich ebenso hartnäckig und tapfer und ebenso unglücklich

gegen die Carthager vertheidigte, als sich später die Numantiner gegen die Römer vertheidigten, und auf einem großen Scheiterhaufen mit Weib und Kind umkamen, nachdem der Hunger ihnen unmöglich gemacht hatte, die Stadt länger zu halten. Cajus Scipio war es, der die Römer nach Spanien führte und die Carthager in ihren blühenden Colonien angriff, während Hannibal gen Rom gezogen war. Spaniens völlige Unterwerfung geschah aber erst durch Agrippa, Kaiser Augustus Schwiegersohn und Feldherr; von da an war es dreihundert Jahr lang in Ruhe und Glück eine römische Provinz, und stellte in Seneca, Martial und Lucan, in Trajan und Hadrian ihr Contingent an großen Männern, welche Rom brauchte, um seine Macht aufrecht zu halten. Die Invasionen der Barbaren kamen wie Gewitter an dem schwülen Himmel des Kaiserreichs herauf; die Vandalen donnerten durch Spanien hindurch nach Afrika, die Alanen zerstreuten sich im Lande, die Sueven schlugen in Gallizien ihre Zelte auf. Zuletzt kamen die Gothen; gebildeter oder bildungsfähiger dachten sie weiter, als an den Kampf und Genuß der Gegenwart, suchten nicht blos ein fremdes Reich zu verheeren, sondern ein eigenes zu gründen, und concentrirten ihre ganze Macht, um Spanien zu unterwerfen, nachdem sie

von den Franken aus Septimanien vertrieben waren. Unter König Leovigild's Herrschaft, von 568 bis 86, wurde wirklich Spanien ganz dem gothischen Scepter unterworfen, nur an der Südküste hatten die Römer noch einige feste Plätze, und im Norden trotzte das kleine Volk der Basken in seiner gebirgigen Heimat ebenso den Gothen wie einst den Römern. Die Basken sind nie unterjocht, haben sich nie mit den Eroberern, welches Volks sie seien, abgegeben; niemand weiß, woher sie stammen, niemand findet in ihrer Sprache Analogien mit andern Sprachen; sie sind fremden Geschlechts, vielleicht Spaniens Urvolk. — Es folgte nun eine Reihe westgothischer Könige in ungestörter Herrschaft. Das nächste Jahrhundert war ein bedeutsames für Spanien, denn kaum waren die Römer gänzlich aus ihren festen Plätzen vertrieben, so versuchten auch schon die kriegerischen Sarazenen von Afrika aus Invasionen zu machen — doch ohne Erfolg; und König Egiza setzte seiner Herrschaft ein würdiges Denkmal, indem unter ihm (von 687 bis 701) die gothischen Gesetze gesammelt und zu einem Codex vereinigt wurden, dessen Basis das Feudalsystem bildete — diese feste edle Pyramide von Schwert und Schild errichtet, fest zum Kampf, fest zum Schutz. Doch Spanien sollte nicht auf so friedlichem Wege den Gang seiner

Bildung gehen! Zehn Jahr später, am 26. Junius 711, verlor König Roderich Krone und Leben in der Schlacht von Xerez de la Frontera gegen den arabischen Feldherrn Tarik, und vor dem damals unüberwindlichen Schwert der Mohamedaner, welches, wie das des Erzengels, im Feuer des Glaubens gestählt, schmolzen die Gothen zusammen, zerstoben, und sammelten ihre Ueberreste in den nördlichsten Gebirgszügen Spaniens, in Asturien, und setzten die Reihe ihrer Könige fort. Pelagio hieß Roderich's Nachfolger. Doch nicht blos Namen und Thaten dieser Fürsten verschwinden in Dunkelheit und Unsicherheit: sogar der gothische Name geht unter und zum Gegensatz gegen die ungläubigen Emirs und Khalifen, heißen sie die christlichen Könige. Es ist unmöglich die Geschichte all dieser einzelnen kleinen christlichen und arabischen Königreiche im Kopf zu haben, denn nach und nach wurde jede Provinz, ja jede Stadt ein besondres und unabhängiges. — Abderrahman I., der letzte Sprosse der Omejaden — Nachfolger Omar's — in Syrien, entfloh aus Bagdad vor den Ueberwindern seiner Familie, den Abassiden, kam nach Spanien, fand dort die Araber dem Hause Omar's getreu, und gründete daselbst ein unabhängiges Khalifat, 756, dessen Residenz Cordova wurde; bis dahin war Spanien durch Statthalter

beherrscht worden, abhängig vom Khalifat zu Bagdad. Abderrahman I. trug dreißig Jahr lang mit Ruhm, Glück und Würde den Titel Emir al Mumenim, Beherrscher der Gläubigen, und im neunten und zehnten Jahrhundert hob sich das arabische Reich in Spanien, das man anfing das maurische zu nennen, durch alle Künste und Wissenschaften des Krieges und Friedens zu stralender Höhe, die um so überraschender und unbegreiflicher ist, je tiefer die Nacht dieser Epoche für das übrige Europa. Kein Zweig des Wissens, den die Araber nicht gepflegt, kein Feld der Speculation, das sie nicht bebaut hätten! Sie vertieften sich in die feine dialektische Philosophie der Griechen, und waren zugleich die praktisch geschicktesten Bebauer; sie trieben eifrig die Naturwissenschaften, studirten Arznei- und Sternkunde, und hatten die vortrefflichsten Fabriken. Im zwölften Jahrhundert z. B. war Valencia bereits seiner Papierfabriken wegen berühmt; erst im dreizehnten führte Alfons X. von Castilien es in seine Staaten ein, und gar erst im vierzehnten kam es nach Italien, nach Treviso und Padua zuerst. Sie liebten dermaßen die Geschichte, daß sie nicht nur Lebensbeschreibungen und Genealogien ihrer berühmten Männer, ihrer Khalifen und großen Familien verfaßten, sondern sogar ihrer Pferde und Kameele.

Die Erzeugnisse der arabischen Dichtkunst sind bekannt, keineswegs zwar die Produktionen selbst; — denn die liegen begraben und nur den Gelehrten zugänglich in den großen Bibliotheken — aber durch den Einfluß, den sie auf den ganzen Occident und seine sich neu entwickelnde Literatur übten. Von der Masse ihrer poetischen Erzeugnisse giebt Dir die Andeutung vielleicht eine Vorstellung, daß der Catalog derselben vier und zwanzig Foliobände in der Bibliothek zu Madrid füllt. Aber alle diese gelehrten und künstlerischen Beschäftigungen befriedigten weder ihr Streben, noch erfüllten ihr Leben. Für Kriegslust und Ehrsucht blieb ein großer Spielraum übrig; — ein allzu großer, denn im elften Jahrhundert begannen schon die Feldherrn und Statthalter der einzelnen Provinzen, sich von der Obergewalt des Königs von Cordova frei zu machen, und so entstanden die maurischen Königreiche von Toledo, von Sevilla, von Valencia und von Granada. Dadurch nun wurde die Gewalt des Emir al Mumenim zu Cordova sehr beschnitten und beschränkt und, da die christlichen Könige von Leon, von Navarra, von Castilien und von Aragon ihnen ungefähr gleich an Macht und Ausdehnung ihrer Ländereien geworden waren, so gab es der Kriege und Fehden zwischen Christen und Mauren kein

Ende, und allmälig sank die Schaale des Sieges immer mehr und mehr zu Gunsten der ersten. Das erste große Ereigniß in diesen Fehden war, daß König Alfons VI. von Castilien die uralte Hauptstadt der Gothen, Toledo, wieder eroberte, 1085, und seine Residenz dahin verlegte. Sein Vater war Ferdinand I, der Große, welcher das alte ächt gothische Königreich Leon oder Oviedo mit Castilien vereinigte, indem er die Schwester des letzten Königs, der in gerader Linie von Don Pelagio abstammte und Bermudes III. hieß, heirathete. Unter diesem König Ferdinand I. und seinen Söhnen lebte der Cid (Rodrigo Lairez, geboren um 1026 auf dem Schlosse Vivar bei Burgos in Alt-Castilien, gestorben zu Valencia 1099, nach Sismondi, 1102, nach Conde). Nirgends kannst Du besser dessen Geschichte und zugleich die von ganz Spanien zu seiner Zeit lesen, als im Herder, und so wie dieses wundervolle Gedicht zugleich der Poesie und der Historie angehört, beiden Ehre macht und von beiden seine Glorie empfängt, so war der Cid selbst eine von den seltenen herrlichen Erscheinungen, tüchtig wie die Wirklichkeit, schön wie das Ideal, Blüte und Krone des Ritterthums, der Stolz der Geschichte, der Heros der Poesie und unsterblich in beiden. Es war aber keineswegs blinder Religions-

eifer das Motiv dieser Fehden und höchstens schob ein eroberungslustiger König es seiner Neigung unter. Es war der Geist der Zeit mit dem Schwert Herrschaften zu gründen und auszubreiten, und man sieht die christlichen Könige eben so sehr sich unter einander als die Mauren befehden, wie sie denn auch in Friedenszeiten bei Festen und Turnieren keinen Unterschied zwischen maurischen und christlichen Rittern machten und am Hof eines Khalifen so gut wie an dem eines Königs lebten. Der finstre Geist fanatischer Unduldsamkeit war noch nicht über sie gekommen; in kriegerischer Geschicklichkeit waren ihnen die Mauren gleich, in wissenschaftlicher überlegen und feiner in Sitte und Bildung; sie lernten von ihnen und der beständige ritterliche Verkehr schützte sie vor mönchischem Fanatismus. Gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts waren sämmtliche maurische Königreiche untergegangen, Granada ausgenommen. Valencia, in welchem der Cid eine vorübergehende Herrschaft gestiftet hatte, ward 1238 vom König von Aragon erobert, und der König von Castilien, Ferdinand III., der Heilige, eroberte zuerst die alte Maurenhauptstadt Cordova 1236 und darauf Sevilla 1237. Dieser Ferdinand III. setzte den Rath von Castilien ein, wodurch die königliche Willkür eben so sehr beschränkt wurde, als

in Aragon durch den Gran-Justicia. Diese beiden Königreiche hatten allmälig auch die kleineren christlichen verschlungen und obwol in ihrem Innern manche Umwälzungen vorfielen, so erhielten sie sich doch immer à la hauteur der andern größern Staaten in Europa, so daß z. B. Frankreich und England sich immer um ihre Alliance bemühten, und als Ferdinand der Katholische im Jahr 1469 Isabelle, die Erbin ihres Bruders, Heinrich IV. von Castilien, heirathete, fing der Keim der spanischen Uebermacht an sich zu entwickeln. Eine neue Zeit beginnt für Spanien, ruhmwürdig wie eine! aber selten haben wol die herrlichsten Blüten des Ruhms so vergiftete Früchte getragen. Isabelle war eine große Königin und eine kluge und verständige Frau, von keiner Eitelkeit, von keiner gemeinen Neigung beherrscht; doch sie zahlte den Tribut der Menschheit. Diejenige, über die die Erde keine Gewalt zu haben schien, verfiel dem Himmel, aber dem Himmel, wie ihn ein mönchischer Beichtvater begreift. Das war ein großer Fehler! Königinnen dürfen keinen andern Beichtvater haben als Gott! Don Juan de Torquemada, einer von den Fanatikern, wie sie die Reaction gegen die allmälig sich entwickelnde Reformation erzeugen mußte, ließ sich von ihr das Versprechen geben, alle Ketzer, Muha-

medaner und Juden, auszurotten, sobald sie den Thron bestiegen hätte. Sie hielt Wort. 1474 folgte sie ihrem Bruder auf dem Thron von Castilien und 1478 legte sie auf das freie, stolze, politisch und religiös ungefesselte Spanien das Joch der Inquisition. Ferdinand war sehr mit dieser Institution zufrieden, weil sie ihm Mittel in Händen gab die Geister zu beherrschen, indem sie bedrückt und geängstigt wurden. Darauf richteten beide Könige ihre ganze Macht gegen das letzte maurische Königreich und nach einem zehnjährigen Kriege war dasselbe vernichtet, die Residenz Granada ging über und König Abu-Abdallah floh nach Afrika, 1492. In dem nämlichen Jahr wurden auch 300,000 jüdische Familien ihrer Religion wegen aus Spanien vertrieben; daraus kann man auf den unleidlichen Druck jeder Art schließen, den die Mauren zu ertragen hatten. Kaum gehörte ganz Spanien den katholischen Königen, so entdeckte Columbus ihnen eine neue Welt und Gonzalvo von Cordova eroberte ihnen Neapel. Der sechszehnjährige Jüngling, der später Kaiser Carl V. wurde, folgte seinen Großältern in Spanien 1516. Alles, was lebt, ist einem traurigen Gesetz unterworfen; ein Staat, ein Mensch, eine Blume, haben ein und dasselbe unabänderliche Schicksal: der Moment ihrer höchsten Blüte umhüllt

schon den innerlich sich entwickelnden Verfall, so wie die Erde, wenn sie der Sonne am nächsten ist, nicht vier und zwanzig Stunden älter werden kann, ohne sich von ihr zu entfernen. Bei einer Blume ist dieser Moment sehr kurz, dauert nur ein Paar Tage; bei dem Menschen ist er oft nicht viel länger; bei Staaten kann er Jahrhunderte dauern. Unter Carl V. nahm die spanische Monarchie einen so gewaltigen Schwung, setzte so außerordentliche geistige und materielle Kräfte in Bewegung, daß die Abspannung nothwendig bald eintreten mußte, um so mehr da diese ganze Größe etwas Factices hatte; denn nicht nur, daß die Kronen Deutschlands, Spaniens, Neapels, Mailands, der Niederlande und beider Indien auf einer Stirn lagen, sondern auch das Gold, welches in Strömen aus Amerika daher floß und in Spanien mündete, konnte nur vorübergehende Zustände hervorbringen. Die Zeiten Carl's des Großen waren vorüber, die andern europäischen Staaten und die Völker selbst sträubten sich gegen die Uebermacht eines Scepters. Die Reformation bot ihnen erwünschte Gelegenheit zum Widerstand. Sie drang nicht nach Spanien. Spanien war in dem dreifachen Taumel der Siege, des Reichthums und der Schmerzen wegen der Wunden, die Carl V. unheilbar seinen alten Institutionen geschlagen hatte. Phi-

lipp II. vergrößerte sie immer mehr und mehr. Seine starre Hand griff unbarmherzig in sie hinein, und Blut und Thränen, Menschen und Schätze, Armeen und Flotten, Leben, Seelen und Geister — alles galt ihm nichts und mußte ihm dienen, um seine Idee zu unterstützen, nämlich die: der Schutzpatron der katholischen Kirche in ihrer uralten, unangetasteten Einheit zu sein. Der spanische Charakter deteriorirte sich immer mehr und mehr, die Ritterlichkeit ging über in soldatische Wildheit, die Unabhängigkeit setzte sich um in Bedrückung der Schwachen und in Kriecherei vor dem König; die religiöse Freiheit, welche Jahrhunderte lang im Verkehr mit den Mauren sich aufrecht erhalten hatte, verschwand völlig unter der Despotie der Inquisition; die gräßlichen Schauspiele der Auto da fé und der beständige Druck einer religiösen Spionerie machten wild und scheu zugleich. Die beständigen Kriege verbrauchten die tüchtigsten Menschen, Handel und Gewerbe sanken, die Lust zur Arbeit verschwand, theils weil man glaubte alles mit amerikanischem Golde erkaufen zu können, theils weil man nicht Sicherheit der Person und des Eigenthums hatte. Die unmenschlichen Bedrückungen, welche die Abkömmlinge der alten Mauren, die Moriskos, zu erdulden hatten und welche so weit gingen,

daß man ihnen das Singen ihrer alten Lieder und den Gebrauch ihrer Bäder verbot, reizten sie zu heftigen Aufständen, die nach und nach ihre gänzliche Vernichtung und Vertreibung herbeiführten und Spanien um viele Hunderttausende, seiner arbeitsamsten Bürger brachte. Als Philipp II. 1598 starb, befand sich Spanien bereits in der heftigsten Geldnoth und der Herzog von Lerma, der statt Philipp's III. regierte, vermehrte sie noch. Der Krieg gegen die Niederlande kostete bis zum Waffenstillstande von 1609 sechshundert Millionen Dukaten. Wie zum Ersatz für all diese Opfer und Leiden hatte Spanien in dieser Zeit seine größten und berühmtesten Schriftsteller und Künstler. Cervantes starb 1616 in Armuth und Dunkelheit. Lope de Vega, der 1635, und Don Pedro Calderon de la Barca, der 1687 starb, traten beide gegen das Ende ihres Lebens in den geistlichen Stand, erwarben sich eben soviel Geld als Ruhm und genossen hohe Ehren bei Volk und Königen. Denn Philipp IV., der 1621 den Thron bestieg, war zwar eben so unthätig und bigott wie sein Vater, suchte aber für einen schönen Geist zu gelten, schrieb Theaterstücke und rief Calderon und den Maler Velasquez als Kammerherren an den Hof. Während dessen herrschte der Graf-Herzog von Olivarez unumschränkt und

mit mehr Unglück als es einem Mann von Talent erlaubt ist. Spanien mußte die Unabhängigkeit der vereinigten Niederlande anerkennen, es verlor Portugal an das Haus Braganza, das Roussillon an Frankreich, die Insel Jamaika an England. Es wurde immer schwächer und bedeutungsloser, immer schwächer an Menschen und Geld, und das Königsgeschlecht immer schwächer an Leib und Seele. Der ewig kränkelnde Carl II. wurde schon bei Lebzeiten wie eine Leiche betrachtet, dessen Nachlaß gierige Erben sich theilten, und nach seinem Tode 1700 brach der spanische Erbfolgekrieg aus, der nach dreizehn Jahren den Enkel Ludwig's XIV., Philipp V., zum Besitz der sehr geschmälerten Krone Spaniens brachte. Er starb in tiefer Melancholie und sein ältester Sohn Ferdinand VI. im Wahnsinn. Sein Bruder, Carl III, bis dahin König von Neapel, folgte ihm und suchte Spanien, gleichsam mit Gewalt, aus seiner Verfallenheit emporzureißen. Er vertrieb die Jesuiten, die seitdem nie wieder festen Fuß in Spanien haben fassen können. Mit dem Beginn der Bourbonischen Dynastie hatten die öffentlichen Autos da fé aufgehört; aber heimlich trieb die Inquisition ihr Wesen fort und machte noch im Jahr 1780 einer unglücklichen Frau einen Hexenprozeß und verbrannte sie in Sevilla, weil sie beschuldigt worden

war — Eier gelegt zu haben. Die neueste Geschichte Spaniens kennt Jedermann, kein Mensch versteht sie; seit vielen Jahren besteht das Land, so zu sagen, ohne Regierung, und der jedesmalige Herrscher ohne Ansehen. Durch die beständigen Wechsel ist man gleichgültig geworden, fürchtet nicht viel und hofft noch weniger, kennt kein gemeinsames Interesse, zersplittert die Kräfte oder läßt sie brach liegen. Brach — ist das wahre Wort für Spanien. Gute Nacht, Herz! solche Promenade durch die Jahrhunderte macht müde.

# Vierzehnter Reisebrief.

Malaga, 29. April 1841.

Jetzt befinde ich mich endlich einmal wieder in einer Stadt, die wie eine Stadt aussieht und nicht wie eine Felsenhöle. Gestern Morgen haben wir den Amsterdam verlassen, um von hier nach Granada zu gehen. Ich bin herzlich froh darüber. Die Erde hat eine angenehme Sicherheit! Immerfort auf einem wackelnden, zitternden, schwankenden Fußboden zu stehen, zu gehen, zu schlafen — immfort in einem kleinen schwimmenden Hause zu wohnen, das ist auf die Dauer peinlich bis zur Unerträglichkeit. Du wirst vielleicht meinen, eine Dauer von fünf Nächten sei keine; für den, der die Wasserfahrten liebt, allerdings nicht; aber ich habe mich nirgends anders behaglich auf dem Wasser gefühlt, als in einer Gondel in Venedig, und immer wird

für mich eine Wasserreise faute de mieux sein. Ueberdas sind die kleinen Städtchen an der Küste, wo das Dampfboot den Tag über bleibt, von einer stupenden Langweiligkeit! In zwei, drei Stunden hat man das ganze Ding inspicirt und doch am Ende nichts gesehen, denn Carthagena sieht aus wie Alicante und Almeria wie Carthagena — eins ein wenig besser oder schlechter als das andere, doch nichts von charakteristischer Verschiedenheit unter einander. In das Land hinein würde man wol gern kleine Excursionen machen, wenn man, wie bei uns, auf der Stelle einen Miethwagen fände oder gesattelte Pferde oder Esel. Von solchen bequemen Anstalten ist hier aber nicht die Rede! Ueberdas ist die Hitze in den Mittagsstunden zu groß, um jene Schwierigkeiten überwinden zu lassen. Am sieben und zwanzigsten lagen wir auf der Rhede vor Almeria, einem Städtchen von 12 bis 16000 Einwohnern, das auf der einen Seite die dürren, schroffen Felsen dieser Küste, aber auf der andern eine flache, am Meer fortlaufende, fruchtbare Ebene und grüne Bäume hat. Grüne Bäume sind doch immer der reizendste Anblick von der Welt! Ihr da unten in Deutschland freut Euch jetzt unaussprechlich über die ersten grünenden Knospen, die den Abschied des Winters verkünden, und ich hier, unter dem sommerlich heißen

Himmel, zwischen Cactus und Zuckerrohr, bekenne, daß ich nichts so schön finde, als ein Paar liebe gute grüne Bäume. Der Felsen über Almeria wird von einem maurischen Schloß, Alcazaba genannt, gekrönt, während sein Abhang mit einer Pflanzung von Cactus bedeckt ist, deren Früchte die Nahrung der ärmern Einwohner ausmachen. Das Schloß ist sehr verfallen, obwol es in späteren Zeiten noch als Befestigung gedient hat. Merkwürdig sah die Stadt von oben aus, ganz wie ein Gottesacker, dessen Leichensteine die flachen, schneeweißen Dächer der Häuser bilden. Nur in diesen drei letzten Städten habe ich in Spanien so ganz flache Dörfer gesehen. Von innen macht sich Almeria weniger leichenhaft. Die Häuser sehen, eben durch ihre blendende Weiße, reinlich und freundlich aus, und die Eisengitter, welche nicht blos die untern Fenster, sondern auch die obern und die Balcons mit verschließen, geben ihnen etwas Orientalisches. Wehende Schleier, blitzende Augen, schöne Gestalten, weiße Hände mit grüßenden Blumen — siehst Du nicht dahinter, Fratello, aber Du denkst sie Dir, und glaube mir, es ist viel besser, wenn die Localitäten Dir gestatten, sie mit Deinen Vorstellungen zu beleben, als wenn sie sich einfallen lassen dieselben realisiren zu wollen. Die Wirklichkeit sieht immer

nüchtern und gemein gegen unsere Träume aus — einige wenige von Gott begnadigte Stätten und Monumente ausgenommen. Aber Gott allein weiß auch nur, wie die auf die Erde und ins Leben gerathen sind! Im Allgemeinen suche ich nie nach Realisirung, sondern nach Anregung zu Träumen. In Begleitung zweier Reisegefährten machten wir wieder ein Paar Besuche bei wildfremden Menschen, bei einem Kaufmann und einem Marques, und wurden von beiden mit derselben Gastfreiheit und Zuvorkommenheit empfangen. Die Bewirthung mit Wein und Biscuits war wieder gerade so wie in Carthagena, auch die Einrichtung der Häuser. Von den Millionen verschiedener Stühle, Tische, Sophas, wie man sie bei uns erfunden hat, zum Liegen, zum Sitzen, zum Kauern, zum Schlafen, zum Verdauen, zum Arbeiten, zu Gott weiß was, hat man hier keinen Begriff. Nirgends sieht man andre Stühle als von Stroh und lange simple harte Sophas, in die man nicht bis über die Ohren versinkt. Dafür sind aber alle Zimmer prächtig hoch und die Treppen vortrefflich. Um ein Uhr fuhren wir an Bord zurück, was diesmal wegen des Windes und hohen Meeres recht unangenehm war, weil die Dampfschiffe immer zwei bis drei englische Meilen von der Küste Anker werfen. Das kleine Boot

tanzte wie toll auf den Wellen herum und die Wellen waren auch ganz ausgelassen und bespritzten uns. Die Meergötter trieben freilich nur Possen mit einander, wollten uns nur necken, nicht ängstigen; doch Scherze sind nur gut zwischen gleich und gleich, und wenn sich die Götter zu ihnen herablassen, so ist es auf Kosten der Menschen. Ich kam krank vor Angst an Bord an, erholte mich aber bald, denn der Amsterdam wurde weniger geschaukelt als das kleine Boot. Es ist hier die sonderbare Sitte, daß alle möglichen Menschen an Bord des Dampfschiffes kommen dürfen, während es vor Anker liegt. Männer und Frauen, Vornehme und Geringe überschwemmen es, dringen in alle Cabinen, besehen, betasten, bewundern und einige sollen in ihrer Bewunderung so weit gehen, daß sie die Dinge mitnehmen, die ihnen besonders gefallen, z. B. silberne Löffel. Daher tragen auch die Bedienten des Dampfbootes Sorge die Kaffeelöffel verschwinden zu machen, sobald eine solche Schaar entert. Bisweilen trinken sie auch ungenirt den Caffee oder Thee aus, den sie gerade eingeschenkt finden. Ein Paar schöne Männer vom Volk waren am Bord, mit zierlichen, bunt ausgenähten, braunen Tuchjacken, Hemden und weiten Beinkleider von blendend weißer Leinwand. Die Frauen sehen lange nicht so gut aus in ihren matten

Indienne-Anzügen. Von ihren berühmt schönen Füßen weiß ich noch gar nichts zu sagen, ich habe nur fette, platte, auseinandergeflossene gesehen, von denen manche in durchbrochenen Strümpfen steckten, das ist wahr. Gegen Abend machte das Volk den Leuten von bel air Platz. Es kamen wol ein Dutzend Damen und noch mehr Herren, unter denen der Präfect von Almeria. Von den Damen sahen einige wegen ihrer wunderschönen schwarzen Augen und Haare recht prächtig aus, besonders in einiger Entfernung. Alle trugen Mantillen von schwarzen Spitzen mit goldenen Nadeln am Hinterkopf befestigt, platt gescheiteltes Haar und eine natürliche Blume über dem Ohr — ein Kopfputz, wie er nicht frischer und graziöser sein kann. Unter den Reisenden auf dem Dampfboote befanden sich mehre junge, tanzlustige Männer, welche den schönen Damen nicht besser die Honneurs machen zu können glaubten, als wenn sie einen Ball improvisirten. Es setzte sich jemand im Salon an das Piano und auf dem Verdeck wurde flugs und freudig getanzt. Façons machten sie gar nicht, darum sind sie liebenswürdig, darum amüsiren sie sich. Ich habe gehört und gelesen, die Spanier seien ceremoniös; das muß in andern Provinzen sein, oder am Hof vielleicht; hier gewiß nicht. Ceremoniös sein heißt in meiner

Sprache: Form statt des Inhalts geben; und sie sind nun zwar von der äußersten Höflichkeit in ihren Reden, doch sie beschränken sich nicht darauf, sie thun für den Fremden, was sie können. So z. B. hatte mir am Morgen der Marques Torrealta ein Paar Zeilen von seinem Sohn gegeben, der in Granada lebt und der Schwiegersohn des Grafen Ofalia ist, damit ich, wenn ich die Absicht hätte nach Madrid zu gehen, mir von ihm Briefe dorthin geben lassen könne. Ich denke, nur unbescheidene Reisende, die sich lästig und zudringlich gezeigt haben, werden über allzu steifes Ceremoniel klagen dürfen. Jetzt auf dem Schiff, nachdem einige Walzer und Contretänze getanzt worden waren, wünschten wir einen Bolero oder Fandango zu sehen. Diese Tänze sind eigentlich nicht vom bon genre; Personen aus der guten Gesellschaft tanzen sie höchstens in kleinen häuslichen Zirkeln (das wußte ich aber damals noch nicht), jedoch, um zu zeigen, daß sie sich wie zu Hause fühlten, waren sie sogleich zum Bolero bereit. Er scheiterte aber an der Ungeschicklichkeit der Herren. Dies kann man doch wahrlich kein ceremoniöses Benehmen nennen. Sind die Vornehmen ungenirt und natürlich, so ist es das Volk nicht minder. Das ist wahr, es trinkt die Tasse Kaffee aus, die für Dich eingeschenkt ist, allein

nicht frech und zudringlich, sondern gleichsam als wäre es Dein Gast. Es behandelt Dich ungefähr wie Seinesgleichen, jedoch beständig als caballero, denn es hält sich auch für einen caballero. Nirgends findest Du die brutale Unverschämtheit des Parvenu, den der moderne Liberalismus giebt. Hier steckt noch in den Sitten des Volks der alte ritterthümliche Freiheitssinn, der vor sich und Andern Achtung hat. Ob dies tiefer geht, als nur in dem Umgang, kann ich nicht behaupten; schon da macht er einen angenehmen Effect, gleich entfernt von der italienischen Kriecherei und der französischen Impertinenz. — Die Abfahrt des Dampfboots machte um acht Uhr dem Ball ein Ende, und nach kurzer nächtlicher Fahrt, langten wir gestern früh um sechs in Malaga an, d. h. im Hafen, denn bis wir in das Hotel kamen, das dauerte der Weitläufigkeiten auf der Douane wegen mehre Stunden. Nicht nur daß Beamte an Bord geschickt werden, um daselbst alle Effecten zu visitiren; geht man ans Land mit denselben Koffern, welche sie so eben durchgesehen, so beginnt dort dieselbe Geschichte. Der Tumult mit Ruderern, Lastträgern, und wie die gierigen Harpyien heißen mögen, die sämmtlich haben, haben und haben wollen, und comme de raison beständig zehnfach mehr als ihnen zukommt,

hat etwas dermaßen Betäubendes und Sinnverwirrendes, sogar für mich, die ich doch nur passiv, nicht activ an dieser Scene Theil nehme, daß einem immer zu Muth ist, als wäre man aus stürmischer Gefahr gerettet, wenn man endlich müde und matt zwar, indessen doch sain et sauf im Gasthof anlangt. Malaga ist die erste Stadt, wo wir mit unsern Sachen ans Land gegangen sind, daher die unerhörten Umständlichkeiten, von denen Keiner verschont bleibt, der Spanier so wenig, als der Fremde.

Die Gegend um Malaga ist reizend. Gleich hinter der Stadt wird das Land schon wellenförmig, und steigt so von Hügel zu Hügel bis in die Berge hinein, ganz allmälig, aus Blumen- und Orangengärten in Weinberge, und aus diesen in kahle Felsen. Kleine grüne Wiesen, Feigen und Maulbeerbäume, einzelne schlanke Palmen, Bouquets von Cypressen, viele verstreute Landhäuser, kühle heimliche Thäler, welche die Höhenzüge nach allen Richtungen wie Furchen durchziehen, geben der Landschaft den Reiz des Wechsels und der Bewegung. Sie ist ungleich schöner und mannigfaltiger als die von Valencia. Gegen Abend, als das Sonnenlicht anfing rosenfarben zu malen, stiegen wir auf den Thurm der Cathedrale, um den Ueberblick von Stadt, Land und Meer zu haben; — und das ist nun

allerdings sehr schön, aber doch bei weitem nicht wie Palermo. Ach, Fratello! viel sehen blasirt, das ist unvermeidlich. Bei dem Schönen denkt man unwillkürlich an das Schönste und — seufzt. Der Eine verfällt in Gleichgültigkeit, der Andere in Traurigkeit! ich — in Traurigkeit, und zwar deshalb: man weiß gar nicht, wie man es machen soll, um nicht stupid zu werden. Ich bin jetzt auf der Südküste von Spanien, ich habe den Anblick eines Meeres, das transparent, schillernd und wehend wie ein silbergestickter Schleier von hellblauem Flor ist, einer Erde, die sich wie eine üppige Blumenkrone mit Geraniumhecken, mit Granat und Oleandergebüsch, alles in flammender Blüthe, um diesen Schleier legt, einer Bergreihe, die wie ein Diadem von Rubin und Amethyst Kranz und Schleier zusammenhält; und ich bin im Stande an einen andern Ort zu denken und zu sagen: „Aber doch nicht so schön wie Palermo!“ Wenn das nicht stupid ist, so weiß ich's nicht! — Dann kenne ich Menschen, die nie weiter gewesen sind, als zwanzig Meilen um ihre Heimath herum, und die nun innerhalb dieser geheiligten zwanzig Meilen jede Schlehdornhecke, jeden Graben mit Weidenbäumen eingefaßt, jede Schaafheerde, jedes kümmerliche Dörfchen von unvergleichlicher Anmuth und Lieblichkeit finden, aus

lauter — Unschuld. Ist das nicht auch ein wenig stupid? Sollten nun gar diese Menschen ein eignes Haus, oder gar einen Hof und Garten besitzen, sollten sie einen Schornstein gebaut, einige Enten gezogen, ein Paar Stachelbeersträuche gepflanzt haben, so versichere ich Dir, daß die Pyramiden, der Phönix, und die Früchte der Hesperiden in ihren Augen schlechtes gemeines Zeug sind gegen ihren Schornstein, ihre Enten, ihre Stachelbeeren. Contino, wir wollen einen Traktat schließen, Du und ich! wenn ich im September nach Neuhaus komme, so sei Du nicht in der Admiration vor Deinem Garten, und ich verspreche Dir, daß ich Neuhaus nicht im Entferntesten mit Palermo oder auch nur mit Malaga vergleichen, sondern mich ohne Umstände herzlich darüber freuen werde. Es ist aber noch sehr lange hin bis zum September, und ich bin sehr fern von Euch! ach so fern, daß, wenn ich's bedenke, das weite Meer, die großen Länder, die hohen Berge, so beklemmt es mir das Herz. Und dennoch gehe ich noch weiter fort, von der Küste fort und über die letzten Ramificationen der Sierra nevada in das ungekannte unsichre Land hinein. Wer weiß, was uns auf dieser Fahrt begegnet! bis jetzt noch nicht das geringste kleine Abenteuer! Erleb' ich keins, so erlüg ich eins —

dazu bin ich entschlossen, um so mehr, da das bei uns Dichtern erfinden heißt, und unser Recht ist. Freilich schreib' ich Euch nicht als Dichter, sondern als ich — da heißt dann wieder das Erfinden ganz prosaisch lügen. Einstweilen will ich Dir höchst ehrlich von Malaga's Kuriositäten erzählen. Dazu gehört zuerst die Cathedrale, ein ungemein prächtiges großartiges Gebäude aus dem vorigen Jahrhunderte, dessen Decoration nicht überladen aussieht, weil die Dimensionen immens sind. Dann die Alameda, eine lange vierfache Allee von Paradiesbäumen, so nennt man sie hier; sie haben akazienähnliches Laub, Blüthen von Form und Farbe wie der persische Flieder, und duften stark und mir sehr unangenehm, fast wie Hollunder, sehen aber ganz allerliebst aus. Die Alameda ist immer eine Straße oder ein Platz in der Stadt, diese ist eine sehr schöne Straße — ich glaube die einzige grade in ganz Malaga — mit hübschen eleganten Häusern. Unter den Bäumen sind Bänke, und Stühle werden vermiethet. Da sitzt und geht man tagtäglich, aber erst nach Sonnenuntergang. Die Frauen von Malaga sollen zu den schönsten in Spanien gehören. Auf einige Schritte Entfernung frappiren sie ungemein, ihrer schönen dunkeln Augen und Augenbraunen wegen, doch Nase und Mund

scheinen mir nicht au niveau derselben zu sein. Alle tragen eine Blume im Haar, aber alle, schmutzige und zerlumpte Weiber, andere mit grauem Haar. Die Rose oder Nelke ist ihnen nothwendiger, glaub' ich, als das Hemd. Die Tracht der Männer vom Volk ist ganz anders als von Valencia an der Ostküste herab. Die flatternden weißen Beinkleider, der spitze Hut sind verschwunden, und enge kurze Beinkleider von Tuch, an den Seiten mit Knöpfen, lederne Kamaschen, offen an der Wade, und Hüte mit abgestumpfter Form und mit zwei Pompons geschmückt — an deren Stelle getreten. Dazu tragen sie kleine braune Tuchjacken, auf dem Rücken, an Kragen und Ermeln zierlich mit buntfarbigen Arabesken von Tuch und Seide ausgenäht; sie präludiren zum andalusischen Majo, und bei all dieser Zierlichkeit haben sie die Navaja im Gürtel, die Navaja, ein Taschenmesserchen anderthalb Fuß lang, mit einer Schneide anderthalb Zoll breit in der Mitte und ganz spitz zulaufend, die sie höchst geschickt zu anderen Dingen noch als zum Brotschneiden zu brauchen wissen. Hier und in Granada soll der Mord am häufigsten sein. Heißes Blut haben sie, zu Zank und Streit finden sie immer — zu Haß und Rache oft Gelegenheit; die Navaja ist immer bei der Hand, und da fliegt sie dann recht leicht

dem Gegner in die Rippen oder schlitzt ihm den Bauch auf. Daraus macht man aber nicht viel, d. h. gar nichts. Es sind gleichsam Duelle ohne Secundanten: statt sich zu prügeln, bringen sie sich um. Ist der Fall sehr eclatant, oder hat der Mörder sich auf keine Weise retten können, so schickt man ihn für ein Paar Jahre auf die Galeeren. Da das sonderbare Gesetz existirt, daß, wer bei einem Ermordeten gefunden wird, auf der Stelle des Mordes verdächtig und gefänglich eingesetzt wird, so nimmt Jeder Reißaus, der Abends Hülferuf oder sonstigen verdächtigen Lärm hört; Dank diesem Gesetz bringt sich der Mörder fast immer in Sicherheit, und Leute, die nur verwundet waren, sterben aus Mangel an Beistand. Etwas sauvage sind diese Sitten denn doch! ich bin nicht für die Prügeleien, aber Menschenblut ist doch etwas Kostbares, was Schonung verdient, und die Faust springt nicht so leicht damit um als die Navaja. Ich sah immer die Leute darauf an, wo ihnen Grimm und Blutgier denn eigentlich steckt, wenn sie so munter und geputzt einherwandeln, und da ist's im Grunde recht beängstigend, daß man's gar nicht gewahr werden kann. Fremden begegnet übrigens nie das Allergeringste! und es nimmt sich auch Jeder in Acht, wie er kann, und es ist eine Art Gesetz für

ihn, nie den Geldbeutel zu ziehen, oder zu zeigen, daß er Geld bei sich habe. Das geht so weit, daß die Phrase, mit der man Bettler ebenso sicher abfertigt, als in Italien mit dem wackelnden Finger, die ist: „ich habe nichts bei mir.“ Hat man das zwei oder dreimal gesagt, so lassen sie ab. Es muß also wol allgemeine Sitte sein, kein Geld bei sich zu führen. In Almeria haben wir am meisten Bettler und von zudringlicher Art gefunden, ungefähr wie in Monreale in Sicilien; hier fast gar keine. Malaga ist wohlhabend durch den Handel — und was für ein angenehmer, reinlicher Handel! nichts als süßer Wein, Orangen, Feigen, Rosinen — ein ganzes Dessert! ich meine, es muß viel angenehmer sein, mit all diesen hübschen Sachen zu handeln, als mit Talg oder Branntwein. Und die Hauptsache ist, daß die Leute reich dabei werden. Freilich, bis in das tiefe Volk steigt der Reichthum wol nicht herab, indessen findet es in Handelsstädten, auf den Schiffen und in den Magazinen, doch leichter Beschäftigung als anderswo. — Ein Gegenstand des Luxus, von dem man sich in Spanien ganz entwöhnt, sind Wagen; das Klima ist zu gut, als daß sie, wie bei uns, zum allgemeinen Bedürfniß werden könnten, und da die Spanier im Ganzen sparsam sind, so scheuen sogar die Reichen eine

Ausgabe, die ihnen von gar keinem Nutzen ist. Uebrigens mag es in ruhigeren Zeiten auch ganz anders gewesen sein! man scheut sich jetzt vielleicht, zu viel Reichthum zur Schau zu stellen. Der Banquier, an den ich adressirt bin, sagte mir, die Autoritäten wären so gänzlich ohne Ansehen, daß wenn es dem Volk von Malaga einfiele, sich auf die Häuser der Reichen zu werfen und sie auszuplündern, so würde Niemand es daran zu hindern vermögen; allein es ist ein gutmüthiges Volk, trotz seines wilden Blutes, das nur Aufwallungen, keine nachhaltigen Plane hat. In den verschiedenen Aufständen der letzten stürmischen Jahre ist von den höchsten Autoritäten nur eine einzige Person umgebracht, und Ermordung der Mönche bei Aufhebung der Klöster, wie z. B. in Catalonien, ist gar nicht vorgefallen. Aber die Klöster sind durchweg aufgehoben, ausgenommen die Frauenklöster, welche sich mit Erziehung und Krankenpflege beschäftigen, und ihre unglücklichen Bewohner leben Gott weiß wo und wie! Die Regierung hat zwar einem Jeden täglich einen Franken zugesagt, doch sie hat kein Geld, womit will sie bezahlen? Warum sie kein Geld hat; das ist übrigens unbegreiflich! sie hat Klöster und Klostergüter eingezogen und verkauft, sie bezahlt ihre Beamten nicht, sie thut nichts für

die Administration des Landes, sie hat zwar Krieg geführt, doch das Kostbarste desselben, die Waffen, hat England geliefert und sie sind bis jetzt nicht bezahlt, und die Truppen haben nicht den ihnen zukommenden Sold erhalten; hingegen werden doch beständig die Abgaben gezahlt, und man hört nirgends von insolentem Vermögen, welches sich Einzelne, Minister oder Banquiers, auf Kosten der Staatskassen gemacht hätten. Espartero selbst, der sehr reich ist, hat nicht jetzt etwa, sondern früher in Amerika durch Spiel sein Vermögen erworben, und darauf eine reiche Heirath gemacht. Das Geld muß also verwahrlost werden und in der allgemeinen Confusion untergehen, grade wie in der schlechtgeordneten Wirthschaft einer Privatperson. Dazu kommt, daß jede Stadt, ja jeder Flecken, sein besonderes Ayuntamiento oder Munizipalität hat, welches die einlaufenden Abgaben nach Gutdünken, ganz willkürlich und ohne regelmäßige Rechenschaft darüber abzulegen, verwaltet. Der vollkommenste Mangel an Centralisation findet statt. Jeder Ort lebt mit seinem Ayuntamiento auf eigne Hand und eigne Rechnung, bekümmert sich um keine andere Behörde, und am wenigsten um die zu Madrid. Seit funfzig Jahren hat man das Land daran gewöhnt, nirgends Heil und Hülfe finden zu können

als indem jeder Einzelne sich seiner Haut wehrt, so gut er kann. So sind die Leute geboren, so sind sie alt geworden; sie kennen es nicht anders. Jeder denkt an den Vortheil seiner Ortschaft, seiner Stadt, höchstens seiner Provinz, an Spanien — Keiner! vielleicht giebt es auch nicht sowol Spanier, als Catalonier, Basken, Andalusier. In dieser Hinsicht mag Spanien Aehnlichkeit mit Frankreich vor Ludwig XI. haben, wo Burgund, Bretagne, Provence ꝛc. nur nominell von der Krone abhingen, und ihre getrennten Interessen verfolgten. In unsern platten, wohleingerichteten Zeiten sieht man mit Schauder und Verachtung auf jene herab. Ich weiß aber warlich nicht, ob es besser ist, daß sich die verschiedenartigsten Völkerschaften alle über einen Kamm — oder gar nicht scheeren lassen. Im ersten Fall werden sie gar so — lämmerhaft, im zweiten bleiben sie etwas bärenhaft. Nun, sind sie hier Bären, so sind sie geschmeidiger und schöner, als anderwärts die Lämmer, und noch habe ich nicht durch ihre blutgierigen Allüren gelitten. Geht man gegen Abend durch die Straßen, so hört man fast aus allen Häusern heraus das Geklapper von Castagnetten und das dumpfe fron, fron, fron der Guitarren. Ein klingendes melodisches Guitarrenspiel ist nicht ihre Sache! sie fahren mit dem Daumen über alle

fünf Saiten und schlagen dabei auf eigenthümliche Weise gegen das Holz. Es ist eine wilde eintönige Musik, die aber ihren Zauber hat, so gut wie der Dudelsack und das Tambourin. — Ich bin etwas aus der zusammenhängenden Aufzählung der Kuriositäten herausgekommen, Fratello! aber vielleicht kommt Dir Alles, was ich gesagt habe, ein wenig wie eine solche vor. Durch das Schreiben hat sich freilich der Eindruck abgeschwächt, und Du findest es wol nicht so merkwürdig wie ich, die ich es vor Augen habe. Ich muß Dich noch einmal auf die Alameda zurückführen und Dich auf die drei oder vier Equipagen aufmerksam machen, welche langsam in den beiden äußeren Alleen auf- und niederschleichen und mit Maulthieren bespannt sind. Gegen all die eleganten Leute, die schönen Frauen, die hübschen Häuser, die vielen Blumen, machen diese Paar bemaulthierten Wagen einen dürftigen Eindruck. Die langohrige, dünnschweifige Bespannung verleugnet zu wenig seine Abstammung. Aber man hält hier viel auf die Maulthiere; sie sollen kostbarer als Pferde sein, weil sie viel stärker und ausdauernder sind. Ich dächte, um einen Wagen die Alameda auf und nieder zu bewegen, dürfte die Stärke der Pferde ausreichen! — Eine andere hübsche Promenade ist nach dem Gottesacker der Engländer,

d. h. man wühlt buchstäblich im tiefen Sande längs des Meeres oder unter dem Felsen fort, der das Castel trägt, bis die kleinen Gartenanlagen beginnen, welche der englische Consul hat machen lassen, und die sich vor dem Gottesacker befinden. Ihr schönster Schmuck sind ihre Blumenmassen, Hecken von Geranium, Rosen und Nelken in Fülle und in heißer duftender Blüthe; und ihre Aussicht: rechts die Stadt, links die Hügelreihe hinab nach Velez Malaga, vorn das Meer, das uralte, ewigneue, ewigschöne Meer. Dann steigt man etwas höher den Berg hinan, und tritt durch ein Thor, das wie ein Triumphbogen ganz dicht mit rankenden Rosen überwebt ist, in den Gottesacker. — Kennst Du wohl Dosen und Schachteln, die man bei uns von Pappe macht und den Deckel mit bunten Muscheln beklebt? Grade so, nur etwas größer sind hier die Gräber — unsäglich geschmacklos und kindisch! das fällt um so mehr auf, da der Gottesacker selbst mehr als Geschmack, nämlich Sinn, in seiner Anlage verräth; man hat ihn nämlich so einzurichten gewußt, daß er, obgleich am Abhang liegend, nirgends eine Aussicht auf die Erde, sondern überall nur auf den Himmel und das Meer bietet. Die Bilder der Vergänglichkeit haben hier ein Ende! Die Weinreben, welche ihre graziösen Guirlanden

um einige Gräber zogen, standen bereits in Blüthe — also zwei volle Monate früher als in Deutschland. Ja, im Süden bin ich! wir kamen an einem Hause vorbei, einem Magazin oder desgleichen, und sahen unter den Arbeitern, die da herausgingen, wol ein halbes Dutzend Mohren; die leben hier also wie zu Hause! Malaga hat einen Künstler ganz eigner Art, der Bilches heißt, und aus Thon fußhohe Figuren spanischer Trachten und Gewohnheiten knetet und kolorirt, zierlich wie bei uns die Statuetten von Porzellan, doch viel ausdrucksvoller. Da sind sie Alle, in ihren bunten verschiedenen Anzügen, tanzend oder rauchend, zu Fuß und zu Pferd, der Eine mit der Navaja, der Andere mit der Guitarre, dieser mit der Escopeta, jener mit seiner Schönen beschäftigt. Auch Gruppen, Stiergefechts- und Beichtstuhl-Scenen weiß er ungemein lebendig und charakteristisch darzustellen. Wenn das Figürchen in rohem Thon, ohne Farben und Glasur dasteht, so könnte man es sehr wohl für das Modell zu einer großen Statue halten: so sauber ist es gemacht. Das ist aber nicht sein Genre; mit diesem Kunstzweig en miniature, der von jeher in Malaga florirt hat, macht er sein Glück.

Contino, gehab Dich wohl! — Ich geh' schlafen, so früh es auch noch ist, denn morgen früh um drei Uhr gehts auf und davon nach — Granada!

## Funfzehnter Reisebrief.

Granada, 3. Mai 1841.

Quie'n no ha visto Granada, no ha visto nada, heißt das Sprüchlein hier zu Lande — und warlich! es hat ganz Recht! Granada ist eine von den Städten, die wie Rom, wie Venedig, einzig eigenthümlich und ohne Gleichen auf der Erde sind. Ihre Geschichte, ihre Monumente, ihre Vergangenheit, ihre Schönheit, umweben sie mit einer Glorie, von der man, wie bei dem Stralenkranz der Heiligen, nicht recht weiß, ob sie Poesie oder Wirklichkeit ist. Aber grade darum sind sie schön! grade darum ist die Phantasie in beständiger Thätigkeit und hilft nach, wenn die Realität nicht ausreichen will — und kein Maler schmeichelt so anmuthig, als eine rege Phantasie! grade darum wohnen Geister in ihnen, tauchen Gestalten aus ihnen empor, welche

nicht auf dem dürftigen, platten Boden der übrigen Welt zu wohnen pflegen! grade darum sind wir in ihnen zu Hause wie in unsrer eigentlichsten Heimath! denn das macht mich nicht heimisch in einem Ort, daß ich seine Straßen kenne, oder daß ich die Leute zu nennen weiß, die in seinen Häusern wohnen, sondern ob etwas Tiefgekanntes und Langbefreundetes in ihnen lebt, oder ob neue herrliche Bekanntschaften mir daraus wie Offenbarungen entgegen treten. So ging es mir in Venedig, so geht es mir hier. Ich weiß nicht, weshalb mir beständig Venedig hier einfällt! Es muß wol der Originalität wegen sein, oder weil es mir ebenfalls einen so ganz feenhaften Eindruck machte, und weil es ebenfalls in so vollkommner Uebereinstimmung mit seiner Geschichte ist. Hier lernt man die Araber verstehen, diese Menschen halb von Sammt und Perlen, halb von Stahl und Erz. So ist das Klima; so ist das Land; so sind ihre Monumente. Das Klima: Südens Gluth und Nordens Kräfte; das Land: die schönste, wechselvollste Ebene von der schneebedeckten Sierra nevada begrenzt; die Alhambra: rauher harter Stein von außen, von innen — ja was von innen? auch Stein, aber Stein, der mehr Aehnlichkeit mit Perlen, mit Spitzen, mit Wolken hat, als mit Stein. Wie soll ich das

Unbeschreibliche beschreiben? Ich kann es nicht; aber es kann auch kein Anderer. Da ist ein Engländer, der mißt sie aus, nach Schritt und Zoll, der zählt die Säulen und giebt sich viel Mühe. Es wird ihm auch gewiß gelingen, einen genauen Grundriß der Alhambra zu liefern; ist aber das die Alhambra? — Da ist ein Belgier, ein geschickter Zeichner, den der König Leopold hergeschickt hat; der wird wunderniedliche Bilder und Ansichten von ihr geben; doch das ist auch noch nicht die Alhambra. Zu der gehört ihre ganze duftende, leuchtende Scenerie; ihre schlagenden Nachtigallen, ihre glühenden Rosen, ihre plätschernden Wasser, ihre maigrünen Bäume, ihre aromatischen Orangen und Myrten; ihr Tausend und eine Nacht-Himmel. Hier könnte man Märchen dichten von Rose und Nachtigall, wenn die Perser es nicht schon so lieblich gethan hätten! Die Nachtigallen schlagen Morgens und Abends und Mittags, ungestört, ununterbrochen, wie kleine unsterbliche Echos der Lieder, die hier einst erklungen sind; und die Rosen blühen purpur-, gold- und rosenfarben wie unvergängliche Denkmale der vergänglichen irdischen Schönheit der maurischen Frauen, die einst hier von tausend Sängern und Rittern gefeiert und gepriesen worden ist. — Wir wollen zusammen in die Alhambra gehen,

meine Emy. — Sie haben es bequem mit mir; denn ich wohne in der Cruz de Malta, und so wie ich aus der Thür trete, bin ich in der Straße Gomorez, die geradesweges zur Alhambra hinaufführt und die deshalb nicht mehr gepflastert, sondern bereits wie die Promenaden selbst chaussirt ist. Ihr letztes Haus linker Hand ist die Cura de Gomar, welches der Verräther besaß, der die Königin Zoraide fälschlich beschuldigte, in unerlaubter Leidenschaft für einen Abencerragen befangen zu sein. Der zornentbrannte König Aben-Abdallah el chieo (d. h. der Kleine) ließ dreißig Abencerragen umbringen, und erfüllte so die Absicht des Gomar, der das Haupt der Zegris und jenen feindlich war. Das Haus hat keine maurischen Ueberreste, sondern den kleinen säulengetragenen Porticus, der den Patio, d. h. den innern Hof, umgiebt und den man hier in allen Häusern sieht. Gewöhnlich ist in dessen Mitte eine kleine Fontäne; dann erinnert er auffallend an das Atrium der Alten. Durch ein hübsches Thor von röthlichem Sandstein, das zwar modern ist, aber doch den ächten maurischen Hufeisenbogen hat, gehen wir zu dem grünen Berge hinauf, der die Alhambra heißt, einst die Citadelle von Granada und Residenz der maurischen Könige war, und jetzt eine reizende Promenade mit herrlichen Ruinen und

kleinen unscheinbaren Wohnungen ist; denn das kleine Leben der Gegenwart drückt sich bedürftig an die todte Größe und findet in ihr die Stätte schon zur Hälfte bereitet. Nun werde ich Ihnen etwas sagen, was Sie freuen wird! Ist hier nicht eine vage Erinnerung an das Heidelberger Schloß? Diese Fülle der schönsten grünen Bäume, diese klaren, kühlen Durchsichten, die röthliche Färbung des Gesteins und der Gebäude — ja, ja, das Heidelberger Schloß ist wirklich eine deutsche Alhambra, ritterlich, lieder- und sagenreich, liebeswarm und behelmt wie diese. — Verschiedene Wege ziehen sich hinauf, breit und bequem, stets im Schatten. Die Wasser rieseln einem entgegen in halb versteckten Canälen, mit Gras und Blumen überwachsen; dort flattert ein halber Strahl herab als Wasserfall, hier flattert er wieder empor als Fontäne. So mag es im Elysium sein, träumerisch, geheimnißvoll, schön wie die ewige Jugend. So gelangen wir zum ersten Thor. Sehen Sie im Schlußstein des Bogens die steinerne Hand? Im zweiten Thor werden Sie einen Schlüssel sehen. Es war eine alte Sage bei den Mauren, Granada könne nur dann erobert werden, wenn diese Hand jenen Schlüssel ergreifen würde. Warum macht die Erfahrung solche vertrauensvolle Sagen zu Schanden? Am

zweiten Januar 1492 ging Granada an die katholischen Könige über und jene Hand rührte sich nicht! — Unter diesem Thore ist die Schloßwache; denn die Alhambra wird noch immer wie ein königliches Schloß betrachtet, das auch seinen eignen Gouverneur hat. Nun kommen wir in eine ganz unschöne, nichtsversprechende Partie, wo man zwischen hohen verfallenden Mauern und niedrigen wüsten Häuserchen ganz bestürzt fortgeht und noch bestürzter wird, wenn man plötzlich das immense Carré des Palastes von Carl V. gewahr wird. Ohne Dach, ohne Fenster, ohne innere Mauern, doch mit einer pomphaft verzierten Front steht es da, ein unfertiger Palast, doch keine Ruine, und das kommt daher, weil er niemals zum Leben gekommen ist, ein colossaler Embryo. Mit einer Ecke stößt dies Gebäude an den alten maurischen Palast, von dem Carl V. einen Theil hat niederreißen lassen, um dieses aufzuführen. Es ist recht merkwürdig, daß die großen Herrscher keinen Geschmack in der Baukunst hatten. Friedrich II. neues Palais im Garten von Sanssouci mag von derselben prächtigen Geschmacklosigkeit sein. Sie sind der großen Ideen zu gewohnt, um etwas Anderes als die Größe schön zu finden. Wir wollen dies Prachtstück rechts liegen lassen. Links erhebt sich die Terra de la vela; von ihrer Zinne wehten

zuerst die drei Fahnen der vereinigten Königreiche Castilien, Leon und Aragon an jenem verhängnißvollen zweiten Januar. Jetzt hat man von der Plateforme die schönste Aussicht auf den Doppelgürtel, den die Vega und das Gebirge um die Stadt legen, und hier hängt auch die Glocke, welche den Wasserleitungen das Signal zu den nach Stunden abgemessenen und genau vertheilten Irrigationen für die ganze Vega giebt. Eine der Terrassen, die den Thurm umgeben, ist ein Urwald von Rosen und dazwischen stehen Weinbäume, ich sage Bäume, denn sie sind es! mannsdick und tragen Trauben, von denen acht Beeren ein Pfund wiegen sollen. Die andere Terrasse trägt andere Früchte, Disteln und Dornen der Menschheit; sie ist der Hofraum des Gefängnisses der Galeerensclaven. Nun zur eigentlichen Alhambra! Wir stehen vor einem schlichten Thor in einer kahlen Mauer; es thut sich auf — drinnen liegt der Myrtenhof, auf spanisch: patio de los aragones. Ein länglich viereckiges Bassin, Blumenbeete, Myrtenhecken, Marmorballen, Marmorsäulen; Sie mögten sich umsehen; aber das ist nicht der Mühe werth. Weiter, weiter! Gerade durchgegangen! Jetzt sind wir im Löwenhof. —

Wer hierher kommt, den Kopf voll Gedanken an die maison carrée zu Nimes, oder an die Tempel

von Pästum, oder an St. Peter, oder an den Straßburger Münster — der wird sich sehr getäuscht finden. Hier sind nicht die ernsten, zarten Linien der griechischen — oder der stolz geschwungene Bogen der neurömischen — oder das tiefsinnige Gewölbe der gothischen Baukunst. Bei allen diesen Architecturen scheint das organische Leben das Vorbild gewesen zu sein, die Säule mahnt an die Palme, der Pfeilerbündel an die Aehrengarbe. Hier sieht man Krystallisation! Phantastisch wie der Winter sie an eine Fensterscheibe haucht, geheimnißvoll wie sie sich im dunkeln Felsen ausbildet, klar und fein, wie die Menschenhand, ihr nachahmend, den Edelstein facettirt. Weil Alles in diesen Edelsteinproportionen ist, so sind die Dimensionen damit übereinstimmend und die Alhambra ist nicht so groß wie irgend ein Palast von Quaderstein gebaut; aber die vollkommenste Harmonie aller einzelnen Theile und ihrer Decorationen machen die Räume frei und leicht. Die Wände der Gemächer sind vom Fußboden an à hauteur d'appui mit bunter Fayence bekleidet, die eine zierliche Mosaik bildet, in der beständig, trotz aller Mannigfaltigkeit, wie in einem Kaleidoscop, die Sternform herrscht. Der obere Theil der Wände ist mit Stuck bekleidet, der wie ein Spitzenschleier klar, fein und brochirt sie überzieht. Man mögte

rosenfarbenen Taffet dahinter halten, um die zierlichen Muster besser hervortreten zu lassen. An einigen Stellen sieht man auch Ueberbleibsel eines farbigen Fonds, hellblau oder feuerfarben; aber der gräßliche Maurerpinsel ist über die meisten schon so oft mit weißem Kalk herübergefahren, daß jene Spuren fast gänzlich vertilgt sind. Diese, übrigens höchst lobenswerthe reinliche Gewohnheit, die Wände alljährlich anzuweißen, ist auch auf die Alhambra ausgedehnt. Ich mögte hier gern mit meinen eigenen Fingern den Kalk herunterkratzen. Die Decken der Säle sind hoch emporsteigende Gewölbe, aus Millionen kleiner Gewölbchen zusammengesetzt, als wären sie mit Honigwaben tapeziert. An ihnen sieht man deutlich bunte Farben und reiche Vergoldung. Nichts giebt Ihnen einen so vollkommenen Eindruck von Feenpalast als die Alhambra. Die Badegemächer in den unteren Räumen sind zugewölbt und empfangen ihr Licht durch sternförmige Oeffnungen, die die Decke durchbrechen, wodurch das Licht wundervoll gemildert wird. Unter diesen Sternen mögte man sein Leben verträumen, zum Handeln, zum Thun kommt man hier nicht. Es ist sehr natürlich, daß Menschen, welche halbe Tage hier zubrachten und träumerisch auf das monotone, melodische Geplätscher der Fontänen horchten und

gewohnt waren, gleichsam nur im Sternenlicht zu leben, die heißen Tage der Bedrängniß nicht ertragen konnten. Uebrigens kann man sich nichts Heimlicheres, Behaglicheres als diese Badezimmer vorstellen. Die Kinder hatten ihre eigenen kleinen Bäder, jedes Einzelne mit seiner kleinen sterndurchbrochenen Kuppel versehen. Gallerien und Portiken haben flache Decken von Holz, reich und kunstvoll geschnitzt, oft mit Perlmutter eingelegt. Auf diese Weise ist auch das Gewölbe des prächtigen Saales de los Ambajadores. Die Säulenhalle des Myrtenhofes führt zu ihm und durch seine Fenster, die freilich jetzt durch garstige blaue hölzerne Fensterladen geschlossen sind, sieht man auf die Stadt hinab. Um den Löwenhof liegen drei andere Säle mit den dazu gehörigen Kabinetten; die vierte Seite ist der Eingang und stößt an den Myrtenhof. In dem Saal der Abencerragen fand jenes Blutbad statt, die dreißig wurden in dem Marmorbassin in dessen Mitte geköpft. Der König hatte den Untergang des ganzen Stammes beschlossen; doch ein getreuer Page warnte und rettete dadurch die Uebrigen. Der Justizsaal liegt dem Eingang gegenüber und der Saal de las dos Hermanos dem der Abencerragen. Ihre Thüren existiren nicht mehr! die Angeln sieht man noch. Offen liegen sie da und ein Säulen-

gang verbindet sie mit einander. Er umschließt den Patio, welcher wegen seiner von zwölf Löwen getragenen Fontäne der Löwenhof heißt. Ich muß gestehen, daß diese Thiere nicht so schön sind, als ob Thorwaldsen sie gemacht hätte. Der Saal de las dos Hermanos, so genannt wegen der zwei großen Marmordallen, die einen Theil seines Fußbodens ausmachen, hat ein reizendes Erkerchen, von wo man in den Garten der Lindaraja hinabsieht, der ebenfalls seine tanzende Fontäne und seine Rosenbüsche und Orangenbäume hat. Alles ist Duft und Glanz, durch kühle Schatten wie durch Schleier gemildert. Wer war Lindaraja? Eine schöne Frau, die Geliebte eines mächtigen Khalifen; mehr weiß man nicht von ihr; aber ihr lieblicher Name wirft einen Frühlingsschein über das Gärtchen. Es kam mir wie gefegt vor, friedlicher, blühender als die übrigen Stätten. Den Vorzug haben wir, besonders wenn wir ein Paar hundert Jahre todt sind: wenn nichts von uns lebt als unser Name, denkt Jedermann an etwas Schönes. Moderne Gänge führen nach einem entfernteren Thurm, der das Ankleidezimmer der Königin heißt. Seine zierlichen Dimensionen mit dem gemauerten Altan harmoniren gar nicht mit den harten, stolzen Fresken, die Michel Angelo's Schüler an die Wände gemalt. Philipp II.

berief sie dorthin, um für seine Gemahlin ihre Kunst zu üben. Elisabeth von Valois war die letzte, der das Gemach diente. Es macht einen wunderbaren Eindruck aus den Fenstern dieses Schmuckkästchens heraus und auf die Sierra nevada zu sehen. Gegen die funkelnde Pracht des Schneegebirges sind alle Herrlichkeiten eines Toilettenzimmers, und wenn es auch das einer Königin beider Indien ist, nur gering — dies sind die Hauptbestandtheile der Ueberbleibsel von der alten maurischen Königswohnung, und wie Zerstörungslust, Unverstand und Geschmacklosigkeit auch darin gewüthet haben: sie genügen, um uns einen Begriff von den Menschen zu geben, für welche sie einst errichtet wurden — von ihren feinen ernsten Sitten, von ihrer Liebe für Pracht und Stille, von ihren reinlichen, weichlichen Gewohnheiten, von ihrer Neigung für wollüstig träumerische Schwelgerei. Augenscheinlich waren dies sämmtlich innere Höfe — die äußeren existiren nicht mehr — wohin nie der Lärm des Krieges, wie der Hufschlag der Pferde drang. Hier lebten die Khalifen ihr häusliches Leben. Da ist es denn sehr merkwürdig für Menschen von so glühender Sinnlichkeit, für die das Dasein ein Rausch von so feuriger Trunkenheit war, daß nicht eine Darstellung in all diesen Ornamenten sich findet, welche das

Auge durch ein üppiges Bild zu reizen suchte. In allen antiken Wandmalereien sieht man immer nur die Menschengestalt in den lieblichsten, mannigfachsten Stellungen, menschlich schöne Götter und göttlich schöne Menschen, durch Mythen und Sagen vereint und verbunden, meistens zum frohen Sinnengenuß. Die Marmorstatuen der Götter in ihren Tempeln sind nicht strenger als im Schlafgemach, und jeder Ausgeburt fiebernder Imagination war in der bildlichen Darstellung ihr Erguß erlaubt. Vielleicht flüchtete diese, bei den Völkern des Südens so trunkene Imagination sich bei den Mauren in ihre Lieblingskunst, die Poesie; vielleicht verbrauchten sie sie ganz und gar in ihrer brausenden, schäumenden Existenz — vielleicht gar wollten sie der Seele Ruhe gönnen und sie nicht durch das Auge wecken; genug: alle Ornamente ihrer Gemächer sehen aus wie herabgelassene — nicht wie gelüftete Schleier. Man denkt an Zauberformeln, an magische Zeichen, an astrologische Bedeutung, wenn man diese wundersamen, unübersehlich wechselvollen, in Stein geprägten Arabesken verfolgt, die sich wie Wolken, wie Gedanken, wie Träume, wie Alles, was unfaßlich ist, jagen und ranken und verschlingen, und doch auf eine Grundform zurückzuführen sind. Dazu kommt, daß die arabischen Buchstaben selbst wie

Schnörkel aussehen, und daß ein Spruch aus dem Koran oft die Verzierung eines Thürbogens oder eines Frieses macht. Dieser in der Alhambra immer wiederkehrende Spruch ist stets ein und derselbe, und heißt: „Gott allein ist der Sieger". Ein schöner Spruch in einer Königswohnung, wol gewählt, um jeden Stolz und jede Sorge, jede Freude und jeden Schmerz, Uebermuth wie Verzagtheit, zu mildern und zu dämpfen. Das religiöse Element, das sich ernst und feierlich durch allen Pomp und alle Süßigkeit der Erde schlingt, das sich Platz macht auf den Stätten der fröhlichsten Feste, der heimlichsten Entzückungen, das alle irdischen Wonnen auf flüchtiges Bestehen zu beschränken scheint, giebt der Alhambra eine ganz eigenthümliche Würde — und das ist es eben, was kein Zeichner und Bildner und Beschreiber wiedergeben kann. Aber ich, liebes Herz, habe für Sie gethan, was ich konnte, und habe Sie mit mir hinaufgenommen. Sind Sie zufrieden? — Ach, ich habe Ihnen heute recht con amore vorgeplaudert, liebste Emy! morgen muß ich reisebeschreibern, damit — wenn es einmal Einem von Euch einfällt, hieher zu reisen — Ihr wißt, wie es einem geht auf der Fahrt nach Granada. Ade, meine Seele. Gott mit Ihnen.

## Sechszehnter Reisebrief.

Granada, 4. Mai 1841.

Herzensmama! Den Mann wollt' ich loben, der ein Daguerreotyp für die Gedanken erfände! das wäre doch endlich einmal wieder so eine recht gründlich neue, erdballumwälzende Erfindung! Ich setzte mich auf das Sopha, Kopf in die Hand, ganz ruhig, ganz bequem, und nach einer Viertelstunde wäre mein bester Brief auf das Papier gehaucht, und ich hätte nicht nöthig gehabt Hand noch Fuß deshalb zu rühren. Es würde ganz gewiß mein bester werden; denn die materielle Unbequemlichkeit des Schreibens thut, so klein sie ist, den Gedanken Schaden. Die Finger können nicht mit ihnen Schritt halten; das macht mich zuweilen verdrießlich, zuweilen müde, und ich breche ab, ohne den Gedanken bis zu Ende verfolgt zu haben. Auf der

Reise vollens kann das Schreiben lästig werden. Heute erzähle ich von dem, was ich gestern gesehen; aber ich bin in unruhiger Erwartung dessen, was ich sehen werde, sobald nur der Brief erst glücklich zur Post befördert ist. In einiger Abspannung komme ich ohnehin nur hier an das Schreiben, weil ich dafür keine andere Zeit habe als die ganz nothwendige, um mich auszuruhen. Bisweilen greife ich ganz matt zur Feder und siehe da! statt mich zu fatiguiren, ermuntert sie mich; denn es macht mir doch so gar viel Spaß Dich von meiner spanischen Campagne zu unterhalten. Ja, ja, Mama! die Landreisen bieten warlich ein Pröbchen von den Strapazen einer Campagne. Jetzt, da ich die Alhambra glücklich erobert habe, bin ich obenauf und mir ist ganz triumphatorisch zu Muth. Durchs Fegefeuer ins Paradies — wo ist der Tropf, der sich dazu nicht freudig entschlösse! Jedoch wieder durch das Fegefeuer auf die kalte harte Erde zurück — dazu entschließt man sich nicht, sondern man unterwirft sich nur der Nothwendigkeit; und das werde ich auch thun, wenn die Rückfahrt nach Malaga angetreten werden muß. Einstweilen bin ich in Granada! Ach, das ist ein Eden, und die Alhambra ist die Blume dieses Edens. Aus der Ferne erscheint sie wirklich wie eine große, stralende, feurig-

rothe Blüthe mitten im kräftigen Grün der Gärten. welche sich unter, um und über sie legen, den Berg heransteigen und im Generalif ihre letzte schwebende Laubkrone bilden. Doch auf ein Paar Augenblicke muß ich sie zu vergessen suchen, sonst komme ich gar nicht zur Beschreibung der Fahrt und Ihr könntet am Ende wähnen, ich sei mühelos dahingeschwebt.

Erinnerst Du Dich einer gewissen großen Familienkutsche, die früher bei Dir existirte? Woher Du dieses Erbstück besaßest, dazu reicht mein Gedächtniß nicht mehr aus; aber ich weiß wol, daß wir Kinder mit Lehrer, Gouvernante, mit einem halben Dutzend Puppen und einigen Vogelbauern, ungefährdet unsere Reise darin zurücklegten, wenn auch nicht ganz bequem. Eine solche Kutsche, hochroth von außen, weißgrau von innen, mit fünf Pferden bespannt, Majoral und Zagal dazu, wurde zur Fahrt nach Granada gemiethet, hin und zurück für vierzehnhundert Realen, und für jeden Tag des dortigen Aufenthalts achtzig Realen, mit der Bedingung den Wagen zu kleinen Ausfahrten gebrauchen zu können. Ein Real ist nach preußischem Gelde zwei Silbergroschen und ein und ein Viertel Pfennig. Die Entfernung von Malaga nach Granada beträgt ein und zwanzig und eine halbe spanische, das ist un-

gefähr neunzehn deutsche Meilen. Am 30. April, Morgens vier Uhr, waren wir sämmtlich marschfertig, nämlich wir und zwei Reisegefährten, mit denen wir uns schon seit Barcelona vereinigt hatten. Ein dritter schloß sich zu Pferde unserer Arche an, die, wie weiland die Noachische, noch außerdem mit einem Vorrath von Lebensmitteln versehen war. Es war noch dunkel, als wir aus Malaga längs des Guadalmedina heraus und gleich in die Berge hinein fuhren. Eine lange, langweilige montée! lauter Krümmungen und Windungen! Nach drei Stunden wird man unten Malaga noch ganz deutlich gewahr. Die Berge sind bis oben herauf mit Wein bepflanzt und zahllose Winzerhäuschen liegen in den Schluchten, wo sie gegen den Sonnenstral geschützt sind. In den unkultivirten, allzu steinigen Partien dieser Berge blühten der Cistus und viele wunderschöne und bei uns unbekannte Bergpflanzen. Durch eine hügelige Hochebene ging es dann weiter. Der Anblick des Landes von da oben herab ist ganz seltsam; Hügel legt sich an Hügel, Berg an Berg; so wellt sich das Terrain fort, ohne einen bestimmten Bergrücken zu zeigen; es sieht aus, als ob die Urfluthen es umgeackert hätten. Der Weg ist ziemlich gut geführt, aber seit vielen Jahren auch nicht im geringsten unterhalten, so daß wir sämmtlich

nach der Venta schmachteten, wo Mittag gemacht werden sollte. Eine Venta ist ein einsamer Gasthof, ungefähr im Dorfschenkenstyl; nämlich vorzugsweise für Unterbringung der Maulthiere und Pferde eingerichtet. Stallung füllt den untern Raum: im obern befinden sich kleine Gemächer, in welchen Betten aufgeschlagen werden, wenn man Siesta halten, oder die Nacht dort zubringen will. Eine weite Halle, die keine andere Thür als den Thorweg, keinen andern Fußboden als Straßenpflaster, keine andre Fenster als deren Oeffnungen hat, ist zugleich Küche, Wohnzimmer der Wirthsleute, allgemeiner Salon und Speisesaal für sämmtliche Reisende. Bei uns würde das sehr schmutzig aussehen, wegen des beständigen Rauches, Küchenrusses und aller Geräthschaften, welche der nordische Küchenbedarf erheischt. Hier zu Lande ist der simpel! man braucht einen Topf, man stellt ihn in einem Winkel auf ein kleines Feuerchen, das über drei Spänchen entzündet wird, man wirft in ihn die Ingredienzien, welche grade im Hause vorräthig sind, Erbsen und Kartoffeln, Kohl und Schinken, Wurst und Speck, man kocht das zusammen, und der Puchero ist fertig. In Catalonien heißt er die Olla, dort wie hier bedeutet sein Name — Topf; dort wie hier ist er die hauptsächlichste, häufig die einzige Speise eines

Mittagsmahls, sobald dies kein Diner sein soll; und dort wie hier schmeckt er gar nicht übel, wenigstens kann Jeder sich etwas herausfischen, was ihm schmeckt. Rauch und Ruß giebt es bei diesen primitiven Einrichtungen gar nicht, und die spanische Gewohnheit alljährlich die Wände jedes Hauses frisch zu weißen, ist der Reinlichkeit höchst vortheilhaft. Daß man des Ungeziefers von Flöhen, Mücken und Wanzen nicht los werden kann, liegt hauptsächlich am heißen Klima, und dann am Gebrauch der hölzernen plafonds. In die alten schwarzen Balken nistet sich das garstige Gewürm unvertilgbar hinein. Da wir grade den Puchero fix und fertig fanden, so machte er uns, mit unsern Provisionen verbunden, eine sehr gute Mahlzeit, und meine Begriffe von einer Venta wurden respectuöser. Bisher hatte ich keine andre, als die, weche Don Quixote mir beigebracht; da giebt es immer so viel Prügeleien, Geschrei und Gezänk, zerbläute Rücken und geröthete Nasen, spitzbübische Wirthe und schmuzige Mägde, verbrannte Speisen und alles erdenkbare irdische Elend — daß es mir zu verzeihen ist, wenn ich sie mit einiger Geringschätzung betrachtete. Im Innern des Landes, auf weniger frequenten Straßen, in der Mancha z. B., wo Don Quixote seine Irrfahrten hielt, sollen übrigens bis zu dieser

Stunde die Ventas noch eben so wie zu seiner Zeit sein. Und das wird sich auch nicht früher ändern, als bis Reisende fremder Länder ihre Gebräuche und Bequemlichkeiten her verpflanzt haben. Die Spanier reisen in Geschäften, oder wenn sie eilig oder ängstlich sind, mit der Diligence; da brauchen sie keine Nachtlager. Wer das zu ermüdend findet, fährt mit einem Kutscher und schleppt Lebensmittel — wol gar sein Bett mit sich. Man reitet auch; doch mit denselben Vorkehrungen, wie man fährt. So ist man es von Alters her gewohnt und dem unterzieht man sich wie jeder andern unerläßlichen Unbequemlichkeit. Zum Vergnügen reisen die Spanier nicht in ihrem Lande. Da sie sparsam sind, so mögen sie wahrscheinlich nicht gern viel Geld auf ihren Reisen ausgeben, und die Gastwirthe würden bei der Verbesserung ihrer Häuser keinen Vortheil finden, da die Zahl der Fremden doch nur gering ist. Wenn die Kriege hier aufhören, wenn die Straßen sicherer werden — oder eigentlich wenn Erfahrung die Furcht vor ihrer Unsicherheit überwunden hat — und hauptsächlich wenn ein Paar tausend Engländer alljährlich kommen und uns die Wege bereiten werden; so wird sich allmälig mehr Bequemlichkeit einfinden. Aber Engländer gehören wesentlich dazu! wo die sich aufhalten, da geht es

reinlich und ordentlich zu. Malaga, das durch den Handel viel in Verkehr mit Engländern ist, hat einen äußerst saubern guten Gasthof, wo der Kellner englisch spricht. Es ist mir recht lieb endlich einmal in einem Lande zu sein, wo die französische Sprache nicht dominirt; hier hilft sie einem so gut wie gar nichts. Spanisch zu verstehen ist natürlich am Besten! nicht nur, daß es sehr angenehm ist überall mit den Leuten zu sprechen, und sie sprechen zu machen: so mag es auch vortheilhaft sein bei der Harpyien-Klasse, die den Unglückseligen ganz und gar in der Hand hat, der nicht im Stande ist mit ihnen über die Preise und Forderungen zu debattiren.

Nach zweistündiger Rast verließen wir die Venta, und fuhren, fuhren, fuhren bis acht Uhr Abends! wir hatten eine zweite Bergreihe, einen höheren Felsenzug zu passiren, immer auf diesen schlechten Wegen, die aber einige hübsche Aussichten in tiefere Thäler gewährten. Cultivirt ist dieser Landstrich gar nicht; dafür hat er prächtige immergrüne, und Korkeichen. Am Wege stand ein einsames Kreuz, dessen Inschrift sagte, daß hier im vergangenen Sommer ein Reisender ermordet sei. Nach und nach dunkelte es. Menschen und menschlichen Wohnungen begegneten wir gar nicht. Langsam schlichen die

müden Pferde die steilen, finstern, ausgefahrnen Hohlwege herab, die mit Ginster, wilden Rosen und andrem Gesträuch eingefaßt, den etwaigen Wegelagerern bequeme Schlupfwinkel geboten hätten. Doch nichts rührte sich, was auch nur den leisesten Verdacht hätte wecken können! warlich die spanischen Räuber haben es so gut wie der liebe Gott! kein Mensch sieht sie, aber Jeder glaubt fein demüthig an sie. Ich nicht mehr! ich denke, es sind so wenig Reisende in Spanien gewesen, und ihre dortigen Schicksale sind so gar nicht zu controlliren, daß sie vorgezogen haben von ihren Abenteuern mit Räubern — statt von ihrer Furcht vor denselben zu erzählen. Herr von Custine, dessen elegante Briefe aus dem Jahr 1831 übrigens das einzige neue Werk über Spanien sind, welches ich durchblättert habe, macht es zwar nicht so, sondern spricht redlich von seiner herzlich großen Furcht vor José Maria und von seiner Angst in jeder einsamen Venta; doch José Maria ist todt! der Räuberkönig von Andalusien, stolz und vornehm wie Carl Moor, der ganz allein an eine Diligence heranritt und ruhig sagte: „Uhr und Geldbeutel, meine Herren!“ und sie eben so ruhig in Empfang nahm, der nie Frauenzimmer ausplünderte und sie stets achtungsvoll behandelte — José Maria ist von seinen eignen

Leuten umgebracht, als er anfing sich mit der Regierung vertragen zu wollen. Sehr zaghafte Seelen mögen sich wol erschrecken, wenn sie auf ihren einsamen Wegen Männern begegnen mit der Navaja im Gürtel und der Escopeta auf dem Rücken, wie das hier die übliche Landestracht ist. Aber ich bin keine sehr zaghafte Seele, wenigstens nicht vor der Gefahr. Wie ich mich in derselben benehmen würde, habe ich nicht Gelegenheit gehabt zu erproben. Das weiß ich wol, daß ich nicht im geringsten erschrak, als zu mehren Malen bewaffnete Männer an den Wagen traten, uns erklärten, sie seien die Wegewächter und sich dafür einiges Geld ausbaten. Sie waren auch wirklich so bescheiden mit einigen Franks zufrieden zu sein. Der Mond war bereits aufgegangen, als wir unser Nachtquartier Lora erreichten. Der dortige Gasthof macht Ansprüche eine Fonda, d. h. ein Hotel ersten Ranges, zu sein. Er zeichnet sich aber nur dadurch vor einer Venta aus, daß er in einer Straße liegt und nicht einsam am Wege. Uebrigens ganz dieselbe innere Einrichtung; unten, Stallraum und Küche eins; oben, kleine Gemächer, die freilich ihre Balkons, jedoch ohne Fenster und nur mit Thüren, hatten. Die Wände waren weiß wie immer, aber die schwarzen Balken der Decke versprachen nichts Gutes und hielten Wort. Betten

stehen nie in diesen Zimmern. Kommen Reisende, so werden Feldbetten hereingebracht, eine Matratze, ein Kopfkissen und eine wollene Decke darauf gelegt, alles mit sehr weißen und sehr groben Betttüchern bedeckt — und das ist denn Dein Lager. Da die Matratzen einige Aehnlichkeit von Säcken voll Aepfel oder Kartoffeln haben, so sind sie unbequem genug, aber ich war so gräßlich müde, daß ich gleich auf der Stelle einschlief. Als wir am andern Morgen eine sehr starke Rechnung bezahlen sollten, und die Herren einige Einwendungen machten, entgegnete der Wirth gelassen, wir verlangten auch sehr viel; immer frische Hand- und Betttücher! dergleichen fiele den Spaniern nie ein. — Das ist gewiß merkwürdig! ein Volk, das die weißesten Hemden und die weißesten Wände unter der Sonne hat, macht in jenem Punkt so geringe Ansprüche. Loxa liegt am Xenil. Die Nachtigallen flöteten in den Granatbüschen und die Fahrt nach Granada könnte reizend sein, wenn der Weg am Fluß fortliefe, oder wenn nur überhaupt irgend ein gemachter Weg wäre! aber nichts! immer querfeldein und, trotz der Ebene (Vega) von Granada, die bereits hier beginnt, nicht durch diese, sondern an deren Rand fort, über hügeliges und ziemlich unfruchtbares Land. Der Nachtsack eines unserer Reisegefährten ging

verloren. Der Majoral ritt bis Loxa zurück, um ihn zu suchen. Um uns die Zeit zu verkürzen, fuhren wir indessen bis zu einer nahen Venta und hielten Frühstück statt Mittagsmahlzeit. Die Venta war ganz wie die gestrige, nur wackelten Tisch und Stühle noch ein wenig mehr und das Tafelgeschirr war auch nicht ganz so reichlich — vielleicht deshalb, weil eine Gesellschaft Maulthiertreiber bereits bei ihrem Frühstück saßen und uns sogleich gastfrei einluden, daran Theil zu nehmen. Der Majoral kam übrigens ohne den Nachtsack zurück, was Niemand von uns in Erstaunen setzte; aber desto mehr die bereits hier in Granada eingetroffene Nachricht, daß er im Wirthshaus in Loxa abgeliefert sei. Vier Leguas von Granada, kommt man in die Besitzung des Herzogs von Wellington hinein, die Ferdinand VII. ihm geschenkt hat und die Sota de Roma heißt. Sie soll sehr groß sein und sich fast bis zur Stadt erstrecken; doch sieht man nirgends eine Spur von Schloß, großartiger Anlage, oder besserer Feldbestellung. Stundenlang sahen wir Granada, ohne es erreichen zu können. Es schien, als ob wir es in weitem Bogen umkreisten. Endlich ließ sich der Majoral aus den höhern Regionen in die Vega herab. Sie ist von Canälen durchschnitten, welche das Wasser durch sie vertheilen, das von den Bergen

über Granada herkommt. Die Bewässerungen sind hier so wichtig und nothwendig, daß zu gewissen Stunden die Schleusen geöffnet und geschlossen werden, damit jeder Landstrich zu seinem Recht komme. Diese Canäle benutzt man als kleine Hohlwege zum Fahren, obgleich eine Gondel hier mehr zu brauchen wäre, als eine Kutsche. Indessen, das ging noch an! Nun haben aber die Bauern quer durch diese Canäle ganz ungenirt Erdwälle aufgeworfen, um dem Wasser irgend eine ihnen bequeme Richtung zu geben; und über diese mußten wir voltigiren. Das gab so gräßliche Stöße und Püffe, daß wir ausstiegen und oben auf dem Rand des Canals gingen, während unsre schwerfällige, gravitätische Karrosse, die mich lebhaft an einen Kardinalswagen zu Rom erinnert, mit dem kleinen flinken Zagal um die Wette über jene Wälle hüpfen mußte. Als diese Fahrt ihr Ende erreichte, waren wir in der Vorstadt, und fuhren an einer reizenden Promenade vorbei in die Stadt hinein und zur Cruz de Malta, welche mit dem Café de Comercio um die Ehre rivalisirt, Granada's erstes Hotel zu sein. Sie nahm uns auch gastlich auf, und in prima furia der Freude überhaupt ein Unterkommen zu finden, schien sie mir ganz vortrefflich. Das ist wirklich eine Noth! Die Gasthöfe sind nicht so groß wie bei uns, haben

nicht mehr Zimmer als ein Haus von Mittelgröße; nun entladet sich so eine Kutsche vor demselben, oder gar eine ganze Dampfboot- oder Diligence-gesellschaft; nun mögte doch Jeder gern sein Kämmerchen haben; da ist man denn so froh, wenn man eins erwischt, so froh, als wäre man königlich etablirt! Hernach mindert sich denn das Entzücken! mein Zimmer ist von der Simplizität einer Nonnenzelle: eine Fensterthür, in der zwei Scheiben durch Bretter ersetzt sind; keine Vorhänge — dieser Luxus ist ganz unbekannt in Spanien — vielleicht betrachtet man die Esparta, welche von außen davor und über den Balkon herabhängt, als Vorhang; weiße Wände, an denen drei finstre Heiligenbilder in Oel gemalt hängen; das gewöhnliche kleine schneeweiße Feldbett, vier Strohstühle; zwei Tische von grobem braun angestrichnem Holz — auf dem einen schreibe ich Dir, der andre dient als Toilette und ist mit wunderschönen Blumen geschmückt; ist diese Einfachheit nicht wirklich einer Zelle würdig? Aber ich habe mich schon ganz daran gewöhnt, und bin obenein mit so kleinen Erwartungen von Bequemlichkeit nach Spanien gekommen, daß sie fast immer übertroffen werden. — Das Haus selbst ist im Viereck gebaut; der kleine innere Hof, der dadurch entsteht, heißt der Patio und hat in der Mitte eine Fon-

täne; eine Säulenhalle umgiebt ihn oben und unten; auf sie haben alle Zimmer ihren Ausgang. Die obere ist durch Fenster zu einer geschlossenen Gallerie gemacht; unten ist Alles offen, und die ganze Hauswirthschaft wird da betrieben. Ein großer Weinstock breitet seine Ranken wie ein Zelt über den Patio aus. So, mehr oder weniger, ist die Einrichtung aller Häuser — ganz auf ein mildes Klima berechnet. Bei uns würde der Zugwind hübsch durch Zimmer pfeifen, welche eine Balkonthür, und ihr gegenüber eine andre, auf eine luftige Gallerie führende, haben. Doch ist das Klima von Granada bei weitem weniger heiß als an der Küste. Hier liegt die Sierra nevada im Süden, und das macht gleich einen solchen Unterschied, daß die Cactus- und Orangenpflanzungen aufgehört haben, und daß die ganze Vegetation einen Anstrich von nordischer Frische und Kraft trägt. Eine solche Fülle und Pracht von Blumen, besonders von Rosen, habe ich nirgends gesehen! kein Garten, kein Fenster, kein Frauenkopf ohne Rosen! — Es hat heute den ganzen Morgen geregnet. Der Majoral wurde beordert mit dem Wagen herzukommen; wir wollen ausfahren. Er fand die Zumuthung sehr stark, im Regen fahren zu sollen, und es hat Kunst und Mühe

gekostet ihn zu dieser Heldenthat zu überreden! — dermaßen selten und gefürchtet ist hier der Regen. — Ich küsse die Hand, Herzensmama, die Karrosse kommt sogleich.

## Siebenzehnter Reisebrief.

Granada, 5. Mai 1841.

Ach meine Kindlein, Granada ist schön, aber ganz schön! es ist nicht sowol dies oder jenes Einzelne, sondern das Ganze, was einen so wundervollen Eindruck von Harmonie macht. Granada ist wie ein Menschenantlitz, das ein Paar schöne glänzende nachdenkliche Augen hat, man sieht immer in diese Augen hinein und findet am Ende das Gesicht bezaubernd, obwol der Zauber nur in den Augen liegt. Die Alhambra ist so ein strahlendes Auge! man kann und kann sich nicht davon losmachen. Und das geht nicht den Fremden allein so! wir sprachen mit einem jungen Spanier, der in unserm Gasthof wohnt,

von den übrigen Sehenswürdigkeiten, die wir noch besuchen wollten. „Thun Sie das, antwortete er; aber wie oft waren Sie auf der Alhambra“? — Dieser junge Mann macht hier juristische Studien, nachdem er ein Paar Jahr in Deutschland gewesen und unserer Sprache ganz mächtig ist. Wie das überrascht, hier deutsch zu hören! er sagt, die fremden Literaturen wären in Spanien so gut wie unbekannt. Man habe jetzt angefangen die englischen Geschichtsschreiber zu übersetzen, Robertson und Gibbon, und sie würden mit wahrem Heißhunger gelesen und wieder gelesen. Das kann ich mir vorstellen! man hat hier schwerlich die Erlaubniß, ja nur die Möglichkeit gehabt, so unbefangen wie Robertson, und so zersetzend wie Gibbon zu schreiben! Auch Thiers Revolutionsgeschichte soll sehr gefallen. Ich kenne sie nicht; mir kann nichts gefallen, was aus dem Kopf kommt, denn ich mag keine Gaukler zu Staatsmännern und Geschichtsschreibern. Ich habe dem jungen Mann gerathen doch auch etwas in diesem Fach für seine Landsleute zu thun und aus dem Deutschen zu übersetzen: Ranke's Geschichte der Päpste. Das ist so ein Buch ohne professorischen Beischmack, welcher den fremden Nationen bei unseren Werken nicht recht munden will. Uns mundet er auch nicht, Gott weiß es! aber wir sind nun mal daran gewöhnt

zu schlingen und zu kauen, bis wir's herunter haben. Die Fremden nicht! die begehren von ihren Historikern, wie von guten Malern, Klarheit und Colorit und gewandte Darstellung; und wir sollten das auch thun, und unsern gelehrten Herrn nicht einbilden, sie hätten mit der Gelehrsamkeit die Dinge erschöpft und dürften uns wie ihre Studenten behandeln. Daß ein Mann, der sich dem gelehrten Stande gewidmet hat, nun auch wirklich gelehrt sei — findest Du das bewundernswerth, Fratello? ich nicht! die Gelehrsamkeit muß sein wie das Fundament eines Hauses, tief und fest, und unsichtbar das ganze Gebäude tragend. Genug, die Geschichte der Päpste scheint mir ein Buch von allgemeinem Interesse für alle Nationen, und ich habe es dem jungen Spanier recht eindringlich gemacht. Von deutschen Juristen kennt man hier Puffendorf auf den Universitäten. Du weißt vielleicht etwas von diesem würdigen Manne, dem es gelungen ist in Spanien einzudringen. Ich muß bekennen, er ist mir total fremd, und sein Name kommt mir altväterisch verschollen vor. — Es ist hübsch hier zu Lande, daß nicht blos das Volk die Volkstracht trägt. Dieser junge Mann wirft sich freilich Abends, wenn er in die Gesellschaft geht, in Euern abscheulichen Frack; aber sonst hat er die kleine kurze Jacke an, und den allerliebsten

andalusischen Hut auf, dessen Form von schwarzem Sammt und der Schirm von Filz ist, zwei Pompons auf derselben Seite, einer oben an der Form, der andere am aufwärts gebogenen Schirm machen das Hütchen zierlich und verwegen, und die jungen Männer sehen gar nett damit aus — keck, doch gar nicht brutal. Das ist wundervoll bei ihnen: man befindet sich immer wie in guter Gesellschaft. Heute schenkte mir einer eine Rose — eine prächtige Rose von Damaskus. Ueberall bekommt man Blumen? die Gärtner, die Aufseher geben immer wahrhafte Blumengarben mit. Die zu schleppen ist nun gar nicht meine Liebhaberei! indessen ich nehme sie, und die Herren tragen sie mir gütigst nach Hause. So kam es denn, daß ich keine in der Hand hatte. Dies mochte ihm wol sehr unpassend vorkommen; kurz, er trat aus einer Gruppe von jungen Leuten heraus und reichte mir eine Rose. Nun bitte ich Dich, diese Scene nach Deutschland zu verlegen! wird sie da nicht übernatürlich albern ausfallen? wird der junge Mensch nicht impertinent aussehen, und die Frau verblüfft oder geärgert? hier gar nicht! hier ist die Sitte lind und leicht, und es wird mir durchaus nicht schwer darauf einzugehen. Was nun den innern Sittenzustand betrifft, so soll der bis zur Verwilderung verfallen sein. Die Frauen beschäf-

tigen sich nicht, lernen nichts, amüsiren sich mit nichts als mit Koketterien. Hübsch und anmuthig sind sie, es wird ihnen nicht schwer zu gefallen, und sie thun alles dafür. Niemand hat das Recht streng zu sein, und so fehlt sogar die oberflächliche Schranke der äußern Rücksicht. Das beginnt schon mit den jungen Mädchen! sie lassen sich entführen, sie kommen wieder, sie leben in der Gesellschaft fort, ganz ungenirt; es thut sogar ihrem Etablissement keinen Schaden! Dergleichen ist doch ziemlich unerhört bei uns. Nun kann man sich aber vorstellen, wie weit die Frauen gehen, wenn sie so früh und und auf so entschiedene Weise gewisse Allüren annehmen. Das ist die Schattenseite der gesellschaftlichen Zustände — und eine so dunkle, daß ich nicht gern hinsehen mag. Ich bin auch zu kurze Zeit hier, um mich vergewissern zu können, ob sie nicht übertrieben ist; folglich steht es Dir ganz frei anzunehmen, die liebenswürdigen Andalusierinnen vereinigten mit ihrer Anmuth die Tugend der Heiliginnen. Nett sind sie, das ist wahr! Wir fuhren vorgestern nach dem aufgehobenen Karthäuserkloster. Es war irgend ein hoher Festtag, Kreuzerfindung meine ich. In die Kirchen geht man nicht viel, sie haben ihre Zeit gehabt! dort also findet man keine Menschen; sie versammeln sich in und vor den Häusern. Da sitzen

sie in Gruppen beisammen, die Männer in ihrer allerliebsten Tracht, die Frauen mit einer Rose im zierlich geflochtenen, glänzend schwarzen Haar; Einer spielt die Guitarre, die Uebrigen hören zu, oder sie plaudern und schäkern. Aus den Häusern klingt das Geklapper der Castagnetten, und durch die langen Balkonthüren sieht man ab und an tanzende Frauengestalten. Dies ist Alles das Volk; Du darfst Dir also keine eleganten Häuser oder irgend ein Raffinement von Luxus oder Schaustellung oder Eitelkeit denken; nein! es ist die alltägliche Unterhaltung, der gewohnte Gebrauch; aber eben in der Alltäglichkeit dieser heitern Sitten liegt für uns ernsthafte Leute ein unbeschreiblicher Reiz. Wir meinen, da müsse es eine Hochzeit geben oder dergleichen äußere Veranlassung. Mit nichten! sie belustigen sich auf ihre eigene Hand. So kamen wir nach der Cartuja, welche auf einem Hügel vor der Stadt grün und schattig liegt. Sie gehört jetzt einem Privatmann, und das große weitläuftige Gebäude scheint keine Bestimmung zu haben. In Nebenhäusern wohnen Gärtner, Aufseher und dergleichen. Als wir an einem dieser Häuschen vorbeigingen, hörten wir drinnen Guitarre und Castagnetten, und blieben am offnen Fenster stehen. Es waren wol ein Dutzend Frauenzimmer beisammen und amüsirten sich mit

Tanz. Kaum gewahrte uns die Frau vom Hause, so lud sie uns ein, hereinzutreten, bot mir die Hand zum Willkommen, wie das bei Vornehmen und Geringen üblich ist, und der Bolero, der durch unsern Eintritt momentan unterbrochen war, begann von Neuem. Er wird paarweise getanzt, die Tänzer schlagen selbst die Castagnetten dazu, und wer dies Talent nicht besitzt, schnippt mit den Fingern. Die Castagnetten geben den Takt an; ihr zierliches Geraffel lenkt die Bewegungen. Ein junger Mann, der Einzige zwischen all' den Frauen, spielte die Guitarre, d. h. er ließ ihre Saiten nicht sowol klingen als schwirren, und eins der Mädchen sang dazu. Der Gesang ist ganz und gar unlieblich, rauhes wildes Getön, das auf eine näselnde Weise ausgestoßen wird. Ueberdas keine Spur von Harmonie in der ganzen Musik! Ein deutsches Ohr meint, die Stimme müsse die Melodie singen, die Guitarre sie begleiten, und die Castagnetten den Takt dazu schlagen: dann sei Einklang drin. Der fehlt ganz und gar, und besonders wegen des Gesanges! Castagnetten und Guitarre machen sich recht gut zusammen; ihr vages Geschwirr hat etwas Träumerisches, Nachlässiges; die Phantasie spinnt es aus — gerade so wie der Dudelsack der Piferari; allein der Gesang zerreißt das Ohr, welches sie

eingewiegt haben. Der Tanz selbst besteht aus Bewegungen einander gegenüber, die gewöhnlich am Schluß desselben lebhafter werden. Die ganze Kunst liegt in der Weichheit und Rundung und in der Leichtigkeit dieser Bewegungen; denn die Füße haben keine schwierigen pas auszuführen. Auch auf dem Theater ist es nicht anders, obgleich da mit einigen Verbrämungen von Pirouetten und entrechats getanzt wird. Beiläufig: nie wird ein andres Ballet auf der spanischen Bühne getanzt, als die Nationaltänze, und man liebt sie so leidenschaftlich, daß sie keinen Abend im Zwischenakt des Schauspiels fehlen dürfen. Der wesentliche Unterschied zwischen dem spanischen Tanz und dem unsern, auf und außer dem Theater, besteht darin, daß dieser mehr mit den Füßen, jener mehr mit dem Oberleib ausgeführt wird. Es ist ein beständiges Biegen und Wiegen und Schmiegen, das man bei uns gar nicht kennt. Die guten Bauermädchen in der Cartuja tanzten übrigens ohne alle verführerische Weichheit, derb und plump, wie ihre großen Füße und ihr starker Körper es voraussetzen ließen; aber auch ohne alle Ziererei und Ansprüche, so daß es doch recht lustig zu sehen war. Wenn sie ausgetanzt hatten, gingen sie zu jedem der anwesenden Männer und gaben ihm den abracito, d. h. eine kleine Umarmung. Das ist so der Gebrauch!

diese geringe Gunst, welche in weiter nichts besteht, als daß die Frau ihren Arm einen Moment auf die Schulter des Mannes legt, während er ihren Leib umfaßt, gerade wie beim Walzer — soll ihn trösten oder beruhigen oder erfreuen, oder das Alles zusammen. Ich amüsirte mich königlich bei dieser Scene, denn alle Mädchen waren auffallend häßlich, und ein wenig schadenfroh sah ich zu, wie meine Herren Gefährten den abracito pflichtschuldigst freundlich und dankbar annehmen mußten. Die Mädchen vollzogen übrigens diesen Gebrauch so ernsthaft, als ob sie eine Verbeugung machten, ohne Verlegenheit und ohne Zudringlichkeit; aber sie vergaßen keinen Mann, und sowol der Guitarrespieler als unser kleiner Zagal, ein vierzehnjähriges Bürschlein, bekamen von allen der Reihe nach den abracito. Der Zagal war dabei, weil unser Majoral für gut fand uns mit fünf Pferden spazieren zu fahren. Die Kutsche war des Umhangs von brauner Leinwand entkleidet, welcher auf der Reise die funfzigjährige fraicheur ihres Lacks verhüllend geschützt hatte, und er fand jetzt die Equipage so elegant, so ganz und gar vom bon genre, daß er durchaus auf der Promenade einen vuelto, oder wenigstens einen voltecillo mit uns machen wollte. Es war die Stunde der großen Promenade auf dem reizenden Spazier-

gang el Salon; es wimmelte von Menschen, und ziemlich viel Wagen, worunter einige recht elegante, fuhren wie in Italien Schritt vor Schritt in den Fahralleen auf und ab. Wir hatten gar keine Lust uns mit unserm Fünfgespann brausend in diese Corsofahrt zu stürzen; die Fremden werden ohnehin fürchterlich angegafft, und die „Sennora muy rubia“ nun vollens! Das heißt: „sehr blond“ und das bin ich. Dem Majoral wäre dies allgemeine Aufsehen grade höchst schmeichelhaft gewesen, und so kostete es Mühe seiner Phaëtons-Laune Einhalt zu thun. Der Salon ist eine ganz deliziöse Promenade! vier Reihen prächtiger Bäume, mit drei wasserreichen hochstralenden Fontänen; die Fahrwege zu beiden Seiten, und jenseit derselben kleinere Gänge zwischen Rosen und andern duftenden Gesträuchen, mit kleinen Fontänchen vermischt; Bänke überall, und Alles gut, reinlich und ordentlich gehalten. Wegen des großen Wasserreichthums und der vielen Bäume sind in Granada so viel Nachtigallen, wie ich nie gehört habe. Ungestört durch das große Menschengewimmel singen sie überall auf den Promenaden ihr glühendes Klagelied, und nichts scheint mit dessen süßen Melancholieen übereinzustimmen als das weiche Mondenlicht, das sich zitternd wie ein scheuer Liebesblick auf die flatternden Wasser-

stralen legt, und von ihnen gleichsam gehoben wird und weichgebrochen abprallt. Es ist eine auflösende Ueppigkeit in dieser Natur — grade deshalb weil sie nicht einen so versengend heißen Charakter hat. In den gar so wilden Gluthen, welche selbst den Felsen zu zerschmelzen scheinen und die Vegetation pulverisiren, wie auf der Südostküste von Spanien, wird einem nicht wohl. Man verschmachtet vor Durst und kann ihn nicht stillen — so ist mir wenigstens dort zu Muth. Kein Baum, kein Schatten, keine Blume, kein Wasser — denn das Meer ist feurig und glänzend wie ein goldener Schild, nicht kühl und plätschernd wie hier die Bäche und Quellen. Aber hier wird einem wohl bis ins Herz hinein! Das Leben fühlt sich angeregt und zugleich calmirt. Die Atmosphäre ist warm, und es rieseln doch erfrischende Luftströme durch sie. Die Vegetation ist üppig von Farben und Duft, und es legen sich doch kühle tiefe Schatten über ihren Glanz. Reizende Bilder fallen ins Auge, ohne grell hinein zu stechen. Anmuthige Gedanken gaukeln durch die Seele, ohne sie leidenschaftlich aufzuwühlen. Das Blut fließt frisch und leicht, nicht fieberhaft durch die Adern. Wenn das Leben ein Traum ist, wie Manche es behaupten, so muß es wonnig sein es hier zu verträumen! es muß sein voll Liebe ohne

Schmerz, voll Sehnsucht ohne Klage, voll Genuß ohne Dorn, voll Ruhe ohne Langeweile — ach Fratello! Du siehst wol, daß ich bereits von Traum befangen bin! .... Und ich hätte doch noch Manches zu erzählen, von Kirchen, von Bildern; — ich habe nur nicht recht Lust. Wenn mir etwas recht wundervoll gefällt, oder wenn ich mich glücklich fühle, so sage ich nicht gern: das ist hierum oder darum: Beschreibung und Analyse sind so übernatürlich leichenhaft neben dem lebendigen Gefühl des Seins, das ich in mir pulsiren fühle; — ich mag lieber so ins Blaue hinein sprechen, ein bischen dumm, ein bischen thöricht. Ihr kommt dabei zu kurz — ich nicht. Glaube Du mir: Leute wie ich sind nie glücklicher, als wenn sie momentan ein wenig verdummen, nicht sehr und nicht lange, aber nur grade genug, um in einer Empfindung befangen zu sein. Granada macht diese Wirkung auf mich. Die Menschen sehen hier heiterer als irgendwo aus, recht als ob ihnen das Leben nicht schwer würde. Das Bild der Zufriedenheit giebt Dir Niemand auf der Welt so lebendig, als ein junger Andalusier zu Pferd, der seine Querida (Geliebte) vor sich auf dem Sattel hat. Die Sättel sind sehr breit und stark gepolstert; die Frau sitzt da ganz bequem und der rechte Arm des Liebsten ist ihre Lehne. Das

Pferd hat vor der Brust eine lange hochrothe Troddel, und Mähnen und Schweif sind oft mit bunten Bändern durchflochten. Die bunte Jacke, die gestickten Kamaschen des Mannes, der zierliche Kopfputz der Frau — Alles vereint sich zu einem festlichen Bilde, und die zwei Leute schauen so munter drein, daß man ihnen wol ansieht, wie die fröhliche Färbung nicht allein von der bunten Jacke herrührt. Die Kamaschen sind ein wesentlicher Theil des Anzugs: unter dem Knie und über dem Knöchel zugeknöpft, sind sie an der Wade offen und lassen den Strumpf sehen; ich sage den Strumpf — das Bein ist aber gemeint, und sie thun sich sehr viel auf ihre schöne Figur zu gut. Das sieht man wohl an der äußerst knappen, engen Kleidung. Du kennst die Geschichte: „Si j'entre je ne prends pas." Nun, was jener Elegant von einem Theil seines Anzugs zum Schneider sagte, das sagt der Andalusier vom ganzen, und da die offne Kamasche gar nicht übereinstimmt mit der sonstigen Knappheit, und sonderbar debraillirt aussieht, so traut man seiner Eitelkeit eine kleine Koketterie zu. Die Kamaschen sind immer von gelbem Leder — einfach, mit Leder und Seide von derselben Farbe ausgenäht; elegant, mit den buntfarbigsten Blumen in Seide über und über gestickt. — Mit diesen

netten Leuten contrastiren auf frappante Weise die schwarzbraunen Zigeuner, die, mit wenigen Lumpen nothdürftig bekleidet, keine andere Wohnung haben, als Hölen im Berge der Alhambra und des Sacro Monte. Da kriechen sie denn zuweilen heraus und betteln, und sehen zum Erschrecken wild und schmuzig aus. Ich weiß nicht, ob man sie in Verdacht hat; genug, es geschehen häufige Mordthaten in Granada. Kürzlich hat man im Dickicht der Promenaden auf der Alhambra selbst einen ganz ausgeplünderten Leichnam — und heute früh auf dem Wege nach Sacro Monte wieder einen gefunden. Es geschehen aber keine Nachforschungen, weder bei Zigeunern noch bei Christen. Wir gingen neulich Abends gegen zehn Uhr am Darro, am Fuß der Alhambra, in einem ziemlich einsamen Theil der Stadt spazieren; plötzlich tauchten auf beiden Seiten der Straße zwei Männer mit großen Stöcken in den Händen auf, stellten sich so, als ob sie uns den Weg vertreten wollten, und baten um ein Almosen. Ich denke, wenn statt drei Herren etwa nur einer bei mir gewesen wäre, so hätte ich eine kleine Räuberscene erleben können. Jetzt ließen sie sich mit der gewöhnlichen Redensart: „Tenemos nada," abfertigen. Ich hatte aber gar keine Lust mehr weiter am „goldnen Darro" und im silbernen Mond-

schein zu promeniren, und wir kehrten um. Einem der Herrn ist übrigens tout de bon eine Börse mit zwei hundert Franks vor dem Theater aus der Tasche gestohlen. Er hat es sogleich bemerkt und angezeigt, aber den Trost bekommen, das sei schwer wieder zu erlangen. Daran ist auch nicht zu zweifeln, besonders wenn man bedenkt, daß einer der Polizeiwächter vor dem Theater — ein Presidario ist. Erräthst Du, was das ist? schwerlich! ein Galeerensclave ist's — ni plus ni moins! In der That, man begreift nicht, wie bei solchen Einrichtungen noch irgend eine Ordnung bestehen kann! Kein Mensch fragt einem Morde nach; ein Diebstahl vollens ist eine ganz unbedeutende, unschädliche Sache, nicht der Rede werth — vielleicht zugelassen zum Besten der armen Galeerensclaven. Aber auf dem Platz vor dem Theater steht das Monument der Donna Mariana Penella, die in den letzten Jahren Ferdinand's VII. hier erhenkt worden ist, weil sie eine conspiratorische Fahne gestickt und den Liberalen geschenkt hat. Welchen bittern Groll muß ein solches Regiment bei dem Volk erzeugen! auf der einen Seite die grenzenloseste Fahrlässigkeit, auf der andern die eisernste Strenge. Die Folge davon ist; daß Jeder sich, wie er kann, Recht zu schaffen sucht, der Eine mit der Navaja, der

Andre durch Bestechung, und daß die Demoralisation unentwirrbar, wie ein Rattenkönig wird. Es mag hier wol besser zu träumen, als wirklich zu leben sein, Fratello.

